

**Ein neues Zuhause schaffen.
Zwischen Raumverlust und Rauman eignung: der Wohnraumpro-
zess der Zufluchtsuchenden im Nachkriegsdeutschland –
dargestellt am Landkreis Harburg**

Dissertation

zur Erlangung des akademischen Grades

Doktor der Philosophie (Dr. phil.)

der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg
Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie

vorgelegt von

Corinna Löhning

aus Lüneburg

Hamburg im Juli 2018

Erste Gutachterin: Prof. Dr. Sabine Kienitz

Zweiter Gutachter: Prof. Dr. Norbert Fischer

Tag der mündlichen Prüfung 20. Mai 2019

Eidesstattliche Erklärung

Ich versichere an Eides Statt durch meine eigenhändige Unterschrift, dass ich die beiliegende Arbeit selbständig und ohne fremde Hilfe angefertigt und alle Stellen, die wörtlich oder annähernd wörtlich aus Veröffentlichungen entnommen sind, als solche kenntlich gemacht habe. Außerdem habe ich mich keiner anderen als der angegebenen Literatur bedient. Diese Versicherung bezieht sich auch auf zur Arbeit gehörige Zeichnungen, Skizzen, bildliche Darstellungen etc.

Ort, Datum

Unterschrift (Vor- und Nachname)

Inhaltsverzeichnis

A. Einleitung	8
I. Hinführung zum Thema	8
II. Untersuchungsgegenstand	9
III. Fragestellung und Forschungsstand	12
IV. Vorgehensweise	15
1. Empirischer Zugang	15
2. Quellenmaterial	20
B. Räume der Mobilität	24
I. Einleitung	24
II. Vom Erholungsraum zum Übergangsraum	27
III. „Es war immer ständig ein Kommen und ein Gehen nach diesen Angriffen“ – Pendelmobilität	31
IV. „...wir waren in dieser Pufferzone“ – administrierte Mobilität	36
V. Wie Bedarfsmobilität den Raum verändert	39
C. Räume des Übergangs	47
I. Einleitung	47
II. Szenarien des Ankommens	50
1. Über das Delegiertwerden im Raum	51
2. Der Geschmack des Ankommens	52
3. Facetten der eigenen Fremdheit	54
4. Räume des Transits	55
5. Zwischen Ausgrenzung und Teilhaftwerden	57

6. Integration durch Mitarbeit	59
7. Die Vereinnahmung des privaten Raumes der einheimischen Bevölkerung durch die Zufluchtsuchenden	61
 III. Die Bewirtschaftung des Raumes – die administrative Aneignung von Wohnraum	64
1. Die „Disziplinierung“ des privaten Wohnraumes – eine neue Raumordnung entsteht	65
2. Die Beschlagnahmung des Wohnraumes	67
3. Das Verhandeln um Raum – die Administrative als Bindeglied	70
4. Das Neuprivatisieren von Wohnraum	72
5. Das Prinzip der Konkurrenz im Raum	74
 IV. Das Wohnen im Übergang	76
1. Auf der Schwelle von Besitz und Besitzlosigkeit – über die Bedeutung von Artefakten und Objekten in der Phase des Übergangs	77
2. Transfer von Hausrat zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden	79
3. Möbelprogramme für Zufluchtsuchende	81
4. Wenn Not erfinderisch macht – Artefakte des Übergangs	83
5. Zwischen Besitz und Besitzlosigkeit – die Wochenendhäuser als Schauplatz des Mangels	84
6. Facetten der Beengtheit im Raum – über Wahrnehmungen und Strategien	86
7. Über das Verstehen und Nichtverstehen im neuen Raum	95
8. Über die Bedeutung der Selbstbestimmung	96
9. Übergangswohnraum als Ausweg aus der Fremdbestimmung	98
10. Vorurteile und Konflikte im Wohnraumprozess	100
11. Wahrnehmungskonstruktionen – Selbstidentifikation und Fremdwahrnehmung in der Phase des Übergangs	102
 D. Räume des Ankommens	106
I. Einleitung – neue Siedlungen in der Nachkriegszeit	106

II. Im Keller wohnen – der Wunsch nach einem Eigenheim	108
1. Neue Raumkonstellationen – Wie Wohnraum über Vernetzung hergestellt wird	110
2. Im Keller wohnen – die Baustelle als Neubeginn	113
3. Über den Umgang mit dem Kellerwohnraum	114
4. Zwischen Neuanfang und Ausgrenzung – Mechanismen des „Otherings“ in einer Siedlung	123
III. Steine herstellen	126
1. Organisierte Selbsthilfe und Baumaterialbeschaffung	127
2. Wie Raum über die Steinproduktion konstituiert wurde	129
3. Bauland als Identitätsraum	132
4. Das Siedlungshaus als Bedeutungsraum	134
IV. Die Entstehung eines neuen Raumes unter administrativer Einflussnahme	138
1. Organisationsformen und Finanzierung von Siedlungsvorhaben unter politischer Regelung	140
2. Zwischen Herkunftsraum und neuem Raum – finanzielle Unterstützung als Medium der Raumaneignung	143
3. Über das Zuteilen von Siedlungsraum	147
4. Der Einfluss der Raum-Vorschriften auf das Wohnen und Leben in der Siedlung	153
5. Der Einfluss des Materialmangels auf das Bauen und Wohnen	154
V. Das Wohnen in einer Nachkriegssiedlung	162
1. Von der Antistruktur zu fremdbestimmten Struktur? – Der Einfluss der Raum-Vorschriften auf das Wohnen	163
2. Der Umgang mit dem Wohnraum	167
3. Mobiliar in der Anfangszeit	173
4. Über die Raum-Ordnung und den Frei-Raum im Wohnraumprozess	179

VI. Zwischen Heim(at)verlust und Eigenheim: wie Raum und Ankommen zusammenhängen	186
1. Wie die alte und neue Existenz das Ankommen im Raum beeinflussen	188
2. Wie wurde die soziokulturelle Identität wieder hergestellt?	191
3. Heimat als Ressource? – wie die Erinnerung an die alte Heimat den Aufbau der neuen Existenz beeinflusste	194
4. Zwischen Identitätszuschreibung und Identitätsfindung	197
5. Eigenzeit und Eigenräume – die Ordnung vom Eigenen und Fremden	200
E. Resümee	203
F. Anhang	229
I. Kurzfassung	229
II. Abstract	230
III. Dokumente	232
G. Quellen- und Literaturverzeichnis	239
I. Ungedruckte Quellen	239
II. Gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur	239
III. Zeitungsartikel	243
IV. Literatur	244
V. Eigene Veröffentlichung im Rahmen der Promotion	267
VI. Bildnachweis	267
VII. Abkürzungsverzeichnis	267

A. Einleitung

I. Hinführung zum Thema

2020 jährt sich das Ende des Zweiten Weltkrieges zum 75. Mal, und somit rückt auch die Erinnerung an Flucht, Vertreibung und organisierter Zwangsumsiedlung wieder verstärkt in das Bewusstsein der Öffentlichkeit. Dabei hat das Thema Flucht und Vertreibung selbst nach über 75 Jahren immer noch nicht an Aktualität eingebüßt. Flucht und Vertreibung beschreiben einen langen Prozess. Angefangen bei dem Verlassen eines Ortes, über den Weg, den die Menschen gehen müssen, bis zur Ankunft in einem neuen und oft beziehungslosen Raum. Hier treffen die Geflüchteten häufig auf bereits beanspruchten Grund, den es neu aufzuteilen gilt – und schließlich geht es auch um das Mit- und Nebeneinanderwohnen. Nach dem Zweiten Weltkrieg war dies aufgrund der hohen Anzahl an Flüchtlingen und Vertriebenen sowie der angespannten Wohnraumsituation infolge der Kriegszerstörungen keine einfache Aufgabe. Schätzungsweise 20 Millionen Menschen hatten ihr angestammtes Zuhause verloren. Aufgrund des anhaltenden Zustroms von Vertriebenen und Flüchtlingen hatte sich die Bevölkerungszahl Westdeutschlands gegenüber dem Vorkriegsstand um 20% auf etwa 51 Millionen erhöht.¹ Die fast 8 Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen, die bis 1950 in der Bundesrepublik aufgenommen wurden, blieben zunächst überwiegend in den grenznahen Landkreisen Schleswig-Holsteins, Niedersachsens, Hessens und Bayerns. Der Bevölkerungszuwachs betrug dort gegenüber dem Vorkriegsstand über 50 %. Niedersachsen gehörte aufgrund seiner Nähe zur sowjetisch besetzten Zone zu den Ländern mit den höchsten Flüchtlingsanteilen in der Bevölkerung.² In Niedersachsen wurden mit rund 1,8 Millionen Menschen nach Bayern die meisten Flüchtlinge und Vertriebenen aufgenommen. Die Hauptlast trug hierbei der östliche Teil Niedersachsens. Allein im Regierungsbezirk Lüneburg hatte sich die Bevölkerungszahl 1950 gegenüber dem Vorkriegsstand von 1939 verdoppelt. Demgegenüber stand, dass während des Zweiten Weltkrieges jedoch über 20 % des gesamten Wohnraums in Deutschland zerstört wurde. Noch 1950 mussten sich in der Bundesrepublik statistisch jeweils drei Haushalte zwei Wohnungen teilen. Darüber hinaus verfügte nur etwa die Hälfte der Haushalte über

¹ Axel Schildt: Gesellschaftliche Entwicklung, S. 7.

² Doris von der Brölie-Lewien: Flüchtlinge in Niedersachsen, S. 94f.

eine Kochstelle zur alleinigen Nutzung. Das „Untermieterdasein“ war nicht mehr durch alleinstehende Personen gekennzeichnet, sondern zum Schicksal ganzer Familien geworden. Erst Mitte der 1950er Jahre stand statistisch wieder jeder Person ein Raum zu. Dessen ungeachtet waren noch 1960 im damaligen Bundesgebiet ein Sechstel aller Wohnungen mit mehr als einem Haushalt belegt³.

II. Untersuchungsgegenstand

In der vorliegenden Arbeit wurde der Landkreis Harburg, der sich südlich von Hamburg erstreckt, als Untersuchungsraum gewählt. Der Landkreis Harburg kennzeichnet sich durch seine Nähe zur Großstadt Hamburg und diente vielen Hamburgern als Ausflugsziel oder Wochenenddomizil. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr dieses Gebiet einen immensen Bevölkerungsanstieg. Da bereits während des Krieges viele ausgebombte Hamburger im Landkreisgebiet untergebracht werden mussten, verschärften die ankommenden Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen die Wohnraumknappheit. Daher muss auch die Wohn- und Versorgungssituation der Stadt Hamburg mit Berücksichtigung finden, da diese immer auch unmittelbare Auswirkungen auf die benachbarten Gebiete hatten.

Der ländlich geprägte Landkreis Harburg liegt im Norden Niedersachsens und grenzt unmittelbar an das Bundesland Hamburg und somit gleichzeitig an die zweitgrößte Stadt Deutschlands. Während des Zweiten Weltkrieges und auch noch danach bekam diese geographische Nähe zur Großstadt eine besondere Bedeutung. Als Standort wichtiger militärischer und industrieller Stützpunkte stellte Hamburg für die alliierten Luftstreitkräfte ein zentrales Angriffsziel dar und war dadurch starken Bombardements ausgesetzt. Die Nähe zur Großstadt bedingte, dass der Landkreis Harburg in dieses Geschehen mit involviert war, da die Flugzeuge zum Eindringen in den städtischen Luftraum über das Gebiet des Landkreises Harburg flogen. Daher wurden zur Abwehr alliierter Flugzeuge in diesem Gebiet Flak- und Scheinwerfer-Stellungen aufgestellt. Somit gehörte der Abwurf von Bomben für die Menschen im Landkreis Harburg zur Wirklichkeit des Krieges. Insbesondere die Dörfer, die direkt an das Stadtgebiet grenzten, waren maßgeblich betroffen.

³ Axel Schildt: Gesellschaftliche Entwicklung, S. 7.

Ein einschneidendes Ereignis in diesem Zusammenhang war der Großangriff auf Hamburg Ende Juli 1943, welches nicht nur folgeschwer für die Stadt Hamburg und seine Bewohner, sondern ebenso für die umliegenden Gebiete und daher auch für den Landkreis Harburg war. Der durch die großflächigen Bombenabwürfe ausgelöste Feuersturm⁴ auf Hamburg verursachte einen Flüchtlingsstrom in die umliegenden Regionen. Schätzungsweise 900000 Menschen flohen oder wurden nach dieser Serie von Angriffen und auch noch in der Folgezeit evakuiert. Durch die weitreichenden Bombardements waren große Teile des Wohnraums in Hamburg zerstört worden. Auf der Suche nach Wohnraum flohen die Menschen in die umliegenden Gebiete, wo sie Aufnahme bei der Bevölkerung in den Dörfern fanden.⁵

Eine weitere für die Wohnraumsituation im Landkreis bedeutende Entwicklung setzte zeitlich mit der Eroberung der Ostgebiete des Deutschen Reiches durch die Russen und der Flucht und Vertreibung ihrer Bewohner ein. Diese Vorgänge leiteten eine zweite, deutlich verschärfte Phase der Wohnraumproblematik ein, denn zu der bereits ausgebombten Bevölkerung kamen nun die Flüchtlinge aus den Ostgebieten hinzu, die ebenfalls dringend Wohnraum benötigten. Der Zustrom von Hamburger Bombenflüchtigen sowie Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten ließ die Einwohnerzahl dieser Region in die Höhe schnellen. So hatte sich die Bevölkerungszahl im Jahr 1949 (= 124397) im Vergleich zum letzten Vorkriegsstand von 1939 (= 62602) nahezu verdoppelt⁶. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderungen nach dem Zweiten Weltkrieg waren für den Landkreis Harburg erheblich. Politik und Wirtschaft standen ihnen zunächst hilflos gegenüber. So klagte beispielsweise Oberkreisdirektor Dehn 1951 in einem Vortrag vor dem Wirtschaftsverein Harburg-Wilhelmsburg über die Belastungen, die in dieser Region durch die Zugezogenen entstanden waren. Er verwies auf die rund 125.000 Einwohner, von denen etwa 35.000 Flüchtlinge und Vertriebene sowie weitere 23.000 Hamburger Bombenflüchtlinge waren. Die damals von ihm geforderte bessere

⁴ Durch die Angriffsserie standen weite Teile der Stadt über mehrere Tage in Flammen.

⁵ Hamburg hatte schon zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft ein massives Wohnungsproblem. 1935 bezifferte das Statistische Landesamt die Zahl der in Hamburg fehlenden Wohnungen auf 25000. Der Wohnungsbau sollte im nationalsozialistischen Deutschland Sache der Privatwirtschaft sein – schon deshalb, weil der Staat so massiv in die Aufrüstung investierte. Zwar gab es eine öffentliche Förderung für Mietwohnungen, doch fiel diese gering aus. Im Krieg steigerte sich das ungelöste Problem dann zur Katastrophe.

⁶ Norbert Fischer: Der gebremste Strukturwandel, S. 6f.

Zusammenarbeit zwischen Hamburg und dem Landkreis Harburg, die diese Belastung gerechter verteilen sollte, blieb jedoch aus.⁷

Mit der Währungsreform 1948 und schließlich mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 setzte in der Folge in Westdeutschland, d.h. den durch Amerikaner, Briten und Franzosen besetzten Gebieten (Zonen) ein regelrechter Bauboom ein. Auch im Landkreis Harburg entstanden zu dieser Zeit zahlreiche neue Siedlungen, die etwa ab 1955 zu einer erheblichen Entspannung der Wohnraumsituation beitrugen. Mit dem Erreichen der Vollbeschäftigung, der Etablierung des Sozialstaats und dem Ende der ersten Phase der bundesdeutschen Wohnungsbaupolitik im Jahr 1957 findet der Untersuchungsgegenstand dieser vorliegenden Arbeit schließlich seine zeitliche Eingrenzung.

Der Untersuchungsraum stand somit in einem Spannungsgeflecht verschiedener Ereignisse, die einander abwechselten und ineinander übergingen und somit auch einander beeinflussten. Die schwierige Wohnraumsituation der Kriegs- und Nachkriegszeit führte in den Dörfern oft zu großen Gegensätzen, denn die einheimische Landbevölkerung hatte im Prinzip fast alles behalten: ihren Herkunftsraum, ihren Wohnraum, ihren Besitz, die angestammte Berufs- und Erwerbstätigkeit, eigenes Land zur Sicherstellung der Ernährung und vor allem den angestammten sozialen Status sowie die gesicherte Identität. Die Vertriebenen und Flüchtlinge hatten dagegen all das verloren⁸. Sie waren ungewollt in der Fremde und dort noch lange nicht zuhause⁹. Zwar hatten auch viele Einheimische infolge der kriegerischen Handlungen Familienmitglieder verloren und blieben darüber hinaus durch den Verlust der eigenen Werte und Normen durch den Nationalsozialismus irritiert und verunsichert zurück, aber dies galt im gleichen Maße ebenso für die Flüchtlinge und Vertriebenen, die überdies auf eine Gesellschaft trafen, in der sie ihren Platz finden mussten. Der Eintritt der Flüchtlinge und Vertriebenen in einen für sie fremden Raum hatte somit auch große Auswirkungen auf die bereits dort lebende Bevölkerung und ihre gesellschaftliche und räumliche Struktur. Öffentlicher wie privater Raum mussten neu aufgeteilt und Ressourcen umverteilt werden, was die Gemeinden

⁷ Norbert Fischer: Der gebremste Strukturwandel, S. 6f.

⁸ Klaus J. Bade/Jochen Oltmer: Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg, S. 71.

⁹ Vgl. auch Albrecht Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945-1990. München 1991.

mit der einheimischen Bevölkerung und nicht zuletzt die Zufluchtsuchenden Menschen vor neue Herausforderungen stellte.

In der vorliegenden Arbeit wird der Eintritt der Flüchtlinge und Vertriebenen in einen für sie fremden Raum untersucht, der ein Verhandeln von Wohn- und Lebensraum mit zwei unterschiedlichen Akteursgruppen mit sich führte: mit der einheimischen Bevölkerung sowie der administrativen Ebene. Die eingehende Untersuchung dieser markanten ländlichen Raumumstrukturierung, die sich auch in der Alltagsarchitektur und der entsprechenden Wohn- und Lebenssituation nach 1945 widerspiegelt, stellt daher nicht nur einen Beitrag zur Analyse von Handlungsstrategien im Angesicht von (Total)Verlusterfahrung bezogen auf Raumaneignung sowie Selbst- und Fremdverortung der Nachkriegsgeschichte dar, sondern trägt auch mentalitätsgeschichtlich zum Verständnis der Entwicklung der suburbanen Lebenswelten unserer heutigen Dörfer und Kleinstädte bei.

Im weiteren Verlauf dieser Arbeit werden die Flüchtlinge und Vertriebenen aus inhaltlichen Gründen als Zufluchtsuchende bezeichnet. Diese Begrifflichkeit wurde von der Autorin bewusst gewählt, um die Perspektive auf den Prozess des Ankommens im neuen Raum zu lenken, da mit dem englischen Begriff „Refugees“¹⁰ der erreichte Zufluchtsort und folglich der damit zusammenhängende Prozess der Raumaneignung in den Vordergrund gestellt wird und nicht der Auslöser, welcher in der Flucht oder Vertreibung liegt.

III. Fragestellung und Forschungsstand

Die Eingliederung der Zufluchtsuchenden nach dem Zweiten Weltkrieg in einen für sie neuen und zunächst fremden Raum erscheint aus heutiger Sicht auf den ersten Blick verhältnismäßig harmonisch und solidarisch. Eine solch große Anzahl von fremden Menschen in eine ebenfalls vom Krieg erschütterte und in großen Teilen zerstörte Region zu integrieren, wurde zum Mythos der Bundesrepublik erklärt und infolge des Wirtschaftswunders als das eigentliche Wunder der Nachkriegszeit verklärt. Die Volkskunde hat die Integration und Akkulturation der Zufluchtsuchenden lange Zeit vor allem mit Blick auf die Pflege und Bewahrung der verlorenen kulturellen Tradition betrachtet, hauptsächlich im musealen Zusammenhang. Über die

¹⁰ Von lateinisch *refugium* = Zufluchtsort.

Wohnraumproblematik, die neben der Ernährung insbesondere in der Nachkriegszeit zu den Hauptproblemen der Menschen gehörte, existieren von Seiten der Historiker bereits diverse Regionalstudien¹¹. In der Volkskunde wurde die Wohnraumfrage der Nachkriegszeit bisher gerne mit einem bewussten Fokus auf die relativ überschaubare Einheit der Siedlung¹² thematisiert, in der kulturelle Entwicklungen und Konflikte der Gesellschaft modellhaft beobachtet werden können. Gleichzeitig hat sie sich aber auch schon früh durch die wegweisende Tübinger Studie¹³ über die „Neuen Siedlungen“ mit soziologischen Aspekten des Zusammenlebens von Einheimischen und Zugewanderten auseinandergesetzt. Während folglich die Wohnraumproblematik der Nachkriegszeit oft thematisiert wurde, blieben hingegen die Mechanismen außer Acht, die beim Raumaushandeln, Raumumstrukturieren und Raumeinnehmen zwischen den Zufluchtsuchenden, Einheimischen und den Behörden in Gang gesetzt wurden. Infolgedessen blieb der Entwicklungsprozess des Wohnens und Einlebens zwischen Zufluchtsuchenden, Einheimischen und Behörden bislang noch weitestgehend unberücksichtigt, und das Prozesshafte, folglich das Einleben und die damit einhergehenden Veränderungen (individuell und gesellschaftlich) ist in die wissenschaftliche Betrachtung nicht genügend mit eingeflossen¹⁴. Dieser Entwicklungsprozess, der bereits mit der Ankunft der Zufluchtsuchenden in einem für sie fremden Raum begann und mit der einsetzenden Siedlungstätigkeit seinen langsamen Abschluss fand, stellt in der volkskundlichen Haus- und Wohnforschung ein Desiderat dar. Dies ist umso überraschender, wenn man bedenkt, dass das soziale Wohnraumgefüge von den Zufluchtsuchenden aktiv mitgestaltet wurde und diese Zufluchtsuchenden sowohl sozial als auch architektonisch den ländlichen Strukturwandel der Nachkriegszeit in der gesamten Bundesrepublik Deutschland maßgeblich mitgeprägt haben. Ausgangspunkt dieser Arbeit stellt somit das Problem der Unterbringung von Zufluchtsuchenden nach dem Krieg dar. Im Weiteren soll ergründet werden, wie sich das anfänglich notdürftige „Untergebrachtwerden“ zum „Wohnen“ entwickelte. Ziel dieser Arbeit

¹¹ Doris von der Brelie-Lewien: Im Spannungsfeld zwischen Beharrung und Wandel – Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, Ausgebombte und Flüchtlinge in ländlichen Regionen Niedersachsens. Hamburg 1993./ Michael Peters: Geschichte der zehn Rosengarten-Gemeinden in der Zeit des Nationalsozialismus. Rosengarten 1997.

¹² So verfasste beispielsweise zum Siedlungsbau der 1950er und 1960er Jahre Albrecht Bedal einen Aufsatz in der Publikation „Zöpfe ab, Hosen an!“

¹³ Hermann Bausinger/Markus Braun/Herbert Schwedt: Neue Siedlungen. Stuttgart 1963. Folgestudie von Christel Köhle-Hezinger: Neue Siedlungen – Neue Fragen. Tübingen 1995.

¹⁴ Was auch an der Fachgeschichte bzw. am veränderten Blick der Volkskunde liegt.

ist es darzustellen, wie die unterschiedlichen Akteure mit ihren unterschiedlichen Wahrnehmungen im sozialen Raum handelten: wie wurde der Wohnraum zwischen den unterschiedlichen Akteurgruppen verhandelt und vereinnahmt? Wie grenzten sie sich räumlich und sozial aus bzw. wie wurden sie ausgegrenzt? Und schließlich: Wie machten sie diesen neuen Lebensraum wieder zu ihrem eigenen Raum? Die Zufluchtsuchenden, die sich in einem Zustand des Übergangs befanden, trafen auf eine weitestgehend homogene Gesellschaft, in der sie zunächst einmal einen Platz finden mussten. Darüber hinaus muss auch berücksichtigt werden, dass die Bevölkerung, auf die sie trafen, ebenso einen Weltkrieg und dessen Folgen zu verarbeiten hatte und sich mit dem Eintreffen und Einquartieren der Zufluchtsuchenden in ihrem Wohnraum abermals als Kriegsverlierer fühlten. Ihr Hab und Gut mit Fremden zu teilen, fiel somit ungleich schwerer, was die Zufluchtsuchenden zu spüren bekamen. Unter diesem Hintergrund wird in der vorliegenden Arbeit untersucht, wie Wohnraum ausgehandelt und der Sozialraum umstrukturiert wurde. Um das „Einwohnen“ der Zufluchtsuchenden als Prozess zu verdeutlichen, wird dieser in drei Phasen untergliedert. Im ersten Kapitel befasst sich die Autorin mit der Phase der Mobilität im Landkreis Harburg, bei der die veränderten Bewegungsintentionen zum Ende des Krieges untersucht werden, da diese einen großen Einfluss auf die räumliche Struktur hatten: zum einen auf die Struktur des Wohnraumes und zum anderen auf den Sozialraum generell. Mittels der Mobilität soll veranschaulicht werden, wie sich die Wahrnehmungen der Menschen auf ihren Sozialraum veränderten und wie sie damit umgingen. Im darauffolgenden Kapitel wird sich die Autorin mit den Räumen des Übergangs beschäftigen: In dieser Phase wurden die Akteure aktiv mit dem Wohnraumverlust konfrontiert, da Wohnraum neu aufge- und umverteilt werden musste, denn nicht nur die Zufluchtsuchenden, die ihren Wohnraum verloren hatten, wurden Bestandteil dieses Geschehens, sondern ebenfalls die einheimische Bevölkerung, die nun ihren Wohnraum abgeben musste sowie die Behörden, die dazu angehalten waren, den Wohnraum neu zu verteilen. Anhand des Wohnraumes verdeutlicht sich schließlich, welche Mechanismen in Bezug auf Besitzlosigkeit und Wohnraumverlust in einer Gesellschaft in Gang gesetzt wurden: Wie wurde der Wohnraum zwischen den Akteuren ausgehandelt, umstrukturiert und vereinnahmt? Welche Reibungsflächen entstanden aufgrund dessen zwischen den Akteuren, und wie wurde da-

mit umgegangen? Und schließlich: Wie entwickelte sich die Wahrnehmung der Akteure für ihren Raum?

Den Abschluss der Arbeit bildet der Untersuchungsschritt, der sich mit den Räumen des Ankommens beschäftigt. Hier liegt der Fokus auf den Siedlungen und das Finden eines eigenen Ortes. Dabei stellt sich die Frage, welche Praktiken die Zufluchtsuchenden anwandten, um die Phase der Besitzlosigkeit und Heimatlosigkeit zu verlassen? Dieses Ansässigwerden der Zufluchtsuchenden wird in Belletristik und Unterhaltungsmedien gerne mit den Begriffen „Heimat“, „neue Heimat“, „zugewiesene Heimat“, „fremde Heimat“ etc. umschrieben. Die Autorin distanziert sich von diesen Begrifflichkeiten, da das Beheimatetsein nicht als ideologisches nationales Heimatgefühl verstanden werden darf, sondern als ein Prozess, bei dem sich die Menschen wieder ihren individuellen Freiraum schafften. Das Eigenheim hatte bei diesem Prozess einen maßgeblichen Einfluss. Daher soll der abschließenden Frage nachgegangen werden, ob und wie der Zustand des „Sich-zu-Hause-Fühlens“ wieder erreicht bzw. hergestellt wurde, verbunden mit der Frage, wie das Ankommen und das Wohnen zusammenhängen. Am Beispiel eines regionalen Forschungsfeldes sollen diese theoretischen Überlegungen konkretisiert werden.

IV. Vorgehensweise

1. Empirischer Zugang

Im Rahmen dieser Arbeit wurde auf unterschiedliche empirische Methoden zurückgegriffen, um eine große Bandbreite an Informationen zu erhalten und um die Alltagswelt von Menschen mit ihren Wahrnehmungen, Deutungen und Aneignungen zu verstehen. Diese spiegeln sich in den kulturellen Austauschprozessen zwischen den gesellschaftlichen Schichten, den sozialen Praktiken und den Auswirkungen von obrigkeitlichen Verhältnissen auf die traditionale Lebenswelt und deren Veränderung wider.¹⁵ Unterschiedliche Zugänge zu den Quellen ermöglichen daher auch unterschiedliche Einblicke in das alltägliche Leben. Die Darstellung dieser Arbeit erfolgt daher sehr nahe an den Quellen, die aus unterschiedlichen Gattungen

¹⁵ Silke Göttisch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, S. 24.

erhoben werden: Archivalische Quellen, autobiographische Texte und Bildmaterial. Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit stützt sich jedoch auf teilstandardisierte Interviews mit Zufluchtsuchenden aus den ehemaligen Ostgebieten des Deutschen Reiches sowie ausgebombten Hamburgern und Einheimischen, die im Untersuchungszeitraum im Landkreis Harburg gelebt haben. Die Interviews wurden im Rahmen eines Forschungsprojektes zum Siedlungsbau der Nachkriegszeit vom Freilichtmuseum am Kiekeberg im Zeitraum zwischen 2005 und 2008 von der Autorin geführt. Die Interviewtechnik orientierte sich zum einen an der Methodik eines leitfadenorientierten biographischen Interviews, zum anderen in Form einer fotogestützten Befragung, die als weitere Unterstützung einer narrativen Gesprächsform dienen sollte. Durch erzählungsgenerierende Fragen sollte zudem eine narrative Struktur gefördert werden, welche die Erfassung subjektiver Sinnzusammenhänge ermöglichen sollte. Ein Leitfaden diene dabei als Orientierungsrahmen und Gedächtnisstütze für den Interviewer, sollte aber nicht die Entwicklung des Gesprächs bestimmen. Im Mittelpunkt stand der Gesprächsfaden des Interviewpartners. Im Unterschied zum narrativen Interview wurden Verständnisfragen, Fragen zu kontextgebundenen Einzelelementen und das Anregen von Detaillierungen und thematischen Zentrierungen situationsbezogen jederzeit im Gesprächsverlauf als förderlich betrachtet¹⁶.

Den Kontakt zu den Zeitzeugen erhielt die Autorin durch dritte Gewährspersonen sowie durch lokale Zeitungsbeiträge, die im Rahmen des Forschungsprojektes zum Siedlungsbau durch das Freilichtmuseum am Kiekeberg inseriert worden waren. Das Sample ließ sich schließlich über Empfehlungen bereits gewonnener Zeitzeugen nach dem Schneeballsystem erweitern. Die Kontaktaufnahme erfolgte bei allen Personen telefonisch. Bereits am Telefon fand mit jedem Zeitzeugen ein kurzes Vorgespräch statt, um die thematische Eingrenzung und das methodische Vorgehen festzulegen sowie eine Vertrauensbasis herzustellen. Die Gesprächsbereitschaft und das Interesse, von diesem Abschnitt ihres Lebens erzählen zu dürfen, war bei allen Kontaktpersonen sehr groß. Um eine Bandbreite an Informationen zu erhalten und dadurch das Geschehen aus unterschiedlichen Perspektiven zu reflektieren, wurden ehemalige

¹⁶ Andreas Witzel: Verfahren der qualitativen Sozialforschung, S. 66ff.;

Zufluchtsuchende genauso wie Einheimische befragt, denn Flucht und Vertreibung, Aufnahme und Eingliederung waren Ereignisse, die den einzelnen Menschen unmittelbar betrafen und die sich nur unter Einbezug ihrer persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse, der Brüche und Kontinuitäten in ihrem Lebensverlauf darstellen lassen.¹⁷

Insgesamt wurden 40 Interviews für diese Arbeit geführt und ausgewertet sowie 30 von ihnen transkribiert. Die Interviews wurden überwiegend zu Hause bei den Zeitzeugen geführt und dort häufig in den Wohnstuben oder der Küche, vereinzelt bei Ortsbesichtigungen oder in öffentlichen Einrichtungen, wie Gemeindehäusern und Archiven. Es wurden Einzelpersonen genauso wie Ehe- und Geschwisterpaare befragt und vereinzelt kleinere Gruppen. Zum Einstieg lag der Schwerpunkt auf der Förderung einer narrativen Struktur des Gesprächs. Die Frage nach den Umständen der Flucht oder Vertreibung der Befragten eignete sich zur Generierung zusammenhängender Erzählungen. Ein Teil derer, die befragt wurden, waren in der Kriegs- und Nachkriegszeit noch Kinder oder Jugendliche. Ihre Eindrücke und Empfindungen unterscheiden sich von denen der damaligen Erwachsenen zu dieser Zeit. Bei der Analyse und Interpretation der Gespräche war es deswegen zudem wichtig, den Prozess des Erwachsenwerdens und die mediale Vermittlung¹⁸ der Ereignisse im Zeitverlauf zu berücksichtigen, da sich viele Ansichten und Empfindungen im Laufe der Zeit geändert und gewandelt haben. Zum einen bewirkt die mediale Vermittlung, dass kollektive Deutungen historischer Ereignisse sich mit persönlichen Ansichten und eigenen Lebenserfahrungen im individuellen Erinnern und Erzählen prinzipiell unentwirrbar vermischen. Darüber hinaus können Ergebnisse historischer Entwicklungen – politischer, wirtschaftlicher, kultureller Prozesse – die Qualität der Erinnerung nicht allein in ihrem Inhalt bestimmen, sondern zugleich einen Einfluss auf die Formen des Denkens und Redens haben.¹⁹ Zum anderen gründen, wie Koch und Welzer bemerken, viele Kindheitserinnerungen auf den Erzählungen der Eltern und Großeltern, was dazu führt, dass sie in ihren Untersuchungen zur Tradierung von Geschichtsbewusstsein erhebliche Veränderungen, besonders auf der evaluativen Ebene, erfahren haben. Sie erklären diese Umformatierungen gehörter und weitererzählter Geschichten zum einen aus familialen

¹⁷ Doris von der Brelie-Lewien: Flüchtlinge in einer ländlichen Region – Aspekte des Strukturwandels zwischen „Drittem Reich“ und Nachkriegszeit, S. 110.

¹⁸ „60 Jahre Kriegsende“ im Jahr 2005 führte es mit sich, dass beispielsweise viele Zeitungs- und Fernsehbeiträge veröffentlicht wurden.

¹⁹ Albrecht Lehmann: Bewußtseinsanalyse, S. 243.

Loyalitätsverpflichtungen, zum anderen aus generationellen und individuellen Sinnbedürfnissen. Zudem nivellierten die sich erinnernden Personen die Geschichte auf eine Art Standardformat und machten sie so von einer fremden zur eigenen²⁰ Daher wird bei der Auswertung und der kontextuellen Verwendung der Interviews in den folgenden Kapiteln auch ein Augenmerk auf die Deutung dieser Narrative gelegt werden. Die Befragung der älteren Flüchtlingsgeneration war dagegen häufig emotional aufgeladen und das Flüchtlingsdasein für diese Personen noch nicht emotional abgeschlossen. Dieses zeigte sich sowohl in einer ungezwungenen Offenheit und lebendigen wie detaillierten und bisweilen unstrukturierten Erzählweise, mit der man über Erlebtes berichtete, als auch in einer gefühlsmäßigen Betroffenheit. Die Betroffenheit zeigte sich in den Interviews insbesondere bei bewusster Auslassung von Erlebtem oder durch Äußerungen, über bestimmte Dinge nicht erzählen zu wollen.

Die Gespräche wurden analog aufgezeichnet und zum größten Teil wörtlich transkribiert und bildeten in dieser Form die Grundlage für die Analyse dieser Arbeit. Bei der Kontextualisierung der Aussagen war es wichtig, die fraglichen Interviewausschnitte in einen Bezug zur Gesprächssituation und Zeitzeugen sowie zu den Kategorien Raum und Zeit zu setzen und anschließend vor dem Hintergrund des gesamten Interviews zu interpretieren.²¹ Hierbei war es wichtig zu beachten, dass die Interviews auf einer reflektierten, „vorzeigbaren“ Version des Erlebten, der eigenen Person oder Gruppe basieren und ein kommunikativ, auf den Zuhörer und die Situation zugeschnittenes Bild erkennen lassen.²² Die Interviews wurden anschließend im Sinne einer Bewusstseinsanalyse interpretiert. Hierbei galt es einige Umstände bei der Interpretation zu beachten: Eine Schwierigkeit bei autobiographischen Quellengattungen besteht insbesondere, „wenn einzelne Menschen mit ihren persönlichen Erfahrungen und Vorstellungen im Mittelpunkt empirischer Untersuchungen mit historischen Dimensionen stehen“²³. Hierbei zwischen Erinnerung und Fiktion zu unterscheiden, bezeichnet Albrecht Lehmann als nahezu unmöglich, da „persönliche Wahrnehmungen und die Aussagen über sie die Welt nie 'objektiv' zur Kenntnis nehmen und wir uns selber darüber hinaus – von der Wahrnehmung eines Ereignisses oder dem subjektiven Akt einer Erkenntnis bis zu einer späteren Wiederga-

²⁰ Torsten Koch/Harald Welzer: Weitererzählforschung, 165f.

²¹ Brigitta Schmidt-Lauber: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens, S. 180.

²² Ebd.

²³ Albrecht Lehmann: Bewußtseinsanalyse, S. 235.

be in Form einer erzählten Erinnerung – als im Mittelpunkt des Weltgeschehens stehend wahrnehmen“²⁴. Der Wahrheitsgehalt von Interviews wird weiter relativiert, wenn man den Standpunkt der Hirnforschung berücksichtigt, wonach unser Erinnerungsprozess nicht darauf ausgelegt ist, ein möglichst getreues Abbild dessen zu liefern, was ist, und dieses möglichst authentisch erinnerbar zu halten. Damit sind Wahrnehmungen und Erinnerungen nach wissenschaftlicher Meinung nichts anderes als datengestützte Erfindungen.²⁵ Auch Lehmann bemerkt ergänzend hierzu, dass „Wahrnehmungen und Erinnerungen beständig unsere Ansichten und unsere Perspektive aktualisieren“²⁶. Auch die Tatsache, dass insbesondere herausgehobene, zur Konstruktion einer erzählenswerten Geschichte geeignete Geschehnisse durch unser Gedächtnis aufgenommen und reflektiert werden, das „durchschnittliche“ Alltagsleben dagegen in Form typisierter Erfahrungs- und Erinnerungskomplexe festgehalten wird, war bei der Interpretation der Interviews stets gegenwärtig. Auch dieser von Koch und Welzer beschriebene Aspekt wurde in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt und verdeutlicht gleichzeitig für den Vorgang der Auswertung und Interpretation der für diese Arbeit erhobenen Interviews, dass es eine große Vielfalt von Wirklichkeiten gibt, die Lehmann mit den Worten umschreibt, dass „alle Gattungen, gleichgültig, ob es sich dabei um traditionelle Muster der Folklore oder um kommunikative Gattungen des Alltags handelt, [...] – solange sie zwischen Menschen kommuniziert werden, d. h. noch nicht in ihre feste Form durch eine Verschriftlichung und Publikation gefunden haben – transistorisch, stets im Wandel“²⁷ sind. Die Auswertung der Interviews wurde daher in Form einer Einzelfallanalyse vorgenommen, um so die individuellen Sinnzusammenhänge besser fassen zu können. Auf diese Weise lässt sich herausarbeiten, wie sich vor dem jeweiligen biographischen und kulturellen Hintergrund der Gesprächspartner deren Lebenssituation und Selbstverständnis zur damaligen Zeit ausgeprägt haben und welchen Einfluss diese auf das Wohnen der Zeitzeugen hatte. Somit lässt sich ein vielfältiges Spektrum verschiedener Umgangsweisen mit dem Wohn- und Sozialraum einerseits aufzeigen, ermöglicht es jedoch andererseits auch in einer Gesamtbetrachtung gemeinsame Grundtendenzen herauszuarbeiten sowie Unterschiedlichkeiten gegenüberzustellen.

²⁴ Albrecht Lehmann: Bewußtseinsanalyse, S. 235.

²⁵ Ebd., S. 236.

²⁶ Ebd.

²⁷ Ebd., S. 245.

2. Quellenmaterial

Das Quellenmaterial zu dieser Arbeit ist breit gefächert. Zuvorderst ist hier die Materialfülle der Archive im Landkreis Harburg zu nennen. Insgesamt wurden für diese Arbeit sechs Archive im Landkreis sowie das Niedersächsische Landesarchiv Hannover besucht und die dort vorhandenen Akten und Dokumente gesichtet. Hierbei handelte es sich überwiegend um Dorf- und Schulchroniken, Schriftverkehr der Gemeinden, Rechnungen, Mitschriften von Protokollratssitzungen sowie Bildmaterial.²⁸

Bei der Auswahl der Archive für diese Arbeit wurde nach unterschiedlichen Kriterien vorgegangen. Ausschlaggebend war hierbei die Mischung unterschiedlicher Archive, vom Landesarchiv und Samtgemeindearchiv über das Stadtarchiv bis hin zum Gemeindearchiv auf dem Dorf. Für Samtgemeindearchive spricht, dass sie sehr große Einzugsgebiete haben und daher eine große Fülle und Vielseitigkeit an Aktenbeständen aufweisen. Das gleiche gilt natürlich auch für Landesarchive, die darüber hinaus durch ihren umfangreichen Bestand erlauben, auch einen Blick in die Nachbarregionen zu werfen, um bestimmte Fragestellungen vergleichend bearbeiten zu können. Stadtarchive haben im ländlichen Bereich gewissermaßen kleinere Einzugsgebiete und sind spezialisierter auf bestimmte stadthistorische Bestände. In den Gemeindearchiven der kleineren Dörfer sind ebenfalls spezialisierte und aufgrund des kleineren Einzugsbereiches sehr detaillierte Bestände anzutreffen. Ein anderer wichtiger Faktor bei der Auswahl der Archive war, eine größtmögliche Streuung über den Landkreis Harburg zu erreichen, um unterschiedliche Landschaftsformen und geographische Gegebenheiten mit ihren Eigenarten und Auswirkungen zu erfassen. Die Verzeichnung und die Benennung der Akten und Dokumente in einem Archiv sind einem klassifikatorischen System unterworfen, das meistens der zeitgenössischen Verwaltungspraxis entstammt und nicht an kulturwissenschaftlichen Fragestellungen orientiert ist. Aufgrund dessen mussten auch für diese Arbeit die Archivstudien in den Aktenbeständen möglichst breit angelegt werden, um auch Akten mit nicht auf den ersten Blick einschlägigen Titeln zu fassen und für die vorliegende Arbeit auszuwerten²⁹. Die Volkskunde nutzt bei ihrer archivalischen Forschung insbesondere zwei Zu-

²⁸ Siehe im Anhang unter Dokumente.

²⁹ Silke Göttisch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, S. 19.

gangsweisen: zum einen die qualitative, die texthermeneutisch arbeitet, zum anderen die quantitative, die auf statistische Verfahrensweisen zurückgreift. Beide Arbeitsweisen grenzen sich nicht hermetisch voneinander ab, sondern können sich je nach Forschungsansatz, Fragestellung und Quellenlage ergänzen³⁰. Bei der Interpretation und Auswertung der einzelnen Archivbestände wurden deren Entstehung und Provenienz berücksichtigt. Die im Archiv vorliegenden Aktenbestände und insbesondere die im Einzelnen für die Arbeit verwendeten Schriftstücke wurden überwiegend aus der Perspektive der Obrigkeit geschrieben bzw. sind im Kontext der Verwaltung entstanden und spiegeln dementsprechend die staatliche Sicht wider³¹. Bevor also mit der Auswertung des Materials begonnen wurde, musste geklärt werden, welchen Status die Quelle in der Zeit ihrer Entstehung hatte³². Darüber hinaus kommt die „Differenz zwischen historischem Entstehungskontext und Überlieferungsbildung“³³ erschwerend hinzu, da „das Archiv homogenisiert, es glättet und lässt dabei die Unterschiede der Entstehungskontexte von Quellen verschwinden“³⁴ und zwingt „Quellen in einen gemeinsamen Kontext, den sie »zu Lebzeiten«, also im Moment ihrer Entstehung in dieser Form nie hatten“³⁵. Dabei ist nicht die Handlung und Äußerung des Einzelnen als individueller Akt wichtig, sondern die dahinterstehenden gesellschaftlich dominanten Deutungen. Erst eine quellenkritische Einordnung, welche die ganze Untersuchung begleitet, ermöglicht eine angemessene, d.h. plausible Analyse³⁶, bei der Materialien rekontextualisiert und Entstehungszusammenhänge rekonstruiert werden³⁷ müssen, „um die Bedeutung des Überlieferten nachvollziehen und einordnen zu können“³⁸. Anders als bei Interviews sind schriftliche Quellen Vertextungen sozialer Ereignisse und kultureller Praktiken und entziehen sich der Beobachtung. In dieser Hinsicht war es auch von entscheidender Bedeutung, sich den Zusammenhang, in dem die hier verwendeten Quellen stehen, zu vergegenwärtigen. Diese Distanzierung ist wichtig, um zu verhindern, dass die Intention des Schreibers in die eigene Interpretation übernommen

³⁰ Silke Göttisch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, S. 24.

³¹ Ebd., S. 23.

³² Ebd., S. 25.

³³ Sabine Kienitz: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, S. 80.

³⁴ Ebd.

³⁵ Ebd.

³⁶ Silke Göttisch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung, S. 25.

³⁷ Sabine Kienitz: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, S. 80.

³⁸ Ebd.

wird³⁹. Bei der Auswertung und Interpretation der Akten und Dokumente war immer gegenwärtig, dass diese in einem für die Interpretation kritisch zu behandelnden historischen Kontext entstanden. Speziell sind hier die Dorf- und Schulchroniken anzuführen, die, oft von Lehrern und Geistlichen verfasst, häufig von zeitgebundenen Anschauungen überformt sind und auch vom Leser so verstanden werden müssen. Deswegen werden Ausschnitte bzw. Zitate aus dieser Quellengattung ebenso wie die hier verwendeten Interviewausschnitte im Text hervorgehoben. Im diesem Zusammenhang wurde sowohl der Kontext der Aufzeichnung der verwendeten Archivbestände als auch die inhaltliche Ebene ihrer Darstellung herausgearbeitet, um ein quellenkritisches und reflektiertes Arbeiten mit den ausgewählten archivalischen Quellen zu ermöglichen⁴⁰, denn „nur durch systematische Zuordnung, durch Kontextualisierung und Hintergrundwissen“, welches „außerhalb des Archivs und jenseits der Quellenfragmente recherchiert werden muss“, ⁴¹ ermöglichen es erst, die Bedeutung der überlieferten Texte und Dokumente kritisch zu hinterfragen und einordnen zu können.⁴²

Das Bildmaterial, welches für diese Arbeit vorliegt, wurde der Autorin sowohl bei den gemeinsamen Treffen mit den Zeitzeugen anvertraut als auch von den Archiven zur Verfügung gestellt. Die Bilder, die aus Privatbesitz stammen, stellen insofern eine ganz besondere Informationsquelle dar, weil es zu der Zeit und unter diesen Umständen für Privatpersonen keine Selbstverständlichkeit war, eine Kamera zu besitzen und darüber hinaus Alltagssituationen fotografisch festzuhalten.

Eine andere Art der Quellenerhebung findet sich in den bodenkundlichen Untersuchungen der Autorin wieder. Aufgrund von Hinweisen aus der einheimischen Bevölkerung ist die Autorin auf die Erdkuhlen in den umliegenden Wäldern des Landkreises Harburg aufmerksam geworden. Darauf folgte eine Geländebegehung mit Zeitzeugen, die mit einem Interview verbunden war. Anschließend wurden im Zuge dieser Arbeit bei weiteren Geländebegehungen schließlich exemplarisch zwei Erdlöcher im Landesforst Rosengarten, nahe der Vahrendorfer Siedlung, ausgemessen und fotografisch dokumentiert. Bedingt durch Erosion und organische Ablagerungen (z. B. Laub u. ä.) haben sich Form und Tiefe über die Jahre verändert. Daher

³⁹ Silke Götsch: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung., S. 23.

⁴⁰ Ebd., S. 24.

⁴¹ Sabine Kienitz: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik, S. 80.

⁴² Ebd.

dokumentieren die hier präsentierten Gegebenheiten einzig den heutigen Zustand. Da es sich bei dieser Quellengattung um archäologische Denkmale handelt, war es nicht möglich, weitere archäologische Untersuchungen vorzunehmen, die vielleicht den ursprünglichen Zustand der Erdkühlen dokumentiert hätten.

Schließlich ist die Sekundärliteratur zu nennen. Hierbei wurden vergleichende Regionalstudien zu ähnlichen Themenkomplexen sowie insbesondere Forschungsergebnisse zu der Stadt Hamburg, dem Landkreis Harburg und den angrenzenden Bundesländern herangezogen.

B. Räume der Mobilität

I. Einleitung

Sich mit Wohnraumkultur zu beschäftigen, bedeutet auch gleichzeitig, sich mit den Räumen auseinanderzusetzen, in dem die Akteure bei Bedrohung oder Verlust ihres Wohnraums agierten und delegiert wurden. Durch die unterschiedlichen Praktiken, Verhaltensnormen und Wahrnehmungen der Akteure und deren Zusammenwirken kommt erst die Vielschichtigkeit von Wohnen im Raum zum Ausdruck. Eine wichtige Komponente bei der Bildung von sozialen Räumen ist die Kategorie der Bewegung. Dieses Bestimmungsmerkmal gewinnt an Bedeutung, wenn Menschen ihren Wohnraum verlieren oder die Sicherheit in den eigenen „vier Wänden“ nicht mehr gewährleistet ist. Dann werden Menschen zur Mobilität gezwungen. Auf der Basis des Terminus des Übergangs aus dem Konzept der Liminalität von Victor W. Turner⁴³, anhand dessen Verkehrung der Ordnung sich erst die eigentliche Ordnung einer Gesellschaft offenbart und ihre impliziten Mechanismen und Verhaltensnormen offengelegt werden, werden die Bewegungen der Akteure im Untersuchungsraum betrachtet. Hierbei soll im Rahmen dieser Arbeit Raum als sozialer Raum verstanden werden, „dessen Bedeutungen prozesshaft erst durch die sozialen Beziehungen und Deutungen der Menschen entstehen und der sich dabei als Ergebnis sozialer Praktiken zugleich wieder auf diese auswirkt“⁴⁴.

Ausgangspunkt ist zunächst die Tatsache, dass räumliche Konstellationen nicht starr sind, sondern sich verändern, da sie in enger Relation zu den Akteuren, Ereignissen und sozialen Prozessen stehen. Es sind die Akteure, die den Raum durch ihr Handeln und ihr Tun dynamisch werden lassen. Susanne Rau⁴⁵ unterteilt die Raumdynamik in drei Phasen: 1) Die Entstehung, die den Entstehungsprozess räumlicher Formation beschreibt, 2) den Wandel bzw. die Aneignung, bei der die Akteure die Räume durch spezielle Nutzung, beispielsweise durch Bewegung neu verknüpfen können, und 3) die Auflösung, die das Zerfallen, Verschwinden, Auflösen oder gar Zerstören von räumlichen Konstellationen beschreibt und in der die Rolle

⁴³ Victor W. Turner: Liminalität und Communitas. In: Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Hg. v. Andréa Belliger/David J. Krieger. Wiesbaden 2006³. S. 247–260. / Victor Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt/New York 2005.

⁴⁴ Sabine Kienitz: (Über-)Lebensraum Strasse. Mobilität und Raumerfahrung im frühen 19. Jahrhundert, S. 104.

⁴⁵ Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen. In: Historische Einführungen, Bd. 14. Frankfurt/New York 2013.

des Akteures wiederum passiv, wie aktiv sein kann.⁴⁶ Hierbei gilt es zu bedenken, dass es immer die einen gibt, die Räume schaffen, und die anderen, die mit den so und nicht anders geschaffenen Räumen zunächst einmal in der Weise umgehen müssen, wie sie gedacht waren und auch erbaut waren⁴⁷, denn bei räumlich dynamischen Prozessen geht es auch immer sowohl um Macht als auch um Durchsetzung beim Aneignen und Aushandeln von Raum.⁴⁸ Wenn Raum also von den einen Akteuren einer anderen Bestimmung überführt wird, kann die „räumlich fundierte soziale Ordnung“⁴⁹ für andere Akteure empfindlich gestört werden und Mechanismen in Gang setzen. Dadurch werden Handlungsprogramme unterbrochen und von „Übergangsritualen“ abgelöst, um diese liminale Phase zu überwinden. Daher soll Bezug auf die Überlegungen des Übergangsraums von Johanna Rolshoven⁵⁰ genommen werden, die in der Kategorie der sozialen Bewegung ein Bestimmungsmerkmal sieht. Impulsgeber dieser Bewegungen im Untersuchungsraum im übergeordneten Sinne sind die kriegerischen Handlungen. Es steht außer Frage, dass im Prinzip die gesamte Situation der Region somit einer Übergangssituation gleichkommt, da Krieg „in jeder alltäglichen Hinsicht-, die an existentielle Grenzen reichende Anpassungsleistungen und Notwendigkeiten erforderlich machen. In solchen Fällen gerinnt das Übergangskonzept leicht zur bloßen Metapher für die menschliche Existenz“⁵¹. Jedoch nur der Wohnraumverlust und die Tatsache, dass der eigene Wohnraum zu einer Gefahrenzone geworden war, gaben den Akteuren den Antrieb zur Mobilität.

Wohnraum zählt neben dem Bedarf an Nahrung und Kleidung zu den menschlichen Grundbedürfnissen. Aufgrund des Krieges wurden diese Grundbedürfnisse stark eingeschränkt, und Wohnraum wurde, genauso wie Nahrung und Kleidung, zu einer wichtigen, weil knappen Ressource im Krieg, die administrativ „bewirtschaftet“ wurde. Der Wohnraum war jedoch nicht nur knapp geworden, sondern der Verbleib in den eigenen vier Wänden wurde auch aufgrund der Bombenangriffe sowie der näher rückenden Truppen im Osten zu einem lebensbedrohlichen Faktor. Begreift man den Wohnraum als Ort, von dem alle Handlungsstränge aus-

⁴⁶ Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 164–171.

⁴⁷ Markus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 19.

⁴⁸ Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 164.

⁴⁹ Nach Markus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 13.

⁵⁰ Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“. In: Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Hg. v. Kokot, Waltraut/Hengartner, Thomas/Wildner, Kathrin. Berlin 2000 (Kulturanalysen, Bd. 3). S. 107–122.

⁵¹ Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S.112.

gehen und der, wie Johanna Rolshoven ihn beschreibt, durch Stabilität und Eindeutigkeit gekennzeichnet ist⁵², dann wurde den Akteuren genau diese Konstante genommen bzw. stark eingeschränkt. Sie wurden gewissermaßen entortet und kurzfristig wie längerfristig in einen Zustand des Übergangs versetzt, bei dem sie, um es mit Turners Worten zu sagen, weder hier noch da sind, weder das eine noch das andere sind.⁵³ Resultierend aus dem Entzug dieser Konstante wurden die Akteure so zur Mobilität gezwungen. Die Verbindung zwischen Übergangsräumen und Mobilität besteht in der bereits von Johanna Rolshoven formulierten Tatsache, dass sich Übergänge am ehesten über Bewegungen fassen lassen.⁵⁴ Im Rahmen dieser Arbeit ist hier mit der Frage anzuknüpfen, wie Praktiken der Mobilität diese Räume überhaupt erst schaffen. In diesem Kapitel soll jedoch nicht nur veranschaulicht werden, wie der Raum durch die Bewegungen der Akteure zu einem Übergangsraum konstituiert wurde, sondern auch, welche Wirkung Mobilität in Krisen, also Übergangssituationen, haben kann. Was bewirkt Mobilität in einer liminalen Situation zwischen den Akteuren? Es soll also nicht nur das Liminale anhand der Bewegung sichtbar gemacht werden, sondern auch, wie sich die Liminalität auf die Mobilität auswirkte. In diesem Zusammenhang soll an den Gedanken von Johanna Rolshoven angeknüpft werden, dass sich der Mensch auf seinen täglichen Wegen nicht in neutralen Raumgefäßen bewegt, sondern in Bedeutungsräumen, welche als unsichtbare Grenzhüter die normative Kodierung für Einzelne oder Gruppen bestimmen [...] und sich mehrheitlich an [...] Orts-Fremde richten.⁵⁵ Diese Verhaltenskodierungen werden umso deutlicher in liminalen Zuständen, bei denen Menschen unterschiedlicher Raumkulturen aufeinanderstoßen. Im Folgenden soll der Fokus auf drei Akteursgruppen liegen: die Hamburger Bombenflüchtlinge, die Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten sowie die einheimische Bevölkerung des Untersuchungsraumes. Anhand dieser Personengruppen soll exemplarisch dargestellt werden, welche Bedeutung Mobilität in Übergangsräumen zukommt und welche Verhaltensnormen sie offenlegt. Obwohl versucht wird, die durch die Bewegungen der Akteure entstehenden Deutungen, Verhaltensweisen und Aneignungsstrategien aus unterschiedlichen Perspektiven zu reflektieren, sind sie doch ein Teil eines sozialen Prozesses im Raum, der

⁵² Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S. 109.

⁵³ Victor W. Turner: Liminalität und Communitas, S. 249.

⁵⁴ Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S. 117.

⁵⁵ Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung - Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde, S. 136.

sich durch sein Nebeneinander, Ineinander und Gleichzeitigkeit individuellen Handelns auszeichnet und auch so verstanden werden soll.

II. Vom Erholungsraum zum Übergangsraum

Relevant für den Landkreis Harburg ist, dass er an das Stadtgebiet Hamburg angrenzt und vor den einsetzenden kriegerischen Handlungen aufgrund dieser Nähe von vielen Hamburgern als Ausflugsziel an den Wochenenden oder in den Ferien genutzt wurde. Auch war es ein beliebtes Gebiet für Wochenendhäuser und Schrebergärten. Die Harburger pendelten hingegen zum Teil nach Hamburg in die Stadt zur Arbeit oder zum Einkaufen. Mit dem Verlust des Wohnraumes vieler Menschen in Hamburg infolge des Krieges und der kriegerischen Handlungen im Landkreis Harburg wurde dieses Bewegungssystem in vielerlei Hinsicht gestört, und alltägliche Handlungsabläufe wurden unterbrochen. Neben der geographischen Lage bedingten insbesondere auch die Flakstellungen im Landkreis Bombenabwürfe. Die Nähe zur Stadt Hamburg zeigte nun ihre Kehrseite, und die geographische Verortung dieses suburbanen Raumes wurde auf eine neue Bedeutungsebene gehoben. Eine einheimische Zeitzeugin aus Buchholz erinnert sich, wo sie während der Bombenangriffe Zuflucht suchte.

„Wir blieben zu Hause. Das Haus war sehr massiv gebaut, es gab zwei Kellerräume, die wir uns eingerichtet hatten. Wir, das sind Familie Schmitz, noch zwei andere Familien und ich. Bei Fliegeralarm kamen die bei uns in den Keller. Unter anderem eine junge Frau mit drei Kindern, die gegenüber bei Familie Derboven wohnte. Im Keller gab es Betten für die kleinen Kinder. Dort haben wir uns aufgehalten.“⁵⁶

Die Region wurde der Stadt Hamburg in vielerlei Hinsicht räumlich untergeordnet und umfunktioniert und den Bedürfnissen der Stadt angepasst. Die bauliche Umstrukturierung des Raumes durch Flakstellungen und Scheinwerferstationen veränderte nicht nur die funktionale Bedeutung des Landkreises vom Ausflugs- und Erholungsraum zu einer Pufferzone. Auch der Wohnraum wurde plötzlich nicht nur zu einer wichtigen Ressource, sondern auch zu einem Sicherheitsrisiko, auf das die Menschen individuell reagierten. Während der städtische Raum mit Luftschutzbunkern ausgestattet war, standen den Men-

⁵⁶ Frau K. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 12.04.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 3.

schen auf dem Land lediglich ihre Kellerräume zur Verfügung, die sie kurzerhand zu Luftschutzräumen umfunktionierten, die jedoch in keinsten Weise diesem Zweck entsprachen. Der im Interviewausschnitt genannte Keller, der zuvor nur als Lager- und Vorratsraum diente, wurde so einer anderen Funktion zugeführt, ausgelöst durch eine veränderte Bewegungsintention. War der Weg über die Treppe in den Keller bisher dadurch intendiert, Nahrungsmittel zu beschaffen, veränderte sich dieser nun hin zu einem Fluchtweg, um Schutz zu suchen. Aus dieser neuartigen Verknüpfung des sozialen Raumes, hervorgerufen durch die Bewegung der Akteure, entstand eine neue Form der Nutzung des Keller- raumes, die sich visuell und haptisch durch die Umgestaltung des Kellerraumes manifestierte und den zuvor kurzen Gang in den Keller zu einem längeren Aufenthalt veränderte. Ähnlich wie die Kellerräume wurden auch Infrastrukturbauwerke wie beispielsweise Tunnel und Wasserdurchlässe durch die Akteure angeeignet und einer anderen Funktion überführt, die nicht den Normen und Regeln der Raumpraktiken entsprachen und so zu Sammelstellen ganzer Siedlungen wurden.⁵⁷ Drei einheimische Zeitzeugen erzählen im Folgenden, wie sie als Kinder das Schutzsuchen in den Wasserdurchlässen erlebten.

Frau Z.: „Wir haben Glück gehabt. Das wundert mich auch. Denn die (Flugzeuge der Alliierten) sehen da oben ja auch, wenn da welche den Himmel ableuchten. (sie meint die Flakscheinwerfer) Also, wir hatten ganz schön Schiss, und deshalb sind wir ja auch immer in diese kleine Unterführung, einen Meter hoch, gekrabbelt. Die halbe Siedlung. Unter der Bahnböschung. Immer, wenn Fliegeralarm kam.

Herr Z.: „»Angströhre« haben wir dazu gesagt.“

Frau Z.: „Einen kleinen Stadtkoffer mit den Papieren hatten wir dabei und eine Tasche mit etwas Essen, Mettwurst und Schinken.

Wo war das?

Frau Z.: „Unter dem Bahndamm, da waren so kleine Rohre oder Schächte, wo das Wasser ablaufen konnte. Da hatten wir Stroh hingbracht, damit man da schön liegen oder sitzen konnte. Einen Meter hoch, also heute würde ich da nicht mehr reinkrabbeln.“

Frau W.: „Ich auch nicht.“

Frau Z.: „Aber wir haben uns so wohl gefühlt da. Wir haben Spaß da gehabt und alles. Wenn Fliegeralarm kam, dann wurde alles geschnappt und dann ging es da runter.“⁵⁸

⁵⁷ Bei Westerhof/Tötensen und Buchholz dienten beispielsweise Tunnel, welche die Funktion von Wasserdurchlässen hatten, als Unterstand und Schutz vor Bomben und Granaten, in welche die Mensch hineinkrochen.

⁵⁸ Herr und Frau Z. und Frau W. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 17.01.2005, Stadtarchiv Buchholz. S.10.

Während eine Zeitzeugin zunächst den Bewegungsantrieb im Außenraum, nämlich die Angst benennt („wir hatten ganz schön Schiss“), und schließlich die Bewegung an sich durch den Außenraum in den Übergangsraum beschreibt, fügt der Zeitzeuge im Gegenzug - zunächst als unterstützendes Element gedacht – ein Faktum hinzu, nämlich die Namensgebung des Übergangsraumes durch die Akteure. Dadurch wird ein entscheidender Wendepunkt in der Darstellung der Zeitzeugin eingeleitet, der verbindendes und trennendes Element zwischen diesen Räumen zugleich ist. Diese Benennung schafft eine Umkehrung der Erzählperspektive auf die Räume. War die Erzählperspektive zunächst durch die Bewegung und die Angst im Außenraum intendiert, änderte sich die Perspektive nun durch die Benennung des Schutzraumes als „Angströhre“ auf denselben und sie beschreibt im Gegenzug das „sich wohnlich einrichten“ mit Stroh und Essen sowie das positive Gefühl, das im Übergangsraum aufkam („Aber wir haben uns so wohl gefühlt da“). Zwar bewirkte die Deutung („wir haben Spaß da gehabt und alles“) aus der Distanz zu dem Geschehenen eine Verklärung und Romantisierung, die auch auf die Tatsache zurückzuführen ist, dass die Zeitzeugen zur damaligen Zeit noch Kinder bzw. Jugendliche waren, doch ergibt sich aus dem Perspektivwechsel ein Spannungsbogen, der durch die Akteure verbal aufgebaut wird. Obwohl der sichere Übergangsraum Angströhre genannt wurde, war es nicht dieser Raum, der Angst verursachte, wie das Wort vielleicht signalisieren könnte, sondern in den man flüchtete, weil der Außenraum Angst verursachte. Das Gefühl der Angst im Außenraum war also der Antrieb dieser Bewegung. Die Akteure „krabbelten“ aus Angst in die Röhre, um Schutz zu suchen, und diese Bewegungsin-tention wurde paradoxerweise sprachlich im Übergangsraum verortet und bildete einen emotionalen Spannungsbogen zwischen den Räumen, gewissermaßen einen emotionalen Zwischenraum. Folglich war auch hier die Bewegung der Akteure von zentraler Bedeutung, jedoch mit dem Unterschied, dass es sich um eine kollektive Form der Mobilität handelte, bei der sich die Verknüpfungsleistung von Räumen nicht im Haus vollzog, sondern auf der Straße, im Dorf oder in der Dorflandschaft, wodurch diese zum Übergangsraum wurden. Während die Kellertreppe bereits zuvor einen festgelegten Übergang im Haus markierte, nämlich den zwischen Wohnraum und Vorratsraum, war die Straße bzw. die Dorflandschaft als öffentlicher Raum individuell von jedem Akteur sozialräumlich definiert. Die kollektive Bewe-

gungsintention schaffte durch eine gemeinsame Verknüpfungsleistung von Räumen somit nicht nur einen kollektiven Übergangsraum, in dem die Akteure während der Luftangriffe Zuflucht und Schutz suchen konnten, sondern auch einen gemeinsam wahrgenommenen Zwischenraum, zwischen Wohnraum und Schutzraum, der auch gleichzeitig einen Übergang markierte.

Wie bei den Kellerräumen, so manifestierte sich auch die Aneignung der Infrastrukturbauwerke und dessen Umnutzung haptisch wie visuell in der Umgestaltung, beispielsweise durch das Auslegen von Stroh. Sowohl das „wohnlich machen“ mit Stroh als auch die vorsorgliche Organisation mit Lebensmitteln lässt zum einen auf einen routinierten und durchdachten Handlungsablauf im Raum schließen, in dem die Akteure zum anderen mit einem länger andauernden Zustand rechneten. Diese Verknüpfungsleistung von zeitlicher und räumlicher Disponierung lässt eine Strategie erkennen, durch die der Raum neu organisiert und zum Übergangsraum bzw. Zwischenraum umfunktioniert wurde. Diese Strategie wurde an vielen Orten im Untersuchungsraum eingesetzt.

Doch wie an den Interviewbeispielen auch deutlich wird, wurden nicht nur Bauten an die veränderte Raumnutzung angepasst, sondern auch die subjektive Wahrnehmung und somit auch der Sprachgebrauch der Akteure auf ihren Lebensraum. Diese subjektiven Konstruktionen sind, wie Susanne Rau bemerkt, nicht subjektiv in einem individuellen Sinn, sondern soziale Konstruktionen, die sich aus Erkennungs- und Handlungsmuster zurückkoppeln, die sie bei der körperlichen Bewegung benötigen und die Akteure erst raumkompetent machen.⁵⁹ Aufgrund dieser Zwangsmobilität wurden nicht nur kleine Übergangsräume geschaffen, die einer anderen Funktion überführt wurden, sondern auch bedarfsgerecht angepasst und schließlich sprachlich verortet wurden. Um diese Schutzräume zu erreichen, war somit nicht nur ein erhöhtes Maß an Mobilität erforderlich, sondern auch der aktive Ausbau von Fluchwegen und Fluchträumen, die im Bedarfsfall genutzt werden konnten und eine neue Verknüpfung von Orten darstellten sowie eine andere Form der Interaktion und Vernetzung unter den Akteuren aufgrund eines gemeinsamen Rückzugraumes, in dem sich nicht nur die Privatsphäre in den Übergangsräumen verdichtete, sondern auch die Mobilität an sich zu einer Intention verdich-

⁵⁹ Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 172.

tet wurde. Nicht nur das Wegesystem und der Raum veränderten sich, sondern auch die Wahrnehmung der Menschen in diesem Raum. Kellerräume wurden nicht mehr länger als reine Lager- und Vorratsräume betrachtet, sondern nun vorrangig als Schutzräume. Das galt analog für die Wasserdurchlässe. Die Mobilität der Menschen wirkte somit wie ein Ventil auf die unzureichenden Schutzvorkehrungen und die Unsicherheit der eigenen vier Wände und fand schließlich ihren Ausdruck in der aktiven Improvisation und Umfunktionierung des bereits vorhandenen Baubestands, der nun an die veränderten Bedürfnisse angepasst werden musste. Die Akteure bildeten so durch Bewegung individuelle und kollektive Schutzzonen, die aus der veränderten sozial-räumlichen Dynamik entstanden und durch diese auch wieder schließlich mit dem Ende der kriegerischen Aktivitäten aufgelöst wurden.

III. „Es war immer ständig ein Kommen und ein Gehen nach diesen Angriffen“– Pendelmobilität

Eine signifikante Veränderung trat schließlich im Sommer 1943 mit der Bombardierung Hamburgs ein. Diese Bombardierungen aus der Luft gehörten zu den schwersten während des Zweiten Weltkrieges, in deren Folge 31.647 Menschen ums Leben kamen, und 125.000 Menschen verletzt wurden. Nahezu eine Millionen Menschen wurden obdachlos. Am Ende des Krieges stellte die Baubehörde für den gesamten Hamburger Raum knapp 50 % total zerstörte und etwa 30 % beschädigte Wohnungen fest.⁶⁰ Dies hatte zur Folge, dass viele Hamburger die Stadt während des Krieges auf eigene Initiative mit der Bahn, dem Auto, dem Fahrrad oder zu Fuß verließen,⁶¹ bei den flussnahen Ortschaften oft auch auf dem Wasserweg.⁶² Ein weiterer Grund für diese einsetzende Mobilität war, dass in Hamburg ein Mangel an Nahrungsmitteln und Trinkwasser herrschte und oftmals die entsprechenden Verteilungsstellen, insbesondere für Mütter mit Kindern oder für alte Menschen, nur sehr schlecht oder überhaupt nicht erreichbar waren. Der Stadtraum schränkte für viele Menschen die Bewegungsfähigkeit ein, und zudem war keine ausreichende Versorgung garantiert.⁶³ Aber auch weil sie oft von den zuständigen Behörden gegenteilige Anweisungen zur Flucht oder zum Bleiben erhielten, ver-

⁶⁰ Jörgen Bracker (Hg.): Hamburgs Weg in den Feuersturm, S. 128f.

⁶¹ Wilhelm Marquardt: Chronik III der Dörfer in der Gemeinde Rosengarten, S. 89.

⁶² Zitiert nach Otto Puffahrt: Hoopte 1291–1991, S. 301.

⁶³ Siehe hierzu auch Ilse Grassmann: Ausgebombt. Ein Hausfrauen-Kriegstagebuch, S. 40ff.

ließen viele Hamburger aus Verunsicherung den städtischen Raum. Darüber hinaus gab es bei der organisierten Evakuierung der Hamburger Bevölkerung Beschränkungen, so dass zuallererst die wohnungslosen Hamburger aus der Stadt gebracht wurden und dann Familien mit sechs, fünf und vier Kindern.⁶⁴ Nicht zuletzt, weil viele Hamburger nicht evakuiert werden konnten, flüchteten sie in das Hamburger Umland. Somit flohen nicht nur Ausgebombte aus der Stadt, sondern auch viele Menschen, die ihren Wohnraum noch besaßen, brachten sich oder zumindest ihre Kinder aus Angst vor weiteren Angriffen im Umland in Sicherheit.⁶⁵

„Es sind auch welche da gewesen, die ein bisschen länger blieben. Je nachdem wie das wohl, ich weiß jetzt nicht wie das Haus zerstört war oder, oder nicht zerstört war oder was weiß ich. So die hauten dann auch wieder ab, aber es war immer ständig ein Kommen und ein Gehen, nach diesen Angriffen da.“⁶⁶

Diese Mobilität der Hamburger Bevölkerung aus der Stadt heraus hatte einen befreienden Charakter in vielerlei Hinsicht. Die Hamburger entzogen sich dadurch nicht nur den Bombenangriffen und einer eingeschränkten Bewegungsfreiheit in der Stadt durch die Zerstörung, die eine Versorgung mit den grundlegendsten Dingen erschwerte, sondern auch einem Reglement, das versuchte, die Mobilität in und aus der Stadt heraus zu strukturieren. Insofern war das städtische Umland nicht nur ein Fluchtraum, sondern auch Bewegungsfreiraum für die Hamburger Flüchtlinge.

Während ein Großteil der ausgebombten Bevölkerung Hamburgs eine Unterkunft bzw. Wohnmöglichkeit für einen längeren Zeitraum im Landkreis Harburg suchte, war es für einen Teil der städtischen Bevölkerung nur als eine kurzfristige provisorische Übergangslösung oder Schutzmöglichkeit vor der akuten Gefahr in der Stadt, die sie bei drohenden Bombenabwürfen aufsuchten. So entstand ein regelrechter Pendelverkehr zwischen der Stadt und dem Hamburger Umland, der bis zum Ende des Krieges weiter anhielt.

Viele Hamburger suchten während der Kriegszeit in den angrenzenden Wäldern des Landkreises Harburg Schutz vor den Bombardements. Dort gestaltete sich die Aufenthaltszeit und Aufenthaltsart der Menschen sehr unterschiedlich. Vor Ort wurden zum Schlafen Erdlöcher gegraben und notdürftig Hütten gebaut. Eine Zeitzeugin, die selbst als Kind mit ihrer Familie

⁶⁴ Siehe hierzu auch Ilse Grassmann: Ausgebombt. Ein Hausfrauen-Kriegstagebuch, S. 43.

⁶⁵ Schulchronik Westerhof 1941–1964. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 06.42.

⁶⁶ Herr E. (Einheimischer) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005. S. 2.

bei Angriffen in einem Erdloch im Wald Schutz suchte, erinnert sich bei einer Begehung dieses Waldstücks.

„Ja, so sahen die Löcher aus. Die waren so groß, dass man sich dort hinlegen konnte und ein paar Sachen hinstellen konnte. Und diese langen Stangen von den Tannen hier, von den jungen (Tannen), die hat man da drüber gelegt und dann hat man die Zweige oben drüber gelegt, damit man ein bisschen geschützt war, vor der Witterung, ne. [...] Man hat auch Behausungen geschaffen, wenn jetzt hier meinetwegen so Bäume günstig standen, im Viereck, dann hat man das hier dicht gemacht, um ähm, um dahinter Windschutz und Regenschutz zu kriegen. Nur weg aus Hamburg, nur weg da. [...] ... sehen Sie so sahen die Löcher aus, ne. Die waren auch nicht größer. Und eine Seite war immer so ein bisschen flach, damit man da so reingehen konnte, ich möchte schon sagen, das war ganz typisch. Man hat das ausgeschachtet und das, was man ausgeschüttet hat, hat man dahinter gemacht, damit man rings herum einen Wall hatte, ja.“⁶⁷

Je nach eigenen Mitteln und Fähigkeiten war die Art der Erdbehausungen unterschiedlich. Baumaterial wurde in den Wäldern gesammelt oder in den angrenzenden Ortschaften, ebenso Gerätschaften beispielsweise zum Ausheben der Gruben. Diese Erdlöcher wurden zum Schutz vor Witterungseinflüssen mit Ästen und dergleichen überdeckt. In einem Erdloch schlief die ganze Familie, die häufig nur noch aus den Kindern, der Mutter und den Großeltern bestand. Weitere Unterkünfte bildeten selbstgebaute Hütten aus Ästen, Brettern und anderem zur Verfügung stehendem Baumaterial aus dem Wald oder von der einheimischen Bevölkerung. Diese Notbehausungen stellten während des Krieges in den Wäldern keine Ausnahme dar. Die Wälder, die den Hamburgern zuvor noch als Naherholungsraum gedient hatten, erfuhren hier eine Transformation zu einem Schutzraum, der keiner administrativen Struktur unterworfen war, sondern nach den Regeln jedes Einzelnen gestaltet und ausgelebt wurde. Auch die Dauer des Aufenthaltes wurde von jedem Einzelnen selber entschieden. Der Raum wurde in Anspruch genommen, ohne dass vorherige Besitzverhältnisse geklärt wurden. Raum wurde somit nicht ausgehandelt, sondern vereinnahmt. Die Akzeptanz der Bevölkerung dieser Raumvereinnahmung und Umnutzung lässt sich aus der Tatsache ableiten, dass die Einheimischen die geflüchteten Menschen verorten konnten, die ihnen in diesem Sinn nicht fremd wa-

⁶⁷ Frau G. (Einheimische) aus Otter, Interview vom 24.03.2005. S. 3f.

ren. Sie wurden mit dem Ortswechsel außerhalb Hamburgs auch als Butenhamburger⁶⁸ sprachlich verortet.

Die Raumverinnahmung der Butenhamburger wurde auch von der einheimischen Bevölkerung wahrgenommen und toleriert. Ein einheimischer Zeitzeuge beschreibt seine Eindrücke:

„Die Ausgebombten sind ja dann in Buchwedel, z.B. in den Grenzgräben, die es ja gibt, so Unterschlupf gesucht haben, da waren denn so Baumstämme und so dünnere Bäumchen, so Zweige rüber gedeckt und so und da haben die sich aus Hamburg erst mal überhaupt ums Überleben, in den Gräben da praktisch zur Übernachtung da was eingerichtet. Das erinnere ich noch, als Kind mit meinem Großvater da umher gelaufen bin ja auch und das dann gesehen hab. Ja, das war so auf Distanz, genau wie man so als Kind die polnischen Zwangsarbeiter ja so nicht richtig angucken durfte, [...]“⁶⁹

Die Wahrnehmung des anderen im Raum zeichnet sich durch Distanz aus, die im Raum emotional aufgebaut wurde. Obwohl sich Handlungsräume überschnitten, beispielsweise bei der Wasser- und Lebensmittel- oder Baumaterialbeschaffung, bei der die Hamburger häufig in die Dörfer gingen, gab es keine emotionalen Reibungsflächen zwischen den geflüchteten Hamburgern und den Einheimischen, sondern vielmehr Begegnungen auf Distanz gegenüber dem Raum des anderen. Dies ist zum einen aufgrund der Mobilität und der großen Anzahl an Menschen zurückzuführen, die eine Flüchtigkeit der Begegnungen herbeiführten, und zum anderen auf die Illegalität, an deren Grenze sich die Ausgebombten bewegten, die ihnen zwar Bewegungs- und Entscheidungsfreiheit ermöglichte, jedoch nur soweit sie den sozialen Raum der Einheimischen respektierten.

„Und im Krieg, da weiß ich noch ähm, dass äh, man musste ja dunkle Rollos haben, also am Abend, damit das Licht nicht nach draußen schien. Und dann Radio an, und dann standen die Menschen, wenn das abends war der Angriff, das sie hinter unserm, eben dicht gedrängt so hinten an der Hauswand standen. Es waren ja nicht so wie heute Thermopanescheiben, es waren einfache Glas... und ihre Ohren immer an die Glas-scheibe, und das Radio wurde laut gedreht, und dann haben die immer mitgehört. Dann wurde immer durchgegeben, wie weit der Feind ist und mit welchen Flugzeugen. Die waren alle aus der Stadt raus geflüchtet, und wenn sie das nicht verstanden, dann riefen sie von draußen. Und die haben sich denn teilweise im Wald aufgehalten.“⁷⁰

⁶⁸ Der Begriff Butenhamburger leitet sich aus der plattdeutschen Bezeichnung für „draußen“ ab und wurde im Zweiten Weltkrieg für ehemalige Bewohner der Stadt, die sich kriegsbedingt außerhalb („buten“) Hamburgs aufhielten und oftmals nicht zurückkehren konnten oder wollten, verwendet.

⁶⁹ Herr N. (Ausgebombter) aus Ashausen, Interview vom 1.08.2007. S. 7.

⁷⁰ Frau K. (Einheimische) aus Hamburg-Eißendorf, Interview vom 8.04.2005. S. 2–3.

Durch die Erzählung der einheimischen Zeitzeugin verdeutlicht sich, dass die Rollos, die bei Luftangriffen vorgeschrieben waren, ein weiteres Mittel der Aus- bzw. Abgrenzung waren. Die Kommunikation war so nur noch hörbar und nicht mehr visuell unterstützt und fand durch Rufen durch die Wände statt. Die Technik des Radios und die Dicke der Scheiben ermöglichten den Zufluchtsuchenden Zugang zu Informationen.

Diese Kommunikationssituation wurde nicht nur durch die Wände verzerrt, sondern auch durch das Innen- und Außenverhältnis der Akteure. Während der Innenraum beleuchtet war, standen die zufluchtsuchenden Hamburger draußen im Dunkeln. Diese jämmerliche Inszenierung war für die zufluchtsuchenden Menschen, die Besucher in diesem Raum waren, ein zivilisatorischen Rückschritt. Während es hingegen für die Bewohner eine unheimliche Situation darstellte, die sie dessen ungeachtet aus Angst, dass Fremde in ihrem Raum „die Oberhand“ gewinnen konnten, selber inszenierten, da die zufluchtsuchenden Hamburger in der Überzahl waren.

Auch aufgrund der Flüchtigkeit, die diese Pendel-Flucht-Bewegungen mit sich führten, wurden Berührungspunkte im Raum minimiert. Somit wurde die Distanz zwischen den Akteuren nicht nur durch den umbauten Raum aufrecht erhalten, sondern auch außerhalb dieser Räume, durch die Mobilität an sich. Auf diese Weise wurden im weitesten Sinne Parallelräume geschaffen, die weder administrativ gesteuert wurden und somit Nähe aufzwangen, noch soziale Reibungsflächen bildeten, sondern in denen alleine die Verhaltensnorm, die sich durch einen unausgesprochenen Konsens zur Einhaltung der Privatsphäre und der bereits vorhandenen sozialen Struktur ausdrückte, das Miteinander regelte.

Diese Parallelräume wurden aufgehoben, als die zufluchtsuchenden Hamburger auf bereits für sie organisierten Raum trafen. Viele Hamburger flüchteten kurz nach den Angriffen in das Hamburger Umland oder wurden dorthin in Sicherheit gebracht. Der überwiegende Teil dieser geflüchteten und evakuierten Menschen wurde in öffentlichen Gebäuden wie Schulen, aber auch in Gasthöfen oder in anderen privaten Unterkünften untergebracht. Herr Z. erinnert sich, wie er als Jugendlicher geholfen hat, die Hamburger zu evakuieren.

„Ja, da bin ich von der Hitlerjugend 14 Tage im Einsatz gewesen. Mein Chef hat geschimpft, in Tostedt, dass ich nicht zur Arbeit kam. Da waren wir von der Hitlerjugend eingesetzt und sind nach Hamburg gefahren mit einem LKW und haben die Leute da

rausgeholt. Und dann wurden die hauptsächlich in der Hermann-Göring-Schule in Steinbeck einquartiert. Und wurden da auch gepflegt. Und dann ging ab und zu ein Zug ab nach Süddeutschland. Auf dem Bahnsteig 3, links gleich. Da wurden die weggeschickt. Und wir mussten denn immer die Koffer schleppen. Für Frauen und Kinder.“⁷¹

Die meisten Hamburger gingen jedoch nach kurzer Zeit wieder zurück nach Hamburg oder wurden mit Sonderzügen nach Süddeutschland in Sicherheit gebracht, woraus sich ein zielgerichteter Bewegungsablauf erkennen lässt. Diese Bewegung im Raum signalisierte den Einheimischen auch gleichzeitig, dass ihr Lebensraum zwar zum Transitraum umfunktioniert wurde, doch durch die Bewegung im Raum kam keine Beständigkeit auf. Zudem wurde der Flüchtlingsstrom administriert und die Bevölkerung aktiv mit einbezogen, was sich wiederum positiv auf ihr Raumempfinden auswirkte.

Auch aufgrund der Tatsache, dass ein Teil der Hamburger durch Einwohner des Landkreises Harburg im Rahmen von organisierten Transporten evakuiert wurde, bewirkte, dass sie die Bewegungen in und durch ihren Raum mit verfolgen und kontrollieren konnten. Der Landkreis Harburg wurde zwar aufgrund der Flüchtlingsbewegungen zu einer Sammelstelle bzw. einem Umschlagsplatz und Versorgungsraum bei Bombenangriffen, jedoch bildeten sich hier nur Überschneidungsräume, in denen verschiedene Handlungsabläufe aufeinandertrafen, beispielsweise in den Auffanglagern, dadurch, dass Mobilität kanalisiert wurde und der Sozialraum der Einheimischen weitestgehend unangetastet blieb. Auf diese Weise konnte Mobilität zielgerichtet kontrolliert und koordiniert werden.

IV. „...wir waren in dieser Pufferzone“ – administrierte Mobilität

Am Morgen des 18. April 1945 überschritten schließlich die ersten britischen Verbände auf der Reichsstraße Drei die Grenze des Landkreises Harburg.⁷² Für den 20. April vormittags gegen 9:30 Uhr vermerkt die Schulchronik aus Westerhof⁷³, dass die ersten britischen Panzer ins Dorf einrollten.

⁷¹ Interviewausschnitt mit Herr Z. Interview mit Herr und Frau Z. und Frau W. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 17.1.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 13.

⁷² Werner Steinbauer: Es geschah im Frühjahr 1945, S. 3.

⁷³ Schulchronik Westerhof 1941–1964. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 06.42.

„Und das Kriegsende, wie der ‚Tommy‘ kam, da waren wir wieder bei unserem Nachbarn wieder im Keller mit allen. So ein Kartoffelkeller, so ein großer Kartoffelkeller, da waren wir drin. Und dann seh ich noch heute, wie diese Stiefel diese Treppe so runterkamen, wir das Gewehr gesehen hatten. Alle hatten Angst. Jeder klammerte sich an jeden. Und dann hör ich nur noch, wie unser Belgier Senno, jetzt weiß ich wieder, Senno, der Belgier sagte zu dem ‚Tommy‘, zeigte auf meine Großmutter: ‚Frau immer gut, Frau immer gut‘.“⁷⁴

Durch die Aneignung des Raumes durch die Briten wurde die vorherige Raumkonstellation aufgelöst und eine neue Raumdynamik eingeleitet. Zwar wurden alle Einwohner dazu aufgefordert, Schutz in den Luftschutzkellern zu suchen⁷⁵, jedoch mit einer anderen Bewegungsintention. Der Interviewausschnitt mit dem einheimischen Zeitzeugen verdeutlicht, wie der Keller erneut zu einem Schutzraum wurde, um sich vor eventuellem Beschuss zu schützen, aber wie der Keller auch gleichzeitig ein Rückzugsraum wurde, in dem sich die Menschen aus Angst zurückzogen und ihren Wohnraum temporär aufgaben. Mit dieser räumlichen Kapitulation einher ging dazu ein Kontrollverlust über den eigenen Wohn- und Sozialraum, herbeigeführt durch die militärische Vereinnahmung des Raumes.

„Und dann mussten wir hier ja auch acht Tage raus, wir waren in dieser Pufferzone“.⁷⁶ Mit der Aneignung des Raumes setzte ein Formierungsprozess ein, der in einigen Gebieten zunächst zu einer Auflösung räumlicher Konstellationen führte. Diese räumliche Dekomposition verdichtete sich in der Beschlagnahme von Gebäuden und deren Zweckentfremdung, der Zerstörung von öffentlichen Versammlungsstätten und nicht zuletzt mit der Evakuierung eines Teils der Einwohner aus ihrem eigenen Wohnraum. Durch die Evakuierung und Beschlagnahme des Wohnraumes, durch die den Akteuren eine Konstanz genommen wurde, veränderte sich nicht nur ihre subjektive Raumwahrnehmung, in der der Raum zu einer militärischen Zone degradiert worden war, sondern initiierte auch eine neue Form der Bewegung. Eine ausgebombte Hamburgerin, die mit ihrer Familie in den Landkreis Harburg geflüchtet war und dort eine neue Bleibe gefunden hatte, berichtet im nächsten Interviewausschnitt, wie sie nun abermals ihren Wohnraum verlassen musste.

⁷⁴ Herr E. (Einheimischer) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005. S. 3.

⁷⁵ Schulchronik Westerhof 1941–1964. In: Gemeindefacharchiv Rosengarten, 06.42.

⁷⁶ Herr E. (Einheimischer) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005. S. 3.

„Wir waren bis Nenndorf, meine Großmutter, weiß ich noch, die war ganz furchtbar krank, die hatte eine Lungenentzündung, die haben wir noch auf einen Fahrradanhänger geladen. Dann sind wir ... das hat gegossen wie verrückt, äh alle Mann zu Fuß mit dem Fahrradanhänger gezogen, Oma drauf und drei Sachen, man konnte ja auch nichts mitnehmen. Und dann sind wir mit so einer Plane drüber bis Nenndorf, und dann haben wir auch immer gefragt: ‚Können Sie uns unterbringen, können Sie uns unterbringen?‘ Und da war eine alte Hebamme [...] da sind wir untergekommen.“⁷⁷

Jeder war selbst verantwortlich, neuen Wohnraum für diese Zeit zu finden. Während viele Bewohner der evakuierten Dörfer von Verwandten in den Nachbardörfern aufgenommen wurden, mussten viele Familien weiterziehen, so dass einige bis zu 20 Kilometer weit laufen mussten,⁷⁸ da die angrenzenden Ortschaften ebenfalls bald überfüllt waren. Durch den Entzug ihres sozialräumlichen Gefüges wurden die Akteure in einen Übergangsraum verschoben, in dem sie an der Türschwelle des Hauses individuell um Raum verhandeln mussten.

Der Formierungsprozess des Raumes setzte sich schließlich fort, wie eine Schulchronik berichtet:

„Gleich am ersten Tage mussten mehrere Häuser ganz u. einige teilweise geräumt werden. Im Schulhaus wurden das große Zimmer, das Wolters bewohnten, und der Boden beschlagnahmt, es wurde eine Funkstation eingerichtet. Bauer Gestmann u. Treder mussten ihren Hof räumen und durften nur zum Melken u. Füttern den Hof betreten. [...] Das Dorf durfte nicht verlassen werden, Ausgehzeit war von 9–10 u. nachmittags 3–4 Uhr.“⁷⁹

Mit der räumlichen und zeitlichen Restriktion sollten die Bewegungen der Akteure diszipliniert und auf gleichförmiges Verhalten ausgerichtet werden. Auf diese Weise wurde die Mobilität und Interaktion der Menschen räumlich wie zeitlich beschränkt, so dass ein Raum-Zeit-Gefüge entstand, in dem Mobilität gebündelt wurde. Gewohnte Handlungs- sowie Bewegungsmuster wurden räumlich wie zeitlich durch Vorgaben strukturiert und administriert.

In den durch Kampfhandlung beeinträchtigten Dörfern, die nicht evakuiert werden konnten, suchten die Menschen während dieser Zeit Schutz in den Kellern der Häuser. Am 5. und 6. Mai kehrten schließlich alle Bewohner zurück in ihren Wohnraum, da Hamburg inzwischen

⁷⁷ Frau B. (Ausgebomte) aus Tötensen, Interview vom 19.04.2005. S. 8.

⁷⁸ Schulchronik Westerhof 1941–1964. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 06.42.

⁷⁹ Ebd.

zur freien Stadt erklärt worden war.⁸⁰ Zwar wurden die Räume in der Anfangszeit weiterhin von den Briten administriert, jedoch bekamen die Einheimischen ihren angestammten sozialen Raum zurück, den sie an die gegebenen Umstände anpassten.

V. Wie Bedarfsmobilität den Raum verändert

Erschwert wurde das Leben und Miteinander-Wohnen in der Nachkriegszeit nachhaltig durch den Mangel an essentiellen Dingen wie Nahrung und Heizmaterial. Insbesondere das Leben der Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten und der Ausgebombten aus Hamburg war in der Folgezeit darauf konzentriert, Essen und Brennmaterial zu beschaffen. Für die einheimische Bevölkerung dagegen war das Problem der Ernährung trotz der allgemein beeinträchtigten Lage in der Nachkriegszeit aufgrund der gefestigten Position⁸¹ im Dorf nicht so prekär. Um das Ernährungsproblem der Bevölkerung besser regeln zu können, wurden vom Ernährungsamt bis in die 1950er Jahre Lebensmittelkarten ausgegeben.⁸² In den Jahren 1945/46 lagen die Nahrungsmittelzuteilungen jedoch noch weit unter der Minimalration von 1150 Kalorien täglich⁸³.

Eine andere Maßnahme des Kreis- und Landesernährungsamtes, die Situation unter Kontrolle zu bekommen, war die Registrierung und Ablieferung von Schlachtvieh sowie von Getreide, Kartoffeln und Milch der Landwirte und Bauern.⁸⁴ Diese Regelung besagte, dass pro Person nur eine bestimmte Fleischration aufgewandt werden durfte. Überschüsse mussten abgegeben werden. Diese Vorschriften wurden dennoch von der Bevölkerung umgangen, indem viel „schwarz geschlachtet“ wurde.

Eine andere Regelung betraf die Abgabe und Weiterverarbeitung von Milch. Um die Ernährungssituation der Bevölkerung im Landkreis, insbesondere der Ausgebombten und der Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten, zu verbessern, wurde auf die Unterstützung und Verbesserung der Eigenversorgung der Haushalte Wert gelegt. Maßnahmen hierfür bestanden

⁸⁰ Schulchronik Westerhof 1941–1964. In: Gemeindegarchiv Rosengarten, 06.42.

⁸¹ Zum einen hatte die einheimische Bevölkerung ein soziales Netzwerk vor Ort und zum anderen die Möglichkeit ihren Grund und Boden als Nahrungsquelle zu nutzen.

⁸² Lebensmittelkarten kannte man schon während des Krieges, jedoch mit dem Unterschied, dass noch ausreichend Lebensmittel zur Verfügung standen.

⁸³ Ein arbeitender Mensch benötigt zwischen 3000 und 4000 Kalorien am Tag.

⁸⁴ Rundschreiben der Gemeindeverwaltung Ehestorf an alle Bauern und Landwirte. In: Gemeindegarchiv Rosengarten, 05.353.

beispielsweise in der Vergabe von Gemüse-, Grabe- und Pflügeland, der Zuteilung von Pflanzkartoffeln und Düngemittel sowie in der Verpachtung von Obstbäumen.⁸⁵ 1947 bewirtschafteten 229 Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten und Ausgebombte pro Person 50 m² Grabeland.⁸⁶ Besonders schwer hatten es die Familien, die aus keinem bäuerlichen Umfeld kamen bzw. nicht auf dem Land aufgewachsen waren und entsprechend keine Erfahrung hatten. Erschwerend kam für viele Familien hinzu, dass die meisten Frauen auf sich alleine gestellt waren, da viele Männer entweder im Krieg gefallen waren, sich noch in Kriegsgefangenschaft befanden oder noch nicht arbeitstüchtig waren. Die Zufluchtsuchenden, die bei einem Bauern untergebracht waren, erhielten gegen Arbeitsleistung auf dem Hof Mahlzeiten oder Nahrungsmittel, da durch den Abzug der Zwangsarbeiter von den Höfen und die Kriegsgefangenschaft vieler Männer in der Folgezeit weiterhin Arbeitskräfte in der Landwirtschaft fehlten. Für die Familien, die ihre Kinder alleine nicht ernähren konnten, kamen 1946 unterstützend die Schulspeisungen hinzu.⁸⁷ Ab dem 1. Februar 1948 sollten schließlich nach dem Beschluss des Niedersächsischen Kultusministeriums alle Kinder von Normalverbrauchern und Teilselbstversorgern an dieser Schulspeisung teilnehmen.⁸⁸ Trotz all dieser Vorkehrungen und unterstützenden Maßnahmen gab es bis in das Jahr 1947 Hungerunruhen. Eine einheimische Zeitzeugin schildert im Folgenden ihre Eindrücke.

„Das war so ab 1946, dass es Hunger gab. Die Leute kamen von Hamburg mit der Bahn her und wollten Brot oder etwas anderes zu essen. Damals hatte ich manchmal Angst, dass die Leute ausrasten könnten, wenn sie nichts zu essen bekamen. Das spielte sich fast jeden Morgen so ab.“⁸⁹

Insbesondere die Bevölkerung aus der Stadt hatte Probleme, sich mit dem Nötigsten selbst zu versorgen, so dass viele Hamburger zur Nahrungsbeschaffung den städtischen Raum verließen und in den Landkreis pendelten. Die Reibungsflächen, die sich aus der Bedarfsmobilität

⁸⁵ So wurden beispielsweise Familien mit zwei Personen 200 m² Gemüseland und für jedes weitere Familienmitglied 50 m² zur Verfügung gestellt.⁸⁵ Grabeland konnte je Quadratmeter für 0,02 DM von der Gemeinde gepachtet werden, Pflügeland je Quadratmeter für 0,04 DM. Pflanzkartoffeln und Düngemittel mussten zunächst von der Gemeinde bei der Kreisbauernschaft beantragt werden. Gemeinderatsprotokoll Leversen mit Sieversen vom 12.9.1949. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 03.02./ Bekanntmachung der Gemeinde Ehestorf über Grabeland und Pflügeland für Flüchtlinge vom 17. März 1949. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23./ Zuweisung von Pflanzkartoffeln für Flüchtlinge und Ausgebombte/ Gemeinde Ehestorf-Alvesen. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23.

⁸⁶ Antrag der Flüchtlingsbetreuungsstelle Ehestorf-Alvesen. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23.

⁸⁷ Auch „Hooverspeisungen“ genannt. Siehe hierzu auch im Anhang unter Dokumente: Lebensmittel für die Schulspeisung in Jesteburg vom 21. Februar bis 18. März 1949. In: Samtgemeindearchiv Jesteburg.

⁸⁸ Schulchronik III der Volksschule Jesteburg 1947–1953. In: Samtgemeindearchiv Jesteburg.

⁸⁹ Frau K. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 12.04.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 4.

ergaben, verdeutlichen sich durch ein negatives Raumempfinden seitens der einheimischen Bevölkerung. Die individuell empfundene Raumwahrnehmung der Zeitzeugin bekam dadurch eine andere Qualität, dass die Bewegungen der Nahrungssuchenden für sie zu einer unsicheren Konstanz im Raum wurden. Während für die bedürftigen Hamburger an diese Bewegung die Hoffnung geknüpft war, Lebensmittel zu erhalten, mit denen sie sich wieder in ihren eigenen Sozialraum zurückziehen konnten, wurde die einheimische Bevölkerung hingegen genau mit dieser Erwartungshaltung in ihrem Raum konfrontiert, was bei der Zeitzeugin zu einer negativen Raumerfahrung führte, die sie mit „Angst“ umschreibt, wenn sie den Erwartungen der Nahrungssuchenden, die sie an ihren Sozialraum stellten, nicht gerecht werden konnte. Aus der Perspektive der Nahrungssuchenden erzählt schließlich ein anderer einheimischer Zeitzeuge von seinem Erlebten.

„Ich kann mich noch an einen Tag erinnern, wo ich nach Hause kam und meine Mutter sagte, wir haben nichts zu essen, und das bedeutete nichts, gar nichts, kein Körnchen Reis, keine Kartoffel, keine Wurzel, nichts gar nichts, nichts is im Haus zu essen, wo man drauf lutschen könnte oder was man kauen könnte, und mein Vater arbeitete in Hamburg. Und dann haben wir gesagt, dann warten wir noch bis unser Vater kommt und dann ziehen wir los mit nem Rucksack und gehen los. Erstmal nach Winsen und dann nach Klecken und nach Eckel und klopfen bei den Bauern an, ob sie uns was zu essen geben können, weil wir sonst verhungern. [...] Dann sind wir nach Klecken gegangen und da haben wir dann noch zum Teil den Rest aus der Pfanne gegessen und haben denn noch ein paar Scheiben Brot bekommen, auch ein paar Kartoffeln oder eine Steckrübe und so sind wir weiter gegangen und wir beide wurden dabei schon satt und dann sind wir nach Hause gegangen. Im Düstern, kamen, was weiß ich, um zehn oder elf zu Hause an und konnten dann meiner Mutter und meiner Schwester dann ein paar Scheiben Brot und vielleicht 5 Pfund oder 5 Kilo Kartoffeln und ne Steckrübe mitbringen“.⁹⁰

Die Beschreibung des Zeitzeugen, wie er und sein Vater am späten Abend mit einem Rucksack zunächst die größeren und dann die kleineren Ortschaften nach Nahrung absuchten, verdeutlicht, wie der ländliche Raum für viele Menschen faktisch zu einer Vorratskammer wurde. Obwohl die Bedarfsmobilität im ländlichen Raum aus einer kollektiv unzureichenden Versorgungslage resultierte, entsprang diese Form der Mobilität einer individuellen Bewegungsdynamik, welche sich zuweilen auch spontan entlud und von den eigenen Bedürfnissen

⁹⁰ Herr J. (Einheimischer) aus Buchholz, Interview vom 19.07.2007. S. 9.

gesteuert wurde. Dabei legten die Akteure oft viele Kilometer zurück und priorisierten den Raum nun danach, was dieser an Nahrung hergab. Mittels ihrer Bewegungen vernetzten die Akteure folglich den Raum, den sie auf diese Weise in einen guten Raum bzw. schlechten Raum kategorisierten.

Prekär wurde es für diejenigen, die nichts zum Tauschen hatten. In der Schulchronik zu Lüllau heißt es hierzu in den Jahren 1947/48:

„Dieses Jahr steht im Zeichen steigender, wirtschaftlicher Not. Den Omnibussen entsteigen täglich viele Hamsterer, die im Orte und in der Umgegend zusätzlich Lebensmittel ergattern wollen. Da für den Bauern das Geld keine Anziehungskraft mehr besitzt, wird fast nur getauscht. Wäsche, Kleidung, Schmuck, Bedarfsartikel, Eier, Fett, Geflügel wechseln den Besitzer. Lohnempfänger, die nichts zu tauschen haben, gehen leer aus. Deshalb nehmen die Felddiebstähle dauernd zu, so dass Feldwachen eingerichtet werden mussten.“⁹¹

Aufgrund der Notlage vieler konnten sich auch die Verhaltensnormen der Akteure bei dieser Bedarfsmobilität verändern. Einbrüche in die Speisekammern der einheimischen Bevölkerung und die illegale Ernte von Feldfrüchten sowie von Obst und Gemüse der ortsansässigen Bauern häuften sich, so dass mancherorts Dorf- bzw. Feldwachen aufgestellt wurden. Es entstand eine Dynamik der Auseinandersetzung zwischen den Akteuren, dadurch, dass die sozialen Grenzen und Verhaltensnormen, die zuvor das Miteinander regelten, von den Nahrungssuchenden verletzt bzw. überschritten wurden und die einheimische Bevölkerung wieder versuchte, die sozialen Grenzen durch Dorf- und Feldwachen wieder herzustellen.

Viele Hamburger, aber auch vor Ort lebende Zufluchtssuchende aus den Ostgebieten und Ausgebombte, versuchten, ihre Ernährung durch das Stoppeln der Felder nach der Abernte durch die Bauern zu sichern. Ein einheimischer Zeitzeuge aus Tötensen erinnert sich hierzu:

„So, und da weiß ich noch einmal, da hatten wir einen Acker mit Kartoffeln. Vormittags wurden Kartoffeln gesammelt, da wurden die Reihen so aufgepflügt. Da hatte jeder sein Stück und auf dem Wagen dann aufgeladen. Und nachmittags wurden die Kartoffeln sortiert. Über Mittag saß ich dann auf dem Wagen und sollte aufpassen. Und die aus der Stadt, die hockten alle in den Chausseegräben und warteten, dass der Acker freigegeben wurde. Und dann wurde gestoppelt.“⁹²

⁹¹ Schulchronik Lüllau. In: Samtgemeindearchiv Jesteburg.

⁹² Herr E. (Einheimischer) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005. S. 5.

Die angrenzenden Gräben und Feldgrenzen wurden so periodisch zu Warteräumen der Hamburger. Die Felder und Äcker, an denen viele Akteure vorher beiläufig vorbei gingen, und von dessen Ertrag zuvor vermeintlich nur die Existenz der Landwirte abhing, wurden als Nahrungsräume wiederentdeckt und vereinnahmt. Auch die Wälder wurden zu einem wichtigen Raum bei der Nahrungsbeschaffung.

Da die zu kaufenden Lebensmittel am Anfang der Nachkriegszeit sehr knapp waren, wurde in der Familie auf Eigenversorgung großen Wert gelegt. Dies wurde die Aufgabe der ganzen Familie, einschließlich der Kinder, wie der nächste Interviewausschnitt einer Zeitzeugin veranschaulicht.

„Ich bin morgens los mit der ganzen Kinderhorde und kam abends zurück. Und die Kämpfers Kinder, die waren alle so geschickt. Meine (Blaubeeren) waren schon so abgegrabbelt, dafür kriegst du aber nicht so viel Geld, der der das aufkaufte sagten die denn immer, doch die waren so geschickt. Na ja und so haben wir dann die ganzen Ferien verbracht. Im Wald mit Blaubeerenpflücken.“⁹³

Was den Anschein eines Zeitvertreibes erweckt, war zum einen Selbstversorgung und zum anderen auch Nebenverdienst, denn ein Teil der Blaubeeren wurde anschließend verkauft.

Da die Landwirte wie gewohnt ihrer Ernte nachgingen, sammelten die Menschen, was übrig blieb, auf den Feldern ab. Eine Zeitzeugin, die mit ihrer Familie im Landkreis Harburg Zuflucht suchte, erinnert sich:

„Oder im Sommer sind wir, haben wir Blaubeeren gepflückt und nicht nur für uns sondern haben sie für 60 Pfennig das Stück verkauft. Das weiß ich noch und Ähren gesammelt, wenn im Sommer die Ernte beendet war. Da blieb ja auch immer noch was liegen und dann haben, durften wir Ähren sammeln und dann durften, haben wir die irgendwo hingebraht und dann wurde daraus Mehl gemacht und dann hatten wir Mehl oder wir haben Kartoffeln nachgesammelt, ‚Kartoffeln stoppeln‘ nennt man das ja und äh ja und dann hat sie (ihre Großmutter) immer, wenn irgendwo ein Stückchen Erde brach war, dann sagte sie: ‚Guck, da kümmert sich keiner drum, das machen wir jetzt urbar‘.“⁹⁴

In den kalten Jahreszeiten wurden die Menschen vor zusätzliche Probleme gestellt. Neben der Nahrungsbeschaffung galt es nun, genügend Brennmaterial zu beschaffen. Im Winter 1945/46

⁹³ Frau W. (Zufluchtsuchende) aus Hamburg-Langenk, Interview vom 8.04.2005. S. 1.

⁹⁴ Frau H. (Zufluchtsuchende) aus Hamburg-Eißendorf, Interview vom 15.11.2005. S.3.

gab es keine Kohlen, so dass sich die Bevölkerung mit Brennholz behelfen musste.⁹⁵ Wo die Akteure das Brennholz herbekamen, erinnert sich eine einheimische Zeitzeugin:

„In den Wäldern wurden viel Bickbeeren und Pilze und Brennholz gesammelt, die Wälder waren sauber. So wie das heute hier überall aussieht, gab es nicht. Da lag kein Krümel. Das wurde alles zum Brennen benutzt.“⁹⁶

Da sich die Menschen aus denselben lokalen Quellen bedienten, waren die Wälder zu dieser Zeit „wie leergefegt“. Abgebrochene Äste oder umgekippte Bäume wurden aufgesammelt und als Brennholz verwendet.⁹⁷ Die verschiedenen Beispiele der Interviewausschnitte verdeutlichen, dass die Nahrung und ebenso das Brennmaterial zum Medium wurden, wie man Raum nutzte und durch welche die Mobilität in Gang gesetzt wurde, denn der Raum wurde durch die Akteure nun rationell nach Bedarfsflächen priorisiert und genutzt. Darüber hinaus verdeutlicht die Bemerkung der Zeitzeugin im letzten Interviewausschnitt „die Wälder waren sauber“ und „da lag kein Krümel“ die sprachliche Aufwertung des Raumes Wald. Der Wald wird von ihr nach den Maßstäben eines Wohnraumes gewertet, was eine verzerrte Idealvorstellung des Waldes widerspiegelt.

Die Qualität des Raumes richtete sich nach dem individuellen Bedarf und Nutzen des Raumes, nach dem dieser durch den Bedarf der Menschen an Nahrung und Brennmaterial umgestaltet wurde. Dies führte unweigerlich auch zu einer veränderten Raumqualität für die einheimische Bevölkerung, da ihr Sozialraum nun durch die Handlungen der Nahrungssuchenden zu einem Vorratsraum wurde, aus dem sie sich mit Nahrung und Brennmaterial versorgten: Denn einerseits veränderte sich der Raum visuell für die Einheimischen und andererseits veranlasste es sie zu veränderten Handlungsmustern in ihrem Raum, beispielsweise mit dem Aufstellen von Feldwachen.

Dörfer wie Hörsten und Buchholz, die sich in der Nähe von Bahngleisen befanden, nutzten die vorbeifahrenden oder kurz haltenden Kohletransporte für die Beschaffung von Brennmaterial. Während dieser Zeit verkehrten hauptsächlich Güterzüge aus dem Ruhrgebiet, die vor-

⁹⁵ Werner Steinbauer: Geschichte des Dorfes Hörsten, S. 54.

⁹⁶ Frau G. (Einheimische) aus Otter, Interview vom 24.03.2005. S. 1.

⁹⁷ Hans-Heinrich Wolfes: Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes von Jesteburg und Umgebung, S. 92.

wiegend Kohle als Reparationsleistungen nach Dänemark, Norwegen, Polen und für die Besatzungsmächte, aber auch in die Stadt Hamburg transportierten.⁹⁸

Der kalte Winter 1946/47 war darüber hinaus eine besondere Belastungsprobe für die Menschen und war durch den Mangel an Brennmaterial und Nahrung geprägt.

Mancherorts versuchte man den Holzeinschlag durch die Gemeinde zu organisieren. Die Haushalte, die Brennholz benötigten, durften unter fachkundiger Aufsicht eine für sie vorgesehene Menge an Holz schlagen.⁹⁹ Dass diese Maßnahmen bei weitem nicht ausreichten, verdeutlicht der Eintrag in der Schulchronik von Neu Wulmstorf 1948:

„Der Raubbau an unseren Waldungen in der Gemeinde ist verheerend. Der Wald im Bassendahl, von Besitzer der Hofstelle 4 einst angelegt, ist restlos verschwunden, der Woerth mit seinem Mischwald, einst als die Wulmstorfer Schweiz bezeichnet, ging es nicht viel besser. Nur noch klägliche Reste deuten den einstigen herrlichen Hügelwald an. In der Bauernforst reißen Kahlschläge das schöne Waldbild.“¹⁰⁰

Die Maßnahmen der Administrative, den Raum und somit die Handlungen in diesem wieder unter Kontrolle zu bekommen, indem die Akteure unter fachkundiger Aufsicht Holz schlagen durften, wurden dem Bedarf der Menschen nicht gerecht. Hier verdeutlicht sich, wie der gemeinsame Lebensraum „Wald“ im Kollektiv dem eigenen Wohnraum untergeordnet wurde, um das Leben und Überleben im Wohnraum zu sichern. Was aus der Sicht der Administrative den Anschein einer unkontrollierten Nutzung des Raumes machte, lässt von Seiten der bedürftigen Akteure (auch aufgrund der Größe der Flächen) eine systematische Ausnutzung der Ressourcen ihres eigenen Sozialraumes erkennen.

Die Wahrnehmung des Raumes änderte sich durch die Wiederentdeckung desselben als Rohstoffquelle. Dadurch, dass die bedürftigen Akteure versuchten, ihren Bedarf durch die lokalen Ressourcen zu decken, wie beispielsweise durch das Schlagen oder Sammeln von Holz, veränderte sich für die einheimischen Akteure auch das Erscheinungsbild ihres Sozialraumes, dessen Umnutzung sich in einem veränderten Landschaftsbild visualisierte. Die Pendelmobilität der Nahrungsflüchtlinge, die sich über die Nahrungsbeschaffung ergab, beeinflusste somit

⁹⁸ Werner Steinbauer: Geschichte des Dorfes Hörsten, S. 53.

⁹⁹ Protokoll des Flüchtlingsausschusses vom 11. Oktober 1946/ Bekanntmachung vom 15. Oktober 1946. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23. Kohlensonderzuteilungen sind beispielsweise für Sottorf erst 1952 nachzuweisen. (Gemeinderatsprotokoll der Gemeinde Sottorf vom 14. Januar 1952. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 04.01.)

¹⁰⁰ Schulchronik Neu Wulmstorf. In: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf.

nicht nur die Raumqualität des Sozialraumes, die von der einheimischen Bevölkerung individuell unterschiedlich empfunden wurde, sondern ließ auch räumliche Grenzen zwischen den Sozialräumen der unterschiedlichen Akteursgruppen verschwinden.

C. Räume des Übergangs

I. Einleitung

Raumangel war und ist auch noch heute das zentrale Thema im Zusammenhang mit Krieg, Flucht und Vertreibung, wenn es darum geht, Menschen, die ihren Lebensraum verloren haben, einen neuen sozialen Raum zu ermöglichen. Dann wird Raum zu einer knappen Ressource, die administriert, verteilt und funktional umstrukturiert wird. Die Zufluchtsuchenden trafen auf einen bereits strukturierten Sozialraum, in dem sie nicht nur eine neue Unterkunft finden mussten, sondern auch einen neuen Platz in der Gesellschaft. Der Eintritt der Zufluchtsuchenden in einen für sie fremden Raum hatte somit große Auswirkungen auf die bereits dort lebende Bevölkerung und ihre gesellschaftliche und räumliche Struktur. Öffentlicher¹⁰¹ wie privater¹⁰² Raum musste aufgeteilt und umstrukturiert werden, was die Behörden, die einheimische Bevölkerung und nicht zuletzt die zufluchtsuchenden Menschen vor neue Herausforderungen stellte. Über die Aufteilung von Wohnraum hinaus musste auch neuer Wohnraum geschaffen werden. Diese sich auf dem Land abspielende Raumumstrukturierung spiegelte sich nicht nur in der Wohn- und Lebenssituation der Menschen nach 1945 wider, sondern wirkte (zum Teil bis in die Gegenwart) auf die Alltagsarchitektur¹⁰³ und Regionalidentität der Dörfer und Kleinstädte. Diese Neustrukturierung von Raum markierte einen Übergang sowohl für die Akteure, die Raum abgeben mussten und deren soziales Raumgefüge sich änderte, als auch für jene Akteure, die ihren Sozialraum verloren hatten und neuen Raum zugeworben bekamen. Dies bedeutete eine Umstellungsphase, die Einfluss auf alle Bereiche im Leben hatte und von denen in diesem Kapitel das Wohnen und Miteinanderleben näher untersucht werden soll. Um diesen Übergang raumtheoretisch zu analysieren, wird auf die Liminalitätstheorie von Victor W. Turner¹⁰⁴ zurückgegriffen. Unter Liminalität versteht Turner einen Schwellenzustand, dessen Eigenschaften er als unbestimmt bewertet. Er begründet dieses damit, dass die Personen in diesem Zustand durch das Netz der Klassifikationen fallen, die

¹⁰¹ Wie beispielsweise Schulen und andere öffentliche Gebäude der Gemeinden und Kommunen.

¹⁰² Der private Wohnraum der einheimischen Bevölkerung.

¹⁰³ Damit sind Schulen, Geschäftshäuser sowie Ein- und Mehrfamilienhäuser gemeint.

¹⁰⁴ Turner, Victor: *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt/New York 2005 (Neuauflage)./ Turner, Victor W.: *Liminalität und Communitas*. In: *Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch*. Hg. v. Andréa Belliger/David J. Krieger. Wiesbaden 2006³. S. 247–260.

normalerweise Zustände und Positionen im kulturellen Raum fixieren.¹⁰⁵ Dieser Zustand, an dem sich „eine Verkehrung der Ordnung manifestiert, erweist, dass sich hier – im Wechselspiel zwischen ‚Struktur und Antistruktur‘ – das Eigentliche einer Gesellschaft, ihre implizite Ordnung, offenbart“¹⁰⁶. Dieses Wechselspiel ermöglicht es, eine Gesellschaft unter außergewöhnlichen Bedingungen, ohne ihre gewohnten Regeln zu beobachten. Dieser Übergang kann sich in einem Wechsel zwischen Räumen abspielen, er kann ebenso sozial wie kulturell fundiert sein oder eben alles gleichzeitig. In Bezug auf die Fragestellung dieser Arbeit kann ein Übergangsraum eine vorübergehende Unterkunft ebenso wie ein vorübergehender sozialer Status sein. Wie diese Übergangsräume von den Akteuren erschaffen und wahrgenommen wurden, ist Gegenstand dieses Kapitels. Es wird untersucht, wie Menschen den Raum in der Übergangsphase eigentlich machten.

Diese Raumpraktiken sind zunächst ein dynamischer Prozess, dessen Handlungsspektrum das „Sich-aneignen“, „Anders-gestalten“ und „Auflösen“¹⁰⁷ umfasst. „Als heuristisches Modell und als Instrument der Beschreibung, also als Methodologie, ist Raum in der Lage, die Mehrdimensionalität individuellen Wahrnehmens und (Inter)Agierens unter den komplexen Bedingungen gesellschaftlicher Dispositionen denkbar, darstellbar und beschreibbar zu machen“¹⁰⁸. Übergangsräume können eine eigene Logik haben, indem ihre Akteure vorgegebenen Normen folgen oder eben davon abweichen.¹⁰⁹ Somit erfüllen Übergangsräume nicht nur räumliche Bestimmungen, sondern auch eine Reihe Funktionen psychosozialer Natur, indem sie etwas vorbereiten, Besinnungs- und Umstellungszeiten gewähren^{110, 111}. Räume und Körper sind demnach keine getrennten Realitäten¹¹², sondern auch die menschlichen Wahrnehmungen sind subjektive Konstruktionen von Räumen.¹¹³ Es sind demnach die Akteure in den jeweiligen historischen Kontexten, die die Räume konstituieren. Ihre subjektiven Konstruktionen sind

¹⁰⁵ Victor W. Turner: Liminalität und Communitas, S. 249.

¹⁰⁶ Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S. 110.

¹⁰⁷ Vgl. auch Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 164ff.

¹⁰⁸ Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde, S. 133.

¹⁰⁹ Vgl. Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 183.

¹¹⁰ Andreas Paul: Übergänge. Funktionale, ästhetische, symbolische und soziale Bedeutung des Überganges in der gebauten Umwelt., S. 11.

¹¹¹ Wie bereits Johanna Rolshoven am Beispiel der Warmluftschleuse in einem städtischen Kaufhaus im Winter veranschaulicht hat, können sich mit dem Wechsel des Betrachtungsstandortes folglich auch die Wahrnehmung und das Befinden ändern. Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S. 111.

¹¹² Vgl. Otto Friedrich Bollnow: Mensch und Raum, S. 16–18.

¹¹³ Vgl. Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 172.

jedoch auch Teil eines dynamischen Prozesses, denn sie orientieren sich an gesellschaftlichen Konventionen und Diskursen und somit kennzeichnen ihre Konstruktionen auch soziale Strukturen.¹¹⁴ Diese sowohl subjektiven als auch sozialen Konstruktionen sind unabdingbar und ein wichtiger Bestandteil im lebensweltlichen Prozess der Raumkonstitution, da sich die Akteure erst durch diese Eigenschaften als raumkompetent erweisen.

Mit der Ankunft der Zufluchtsuchenden im Landkreis Harburg Anfang 1945 wurde ein dynamischer Wohnraumprozess eingeleitet, durch welchen Formierungsprozesse entstanden, bei denen es maßgeblich darum ging, Raum anzueignen. „Der subjektive Prozess der Raumanneignung untersteht einer gesellschaftlichen Handlungsgrammatik, welche die individuelle Raumwahrnehmung und -aneignung strukturiert“¹¹⁵, denn die räumliche Welt, welche die Akteure beobachten, kann nicht täglich neu erfunden werden¹¹⁶. Dieses geschah auf verschiedenen Akteurebenen: Zufluchtsuchende, Einheimische und Administrative. Wenn man davon ausgeht, dass Räumen ein Handlungsprogramm eingeschrieben ist¹¹⁷, stellt sich die Frage, wie diese Handlungsvoraussetzungen im Handlungsergebnis durch die Liminalität beeinflusst wurden, bzw. wie die Akteure agierten und welche Strategien sie anwandten, um wieder Struktur zu erreichen und die Phase des Übergangs zu verlassen. „Der Begriff des Übergangs impliziert demnach in zeitlicher und räumlicher Hinsicht grundlegende und existentielle Bedeutungen“¹¹⁸. In diesem Zusammenhang muss auch berücksichtigt werden, wie sich zum einen die Wahrnehmung der Akteursgruppen von ihrem Sozialraum wandelte, in dem sie nun gemeinsam lebten, und zum anderen, wie sich die Akteure gegenseitig wahrnahmen und sozialräumlich verorteten. „Für dieses (und anderes) raumzeitliches Handeln der Menschen sind im wesentlichen drei Momente bestimmend: (1) die Handlungsebene des eigenen Tuns (sich bewegen oder verweilen in Räumen), (2) die imaginäre Ebene der Wahrnehmung des eigenen Tuns und des Sozialen im Raum (Wissen, Wahrnehmen, Empfinden), sowie (3) die dreidimensionale Ebene des physischen Raumes der gebauten Umwelt, in und mit der sich räumliches Handeln stets auseinandersetzt. Allen drei Ebenen oder Momenten kommt zwingend

¹¹⁴ Vgl. Susanne Rau: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 172.

¹¹⁵ Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde, S. 136.

¹¹⁶ Susanne Rau : Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 172.

¹¹⁷ Markus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 20.

¹¹⁸ Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“, S. 110.

eine historische Dimension zu; alle drei unterliegen einer sozialstrukturellen Verortung und alle drei interagieren“¹¹⁹. Damit sind beide Schwerpunkte umschrieben, die das folgende Kapitel untergliedern: die Dinge und Strategien und somit das aktive Handeln der Akteure im sozialen Raum, um die liminale Phase wieder zu verlassen, sowie die Selbst- und Fremdwahrnehmung der Akteure in diesem Zustand, auf dessen Grundlage schließlich das Wohnen im Übergang untersucht werden soll.

II. Szenarien des Ankommens

Wie bereits geschildert kamen die ersten Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten im Landkreis Harburg an, lange bevor die britischen Truppen im Landkreis Harburg eintrafen. Zu den bereits im Landkreis aufgenommenen ausgebombten Hamburgern kamen somit weitere Menschen, die Schlaf- bzw. Wohnmöglichkeiten benötigten. Die Ankunft der Zufluchtsuchenden in einem für sie neuen und zunächst unbekannten sozialen Raum war nicht nur der Beginn von etwas Neuem, sondern vielmehr der Übergang in eine Phase, deren Ausgang sie noch nicht kannten. Somit impliziert das Ankommen nicht nur den Moment des Eintritts in einen anderen Sozialraum, sondern vielmehr einen prozesshaften Zustand, der geprägt war von Ritualen der Ausgrenzung und des Teilhaftwerdens. Dieser Raum wird näher definiert als dritter Raum, der Vertrautheit und Fremdheit – nicht als Status, sondern als Prozess – ausweist. In diesem auch als „Quer-Raum“ bezeichneten Zwischenraum von ‚eigen‘ und ‚fremd‘ können sich die Akteure dynamisch handelnd in und zwischen den Räumen bewegen.¹²⁰ Während der Eintritt in die Übergangsphase für die Zufluchtsuchenden bereits mit dem Austritt aus ihrem gewohnten Lebensraum begonnen hatte, intensivierte sich diese Phase jedoch erst mit dem Eintreffen der Zufluchtsuchenden in einem für sie neuen Sozialraum. Im Prozess der Raumaneignung sind die erste Begegnung und somit auch der erste Kontakt von entscheidender Bedeutung, da diese die Basis und das Fundament für ein Zusammenleben bildeten. Die erste Begegnung von Einheimischen und Zufluchtsuchenden fand außerhalb des privaten Wohn-

¹¹⁹ Johanna Rolshoven: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde, S. 134.

¹²⁰ Johanna Rolshoven: Fremdheit is ordinary. Kulturthema Fremdheit in der kritischen Kulturwissenschaft, S. 20.

raums im halböffentlichen Raum statt. Dieser erste Fremdkontakt vollzog sich somit in einer Art Zwischenraum. Die Zufluchtsuchenden waren in der Rolle des Marginalen noch in Bewegung begriffen, zwar in einem neuen Sozialraum angekommen, jedoch noch ohne feste Verortung. Sie sind, um es mit Turners Worten zu sagen, die „Passierenden“, die von Ambiguität gekennzeichnet einen kulturellen Bereich durchschreiten, der wenig oder keine Merkmale des vergangenen oder künftigen Zustands aufweist.¹²¹

1. Über das Delegiertwerden im Raum

Die Flucht der Menschen wurde während des Krieges, aber auch danach, administrativ durch sogenannte Treckleitstellen koordiniert. Sie waren wichtige Anlaufpunkte, um die Menschen sicher und effizient im Raum zu verteilen, waren aber auch gleichzeitig ein administratives Organ, um den Raum und die Menschen in ihm zu kontrollieren. Die in dem folgenden Interviewausschnitt beschriebene Ankunft aus der Perspektive einer damals Zufluchtsuchenden veranschaulicht, wie sich das Ankommen im Landkreis Harburg gestaltete.

„Na ja und dann kam man eben über Lüneburg oder wie heißt das da, Salzhausen und so weiter und so fort und daran erinnere ich mich noch in Asendorf, da kriegten wir ein Quartier zum Übernachten, das wurde bestimmt von der Treckleitstelle. [...] Und dann fuhren wir von Asendorf bis Jesteburg, das ist ja nicht weit. Und da standen wir sehr lange. Und dann hieß es, wir werden verteilt, wir kommen nach Tötensen. Und somit sind wir in Tötensen gelandet“.¹²²

Die Zufluchtsuchenden wurden mittels Treckleitstellen durch den für sie fremden Raum administriert. Wo und wie die zufluchtsuchenden Menschen im Raum ankamen, war insofern abhängig von der Administrative, welche die Treckleitstellen als Steuerungssystem im Raum einsetzte, um die Bewegungen der Menschen besser koordinieren zu können. Die Treckleitstellen wurden aber auch gleichzeitig zur ersten Kontaktstelle beim Ankommen für die Zufluchtsuchenden. Auf diese Weise erleichterten sie ihnen die Orientierung im fremden Raum und gestalteten das Ankommen, indem sie im Besonderen bestimmten, wo sie im Raum ankommen sollten. Für die zufluchtsuchenden Menschen ergab sich die Liminalität aus

¹²¹ Victor W. Turner: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur, S. 94.

¹²² Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005, S. 2.

einem Zustand, der einerseits Abhängigkeit und andererseits Ungewissheit bedeutete, dadurch, dass sie fremd im Raum waren und nicht selbstbestimmt agieren durften. Für die Zeitzeugin war zunächst jede Ortschaft ein Ort des Ankommens, da sie ja nicht wusste, ob sie weiterfahren musste oder bleiben sollte. Das Ankommen im Raum war demnach aus der Sicht der Administrative ein pragmatischer Prozess, der sich an den Wohnraumressourcen im Raum orientierte und auf den die Zufluchtsuchenden nur begrenzt Einfluss nehmen konnten. Während die Streckenabschnitte zwischen den einzelnen Leitstellen mehr Aktivität der Zufluchtsuchenden erforderte, dadurch, dass sie häufig selbstständig dafür sorgen mussten, die nächste Treckleitstelle zu erreichen, ist dagegen das Ankommen in den verschiedenen Ortschaften gekennzeichnet von einer passiven Form des sich Anvertrauens an die Administrative, die Unterkünfte in den Ortschaften für die zufluchtsuchenden Menschen finden musste und die über diese „bestimmte“ und sie „verteilte“. Das systematisch administrierte Ankommen in den verschiedenen Ortschaften in einem neuen Sozialraum barg für die Zeitzeugin schließlich ein überraschendes Endziel ihrer Reise und somit einen endgültigen, jedoch unbekannten und unerwarteten Ankunftsort, dem sie im Interviewausschnitt mit der umgangssprachlichen Formulierung des „Gelandet-seins“ Ausdruck verleiht und durch welchen sie die Zufälligkeit der ihr zugeteilten Ortschaft erkennen lässt.

2. Der Geschmack des Ankommens

Das Ankommen der Zufluchtsuchenden in einen neuen Sozialraum kennzeichnet einen Status, bei dem sie noch in Bewegung waren, jedoch bereits erste Begegnungen mit der einheimischen Bevölkerung stattfanden. Die erste Begegnung fand häufig im Außenraum und somit außerhalb des privaten Wohnraumes statt oder auf der Türschwelle zum Haus. Die beiden Interviewausschnitte, die in diesem und im folgenden Unterkapitel exemplarisch angeführt werden, veranschaulichen aus der Erzählperspektive der Zufluchtsuchenden die Vielschichtigkeit des Erinnerns über ihre Ankunft und erste Aufnahme im Landkreis Harburg, die sich über ihre Sinneseindrücke erschloss, welche sich fest in ihrer Erinnerung verankert hatten und durch die es ihr ermöglicht wurde, reflektierend die Ereignisse zu erinnern.

„[...] und daran erinnere ich mich noch in Asendorf, da kriegten wir ein Quartier zum Übernachten, das wurde bestimmt von der Treckleitstelle. Und das war ein wunderbarer Hof, da fahre ich noch oft vorbei, wenn wir nach Salzhausen zu Besuch fahren, werde ich immer dran erinnert, haben wir im Hühnerstall übernachtet, das war wunderschön. Und die Wirtin, die Bäuerin hat zu mir gesagt, »wenn Sie etwas Speck haben, dann mache ich Ihnen Bratkartoffeln«. Und das hatte ich natürlich auf meinem Wagen. Und sie hat uns eine Milchsuppe gekocht und Bratkartoffeln gemacht, die schmeckt mir heute noch so wunderbar.“¹²³

Die Zeitzeugin, die hier über ihre Ankunft im Landkreis Harburg und den ersten Kontakt mit den Einheimischen erzählt, wurde Ende Januar 1945 mit ihrem Kind und ihrer Tante und einem polnischen Arbeiter aus Westpreußen vertrieben und floh mit Pferd und Wagen Richtung Westen. Wie auch viele andere Zufluchtsuchende mit ihr, wurde ihr durch Treckleitstellen befohlen, wo sie sich durch den Raum bewegen sollte. So wurden die zufluchtsuchenden Menschen durch den Raum delegiert und bekamen von den zuständigen Stellen Unterkünfte bei der einheimischen Bevölkerung zugeteilt. Die Tatsache, dass sie bei der Bäuerin im Hühnerstall übernachten musste, lässt erkennen, dass die Bauernfamilie der Frau einen Platz außerhalb ihres privaten Wohnbereichs zuwies. Trotzdem reflektierte die Zeitzeugin den Aufenthalt bei der Bäuerin positiv, wenn sie sagt „haben wir im Hühnerstall übernachtet, das war wunderschön“. Ein für die Zeitzeugin wichtiger Erinnerungsmoment assoziierte sie über den Geschmack, denn ein für sie bedeutendes Ereignis bei der Ankunft war dabei das Essen, welches die Bäuerin für sie gekocht hatte. Die Milchsuppe und die Bratkartoffeln schufen eine positiv erinnerte Wahrnehmung. Der Geschmack wurde daher nicht nur zum Erinnerungsträger dieser Ankunft, sondern auch zum Bedeutungsträger eines als positiv empfundenen Empfangs, wenn sie abschließend bemerkt „die schmeckt mir heute noch so wunderbar“. Unterstützt wurde ihre Erinnerung visuell durch das regelmäßige Vorbeifahren an dem Hof, auf dem sie aufgenommen worden war, was ihre Erinnerung aufrechterhielt. Auch wenn die Schilderungen der Zeitzeugin über ihren Aufenthalt bei der Bäuerin unter Vorbehalt einer potentiellen romantischen Verklärung gesehen werden müssen, bei der durch eine bewährte Erzählstrategie die negativen Erfahrungen unterdrückt werden zum Zwecke der eigenen Verarbeitung der Geschehnisse mit „glücklichem Ausgang“, so veranschaulicht der Prozess der

¹²³ Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen, Interview vom 30.03.2005, S. 2.

Ankunft dennoch, wie elementar die Sinneseindrücke bei der subjektiven Wahrnehmungskonstruktion in einem neuen Raum sind. Die Ankunft der Zeitzeugin in den Landkreis Harburg war somit keine kollektive oder austauschbare Wahrnehmung, sondern ein individueller emotionaler Sinneseindruck, den sie mit der Ankunft assoziierte, wenn sie Bratkartoffeln oder Milchsuppe aß oder an dem Hof der Bäuerin vorbeifuhr.

3. Facetten der eigenen Fremdheit

Eine andere Zeitzeugin, die im Folgenden rückblickend über ihre Ankunft im Landkreis Harburg erzählt, flüchtete als Kind mit ihrer Mutter und ihren sechs Geschwistern im März 1945.

„Da sind wir in Moisburg, das ist ja bei Stade, angekommen, an einem Sonntag. Kaputt, schmutzig von der Flucht, nachdem wir fast acht Wochen unterwegs waren, in Berlin noch Aufenthalt gehabt und sind, erstmal kannten wir keinen Platz, wir konnten keinen Menschen verstehen, die sprachen nur Platt. Das ist so ein kleines Dorf, wurden auf so einem offenen Wagen abgeholt, auf einem offenen Wagen, es war Anfang März. Und wir wurden zwar aufgenommen, aber wir wurden wie die Aussätzigen behandelt. Wir haben am Anfang ein ganz schlechte ... alle, meine Mutter, meine Geschwister alle, wir waren total kaputt und halb krank. Mein kleinster Bruder war todkrank und wir waren da ganz, ich möchte sagen, schlecht angekommen, ganz schlecht. Und bei dem Bauern, wir hatten ja auch nichts zu essen, wir mussten ja auch betteln gehen, um ein Ei oder irgendwas. Wir hatten ja nichts zu essen. Also den Anfang, den habe ich ganz schlecht in Erinnerung. Und dann war das noch so, wir waren sieben Kinder um die Mutti rum, dann mussten wir aufgeteilt werden, weil in diesem kleinen Raum kein Platz war für alle. Meine beiden Brüder gleich zum ersten Bauern hin, die zwei Schwestern auch noch woanders. Wir wurden auseinander gerissen. Das war für uns ganz schlimm, weil wir alle fremd waren. Und dann nur mit plattdeutschen Leuten, die gaben sich gar keine Mühe. Und wir waren alle zusammen am Anfang krank, wirklich, von diesem Empfang.“¹²⁴

Dieser Interviewausschnitt thematisiert die Ankunft als ein Ereignis, das die Fremdheit aus Sicht der Zeitzeugin ins Zentrum stellt. Fremdheit bedeutete für sie zunächst alles Unvertraute, und das wiederum bedeutete für die Zeitzeugin persönlich, dass sie niemanden kannte und ihr die Örtlichkeiten nicht bekannt waren. Die Fremdheit wurde verstärkt durch die Tatsache, dass sie die Menschen nicht richtig verstand, weil sie Plattdeutsch sprachen. Das Fremdheits-

¹²⁴ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf, Interview vom 9.11.2005, S. 6.

gefühl, welches sie hier beschreibt, war demnach zunächst ein Beziehungsprädikat der Zeitzeugin, das ein Gefühl des Ausgegrenztseins hervorrief. Dass sie sich wie eine Aussätzige behandelt fühlte und dass die Einheimischen sich gar keine Mühe gaben, lässt eine Zuschreibung von sozialer Fremdheit erkennen, mit der eine affektive Distanzierung einherging, die verstärkt wurde durch die plattdeutsche Sprache der einheimischen Bevölkerung, die ihr befremdlich erschien. Diese von der Zeitzeugin aufgebaute kognitive Distanz resultierte auch aus einer enttäuschten Erwartungshaltung „ihres Empfangs“ gegenüber der einheimischen Bevölkerung. Darüber hinaus war der Eintritt der zufluchtsuchenden Familie in einen neuen Sozialraum gekennzeichnet durch eine fremdbestimmte Bewegung durch andere. Dadurch, dass sie nicht mobil waren und den neuen Raum, in dem sie ankamen, nicht kannten, hatten sie zunächst auch keinen Handlungsfreiraum, was die Wahrnehmung der Fremdheit zunächst verstärkte, infolgedessen, dass sie sich den Raum beim Ankommen nicht selber aktiv und selbstbestimmt aneignen konnten. Es war die Aufnahmegesellschaft, die den Raum kontrollierte und für die Familie begrenzte. Verstärkt wurde der liminale Zustand der Familie, als sie räumlich getrennt wurde und ihnen somit vorgeschrieben wurde, wo und wie sie wohnen sollten. Das Gefühl des Fremdseins verstärkte sich schließlich dadurch, dass nun auch ihre familiäre Struktur räumlich aufgelöst wurde, die bis dahin für sie als Kind Sicherheit und Vertrautheit versprach.

Um ihrem damaligen Zustand Ausdruck zu verleihen, weist sie mehrmals im Interview darauf hin, wie krank die Familie gewesen sei und dass dieser Zustand auf die Aufnahme zurückzuführen sei. Die Ankunft wird folglich über den Zustand der körperlichen Erschöpfung erinnert. Der physische Zustand der Familie wird so zum Ausdrucksmittel der von ihr als grenzwertig empfundenen Ankunft.

4. Räume des Transits

Noch bevor die Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten kamen, war der Landkreis Harburg bereits ein Aufnahme- und Durchgangslager für die ausgebombte Bevölkerung Hamburgs. Dies setzte sich zum Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit fort mit der Auf-

nahme der Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten. Sammelstellen für die eintreffenden Menschen waren häufig öffentliche Gebäude wie beispielsweise Schulen. Diese Sammelstellen waren meist nur zur vorübergehenden Unterbringung vorgesehen. Die Zufluchtsuchenden wurden anschließend oft auf die umgebenden Ortschaften in den Landkreisen weiterverteilt. Im folgenden Interview beschreibt eine einheimische Frau, wie sie die Ankunft der zufluchtsuchenden Menschen erlebte.

„Die kamen dann mit Pferd und Wagen oder auch zu Fuß. Treffpunkt war erstmal die Schule, der alte Schulhof an der Hamburger Strasse. Und dann wurde verteilt, Essen und Trinken. Oder Leute haben Flüchtlinge nach Hause mitgenommen, wenn sie jemanden unterbringen konnten. Erstmal kriegten alle dort Essen und Trinken, und da wurden auch Klassenräume ausgelegt, damit man dort schlafen konnte, wenn man keinen Wagen oder eine andere Wohnung hatte.“¹²⁵

Die Zeitzeugin beschreibt zunächst, wie die Zufluchtsuchenden („Die“) in den Landkreis Harburg gelangten. Der öffentliche Raum, wie beispielsweise die Schulen, wurde zu Schlafplätzen für die zufluchtsuchenden Menschen umfunktioniert. Durch die Umfunktionierung des öffentlichen Raums wie beispielsweise der Schulen in Provisorien, wurden Handlungsprogramme unterbrochen und somit die Ordnung des sozialen Raumes umstrukturiert. So blieben die öffentlichen Räume zunächst nichts anderes als Sammelstellen und Räume des Transits, die „zwar eine unentwegte und unmittelbare Konfrontation mit Unbekannten“ bedeuteten, jedoch konnte eine nähere Auseinandersetzung mit ihnen in der Regel leicht vermieden werden¹²⁶. Die erste Begegnung der einheimischen Bevölkerung mit den Zufluchtsuchenden fand somit zunächst außerhalb des eigenen Wohnraums statt. Die Einheimischen beobachteten das Geschehen und halfen auf freiwilliger Basis mit. Der administrative Eingriff in den privaten Wohnraum der einheimischen Bevölkerung hatte noch nicht eingesetzt. Deswegen konnten auch die einheimischen Wohnungsbesitzer selbst nach den Regeln der Gastfreundschaft ihren privaten Wohnraum mit den Ankommenden teilen. Der Kontakt zwischen den Akteuren war somit ein selbstbestimmter, bei dem die Einheimischen individuell entschieden, wie sehr sie sich mit dem jeweils anderen auseinandersetzen wollten oder sich mit dem jeweils anderen konfrontiert sehen mochten. Intensiviert wurde die Situation schließ-

¹²⁵ Magda Z. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 2.02.2005, Stadtarchiv Buchholz, S. 1.

¹²⁶ Jan Wehrheim: Der Fremde und die Ordnung der Räume, S. 33.

lich mit der zunehmenden Anzahl der Zufluchtsuchenden, die im Landkreis Harburg nun nicht mehr nur provisorisch untergebracht werden sollten, sondern die mit einer längerfristigen Unterkunft versorgt werden mussten.

5. Zwischen Ausgrenzung und Teilhaftwerden

Mit der Ankunft der Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten in den Sozialraum der einheimischen Bevölkerung wurde ein sozialer Prozess des Ankommens in Gang gesetzt, der einerseits geprägt war durch Ausgrenzung und Fremdzuschreibungen und andererseits durch den Versuche ein Teil dieser neuen Gesellschaft zu werden. Der folgende Gesprächsausschnitt verdeutlicht diesen Prozess, der keine objektivierte Perspektive wiedergibt, sondern die alltagsweltlichen Erfahrungen der Akteure widerspiegelt¹²⁷ und somit die subjektiven Erfahrungen der Ausgrenzungen und des Teilhaftwerdens im Prozess des Ankommens veranschaulicht.

„Und es hat lange gedauert, bis wir uns dann ... und hieß es immer bloß »die Flüchtlinge, die Flüchtlinge«, anders wurden wir gar nicht genannt. Als wenn wir vom Mond oder irgendwo anders herkamen, gar nicht aus Deutschland. Das war doch alles Deutschland. Den Osten kannten sie drüben gar nicht, kaum. Aber das war für uns ein ganz schlimmer Anfang, für alle von uns.“¹²⁸

Die Zeitzeugin, die hier über ihre Anfangszeit in einem für sie neuen sozialen Raum berichtet, schildert die von ihr empfundene Ausgrenzung durch die einheimische Bevölkerung, die sie als Stigmatisierung wahrnahm. Herbeigeführt wurde dieses Stigma des „Flüchtlings“ durch eine Definitionsmacht, die von den einheimischen Akteuren verbal aufgebaut wurde. Dieser kommunikative Akt initiierte eine Beziehungsform zwischen den Akteuren, die durch Fremdheit bestimmt wurde. Dieser verbale Akt der Ausgrenzung äußerte sich in einer Strategie der sozialen Distanzierung, indem die einheimischen Akteure die zugewanderten Akteure auf einen einheitlichen Zustand, nämlich den des „Flüchtlings“, reduzierten. Mit dieser Strategie des „Otherings“ erzeugten sie nicht nur einen emotionalen Abstand zwischen sich und den Zugewanderten, sondern auch ein Fremdheitsgefühl bei der Zeitzeugin. Sie fühlte sich als

¹²⁷ Vgl. hierzu auch Münkler, Herfried/Ladwig, Bernd: Dimensionen der Fremdheit. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 11–44.

¹²⁸ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 7.

Außenseiterin, sozial wie kulturell nicht dazugehörig. Dadurch, dass den einheimischen Akteuren die Selbstbestimmung über den eigenen Wohnraum genommen wurde und das bestehende Sozialgefüge gestört wurde, benutzten sie die Zuschreibung des Fremden als Bestätigung des Eigenen. Auf diese Weise war es ihnen möglich, sich, wenn auch nicht haptisch, so doch durch Fremdzuschreibung in ihrem Wohn- und Sozialraum wieder selbst zu verorten. Bei dieser von der Zeitzeugin empfundenen Herabsetzung in einen geringeren Status wurde ihr auch gleichzeitig verbal jegliche Gesellschaftsfähigkeit – sozial wie kulturell – abgesprochen. Mit diesem Ausschluss einher ging die Aberkennung der allgemeinen Rechte¹²⁹ in der Gemeinschaft¹³⁰, der somit auch emotionalen Abstand erzeugte. Die von der Zeitzeugin im Interviewausschnitt gewählte räumliche Dimension der Fremdheit – „als wenn wir vom Mond oder irgendwo anders herkamen, gar nicht aus Deutschland“ – spiegelte die von ihr empfundene Nichtzugehörigkeit in der neuen Gesellschaft wider, die sich zum einen durch eine von ihr räumlich empfundene zwischenmenschliche Distanz ausdrückte. Zum anderen nahm sie sich zwar als Teil dieser Gesellschaft wahr, fühlte sich aber dennoch nicht von der einheimischen Bevölkerung so wahrgenommen, dadurch, dass ihr mit der einheitlichen Bezeichnung des „Flüchtlings“ eine Identität zugeschrieben wurde, die ihren sozialen und kulturellen Herkunftsraum ausschloss. Weil sich die Zeitzeugin ebenso wie die einheimische Bevölkerung als Deutsche sah, empfand sie die Etikettierung als Flüchtling als Herabwürdigung. Diese subjektiven Empfindungen kennzeichnete ein Beziehungskonstrukt zwischen den Einheimischen und der Zeitzeugin, welches als Beziehungsprädikat die Fremdheit ins Zentrum stellte. Die Zuschreibung¹³¹ als „Flüchtling“, markierte somit auch eine soziale Trennungslinie, durch welche die einheimischen Akteure einen Unterschied zwischen sich und der Zufluchtssuchenden machten, und die einen Platz außerhalb der sozialen Gemeinschaft zugewiesen bekam. Jegliche Gemeinsamkeiten zwischen den beschriebenen Akteursgruppen traten durch diese Art der Definition in den Hintergrund, und diese soziale Konstruktion des Fremden wurde genutzt, um Selbstidentifikation der einheimischen Bevölkerung zu ermöglichen, die jedoch die Ausgrenzung anderer Gruppen und somit der Zeitzeugin miteinschloss und von ihr als

¹²⁹ Beispielsweise Mitglied im örtlichen Schützen- oder Sportverein zu sein.

¹³⁰ Siehe auch Alois Hahn: Die soziale Konstruktion des Fremden, S. 161.

¹³¹ Ebd., S. 140 f.

Begrenzung ihrer eigenen Persönlichkeit empfunden wurde. Obwohl die Zeitzeugin räumlich angekommen war, fühlte sie sich sozialräumlich ausgegrenzt, wodurch sich der Prozess des Ankommens in dem neuen sozialräumlichen Gefüge zunächst in die Länge zog und das Ankommen in der Gesellschaft erst später erfolgen sollte.

6. Integration durch Mitarbeit

Auf die Frage, wie sie im Dorf aufgenommen wurde, antwortete eine Zeitzeugin in einem Interview folgendermaßen:

„Nicht gerade hoch jauchzend, aber es hat sich eingependelt. Man hatte ein bisschen Antipathie zuerst, aber als man sich dann näher kennenlernte, wurde das dann besser. Ich habe dann gearbeitet und so wurde das dann.“¹³²

Das Beziehungskonstrukt zwischen der einheimischen Bevölkerung und der Zeitzeugin war zunächst gekennzeichnet durch soziale Fremdheit, die von Distanz geprägt war, welche die Zeitzeugin als Antipathie beschreibt. Diese Antipathie wandelte sich schließlich („wurde das dann besser“) durch einen subjektiven Prozess der Raumaneignung von Seiten der Zeitzeugin. In diesem Prozess näherten sich die Akteure einander sozial an. Der gemeinsame Arbeitsalltag war dabei von zentraler Bedeutung. Dadurch, dass die Zeitzeugin anfang zu arbeiten, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen, wurde sie ein Teil des Arbeitsalltags der einheimischen Bevölkerung. Durch die „Mitarbeit“ auf dem Hof und auf dem Feld der einheimischen Akteure integrierte sich die Zeitzeugin zusehends sozial. „Denn ein Verhältnis der sozialen Indifferenz lässt sich definieren als Anwesenheit anderer Menschen bei Abwesenheit von Interaktion mit diesen Menschen“¹³³. Durch die Mitarbeit wurde so eine zentrale Gemeinsamkeit geschaffen, indem die Zufluchtsuchenden ein Bestandteil der Alltagsorganisation der einheimischen Bevölkerung wurden, auf dessen Basis sich gegenseitige Vertrautheit weiterentwickeln konnte. Es wurden somit gemeinsame Arbeitsräume geschaffen, dessen Handlungsgrammatik sich die Zufluchtsuchenden zwar zunächst erst noch aneignen mussten, die jedoch zu einer Annäherung der Akteure im Sozialraum führte, aus der sich wiederum eine veränder-

¹³² Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen. Interview vom 30.03.2005, S. 5.

¹³³ Herfried Münkler/Bernd Ladwig: Dimensionen der Fremdheit, S. 29.

te Wahrnehmungskonstruktion entwickeln konnte, welche die zuvor institutionalisierte Fremdheit ablöste.

Die einheimischen Zeitzeugen, die im Folgenden über die Phase des Ankommens der Zufluchtsuchenden in ihrem Sozialraum reflektieren, veranschaulichen, wie zwiespältig das Beziehungsverhältnis von Seiten der einheimischen Akteure war.

Frau: „Ach so ja, das lag wohl auch an den Menschen, also wir persönlich sind gut mit den Leuten zurechtgekommen. Die haben auch bei uns mitgearbeitet. Im Sommer sind die auch mit aufs Feld. Die wollten ja gerne, dafür haben sie ja auch mitgegessen.

Mann: „Und Sie können sich natürlich vorstellen, wenn fremde Leute in eine kleine Gemeinschaft einbrechen, dass sie erstmal mit Abwehrhaltung empfangen werden. Das ist nicht nur hier so, das ist auf der ganzen Welt so.“

Frau: „Vor allem haben die eine ganz andere Mentalität, die kommen aus Schlesien. Erstmal sprechen die ganz anders und haben auch eine andere Lebensauffassung, vielleicht.“¹³⁴

Durch die Möglichkeit zur Mitarbeit gestanden die einheimischen Zeitzeugen den Zufluchtsuchenden einen Platz in ihrem sozialen Raum zu, indem sie arbeiteten und als Entlohnung „mitessen“ durften, doch basierte dieses Beziehungsgeflecht auch gleichzeitig auf dem Beharren einer kognitiven Distanz. Der Erklärungsversuch der Abwehrhaltung des Zeitzeugen, der diese mit einem vermeintlich allgemeingültigen Verhalten pauschalisiert und sich so mit seiner Begründung hinter der Gesellschaft versteckt, wird durch die Zeitzeugin schließlich konkretisiert, indem sie die andere Mentalität, den anderen Herkunftsort sowie die andere Sprache und Lebensauffassung als Begründung für die Distanzierung anführte. Sie endet ihre Erzählung schließlich mit „vielleicht“, was ihre eigene Gewissheit relativiert. Dieser Ausdruck von Verunsicherung kann damit erklärt werden, dass das Bild, welches sich die Zeitzeugin von den Zufluchtsuchenden machte, nur ein wages Vorwissen über diese verdeutlicht und sie deshalb zur Stereotypisierung neigte. Ihr Wissen von und über die zufluchtsuchenden Menschen war nur wenig strukturiert und kaum differenziert und was sie wahrnahm, waren eher grobe Linien als innere Vielfalt der Formen¹³⁵ des kulturellen Hintergrunds der Zufluchtsuchenden.

¹³⁴ Herr K. [Sohn] und Frau K. (Einheimische) aus Westerhof. Interview vom 15.04.2005, S. 9.

¹³⁵ Siehe hierzu Herfried Münkler/Bernd Ladwig: Dimensionen der Fremdheit, S. 25.

Aus diesem Wechselspiel des „Otherings“ und „Belongings“, das sich einerseits aus kultureller Fremdzuschreibung und andererseits aus der Zuteilung einer Rolle in der Gesellschaft durch Mitarbeit ergab, vollzog sich ein Übergang, in dem zwar weiterhin die Sozialstrukturen durch Machtausübung klar definiert waren, jedoch die Zufluchtsuchenden einen Platz in der Gesellschaft zugewiesen bekamen. Die auf der einen Seite übertragene Verpflichtung, aktiv am Arbeitsleben teilzunehmen, korrespondierte auf der anderen Seite mit der aus Dank zu leistenden Gegengabe. „Voraussetzung für die Inanspruchnahme dieser neuen Ressource ist die Stiftung von Beziehungen, die gerade an der partiellen Nicht-Integration, eben Fremdheit der Fremden, festhält.“¹³⁶ Diese unausgesprochene und einvernehmliche Aushandlung zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden basierte somit zum einen auf einer Interaktionsgemeinschaft und zum anderen auf einer Beziehung sozialer Differenzen¹³⁷. „Der eigentümliche Rationalitätsgewinn, der sich hier ergibt, hängt mit der Begrenzung der wechselseitigen Ansprüche auf kalkulierbare Größen zusammen“¹³⁸. Der sich aus diesem Prozess ergebende Zustand bildete den Ausgangspunkt einer neuen kulturellen Identität, die in ihrem Entwicklungsprozess „für die Subjekte – mit der Erfahrung von Ambivalenz und – für die Beziehung zwischen den Subjekten – mit der Notwendigkeit von Toleranz und wechselseitiger Anerkennung von Verschiedenheit zwischen den Subjekten einhergeht“.¹³⁹

Die Vielschichtigkeit eines solchen Aufnahmeprozesses ist dessen ungeachtet sozialräumlich definiert und obliegt der Definition der jeweiligen Gesellschaft, die in ihm lebt.

7. Die Vereinnahmung des privaten Raumes der einheimischen Bevölkerung durch die Zufluchtsuchenden

Aufgrund der steigenden Anzahl der Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten und der unzureichenden Unterbringungsmöglichkeiten im Landkreis Harburg kam es schließlich zu einem intensiveren Kontakt zwischen der einheimischen Bevölkerung und den zufluchtsuchenden Menschen, durch die Einquartierung dieser im privaten Raum der Einheimischen.

¹³⁶ Alois Hahn: Die soziale Konstruktion des Fremden, S. 160.

¹³⁷ Vgl. auch hierzu Heiner Keupp: Identitäts-Konstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, S. 170.

¹³⁸ Alois Hahn: Die soziale Konstruktion des Fremden, S. 160.

¹³⁹ Heiner Keupp: Identitäts-Konstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, S. 180f.

„[...] und dann weiß ich also mit den Flüchtlingen wurde es immer mehr, dann waren auch Flüchtlinge bei uns in der Scheune untergebracht und überall also wo, ich sag jetzt einfach mal, ein Lager war oder wo Platz war, waren auch welche. Und da war auch hier aus dem Dorf einer, ich weiß aber nicht wer, in jedem Dorf war einer, der das dann auch so ein bisschen zuteilte oder einteilte: So, ihr kommt da hin und ihr kommt da hin und ihr kommt da hin. Und ob man wollte oder nicht, die waren zugeteilt, und die musste man dann auch aufnehmen, hat man auch getan. Die kamen auch mit zum Teil an den Tisch, das weiß ich, aber auch ein Teil brutzelte auch auf dem Hof irgendwas. Da wurden denn so ein paar Steine zusammengemacht und brutzelten da so rum, ne.“¹⁴⁰

Die Schilderung des einheimischen Zeitzeugen lässt erkennen, dass er teilnehmender Beobachter in seinem eigenen Sozialraum war. Zwar leitete er seine Eindrücke mit persönlichen Erfahrungen ein, wechselte dann jedoch in die 3. Person („man“), wodurch er eine gewisse Distanz zu dem Geschehenen aufbaute. Für ihn zentral war die Erfahrung der Vereinnahmung seines Sozialraumes durch die „Flüchtlinge“. Obwohl er durch eine passive Wiedergabe seiner Beobachtung versuchte emotionalen Abstand zu erzeugen, baute er in seiner Erzählung einen inhaltlichen Spannungsbogen auf, durch den er erkennen lässt, dass er die Situation für sich als liminal wahrnahm. Das Liminale dieser Wahrnehmung äußerte sich für den einheimischen Zeitzeugen anfangs in der empfundenen Vereinnahmung des Raumes durch die Zufluchtsuchenden, die den Raum zunächst physisch ausfüllten („überall also wo, ich sag jetzt einfach mal, ein Lager war oder wo Platz war, waren auch welche“). Übersteigert wurde die liminale Erfahrung der Vereinnahmung des Sozialraumes schließlich durch ein Gefühl der Machtlosigkeit, hervorgerufen dadurch, dass den Einheimischen ihr Recht genommen wurde, selbst über ihren Wohnraum zu bestimmen („Und ob man wollte oder nicht, die waren zugeteilt, und die musste man dann auch aufnehmen, hat man auch getan“). Mit dieser Zwangswohnraumbewirtschaftung einher ging das Fehlen einer Umstellungs- bzw. „natürlichen“ Annäherungsphase aufgrund der Dringlichkeit, Wohnraum für die Zufluchtsuchenden zu schaffen. Die aktive Rolle des sich natürlichen Annäherns und Kennenlernens und somit der aktive Austausch, aus dem sich schließlich eine persönliche Beziehung entwickeln konnte, wurde ersetzt durch eine passive Rolle des Zugeteiltwerdens und Zugeteiltbekommens, so dass Nähe zwischen den Einheimischen und Zufluchtsuchenden aufgezwungen wurde. Die Aufnahme

¹⁴⁰ Ernst-August E. (Einheimischer) aus Tötensen. Interview vom 30.03.2005, S. 2.

der Zufluchtsuchenden Menschen in den privaten Wohnraum der Einheimischen wurde so zu einer psychischen wie physischen Grenzerfahrung sowohl für die einheimische Bevölkerung, als auch für die Zufluchtsuchenden. Für die Akteure wurden nicht nur die gesellschaftlichen Normen außer Kraft gesetzt, sondern auch das Außen- und Innenverhältnis von Wohnraum und öffentlichen Raum destabilisiert, da die natürliche Phase der Annäherung zwischen den Akteuren am Übergang dieser beiden Räume nicht vollzogen werden konnte. Dadurch, dass die Zufluchtsuchenden durch die Administrative im privaten Wohnraum der einheimischen Bevölkerung platziert wurden, konnte das Ritual der Gastfreundschaft, das zudem auf Freiwilligkeit basierte, von Seiten der Einheimischen nicht vollzogen werden, da es dem Gastgeber nicht erlaubt war, die Geschwindigkeit und Schrittfolge der Annäherung und die Einführung des anderen in die verschiedenen Bezirke der Intimität und Vertrautheit zu bestimmen. Wird der Gast aufgedrängt oder wird die zeitliche Frist der Gastfreundschaft überschritten, wird es ungemütlich. Die einheimische Bevölkerung war in der Rolle des Gastgebers nicht mehr „Herr der Situation“¹⁴¹, da ihnen, wie oben ausgeführt, das Recht der Annäherung und Einführung in ihren privaten Wohnraum durch die Administrative genommen wurde. Daraus resultierte eine direkte Konfrontation zwischen den Akteuren im privaten Raum der einheimischen Bevölkerung, die administrativ geschaffen wurde. Demzufolge erschien dem einheimischen Akteur auch das gemeinsame Essen am Tisch mit den Zufluchtsuchenden als eine grenzwertige Erfahrung, die er durch die Bemerkung „Die kamen auch zum Teil an den Tisch, das weiß ich (...)“ als „unnormal“ zum Ausdruck bringt. Die Ankunft der Zufluchtsuchenden Menschen im privaten Raum der einheimischen Akteure wurde für diese zu einer Bedrohung der Vertrautheit des eigenen privaten Wohnraumes, der zuvor von Sicherheit, Gemütlichkeit und Selbstbestimmung gekennzeichnet war.

Darüber hinaus wurde der Alltag der Zufluchtsuchenden von den Einheimischen mit Distanz wahrgenommen. Verdeutlicht wird dies durch die Aussage des Akteurs „aber auch ein Teil brutzelte auch auf dem Hof irgendwas. Da wurden denn so ein paar Steine zusammengemacht und brutzelten da so rum, ne“. Die Beobachtungen des Einheimischen verdeutlicht ein aufmerksames Desinteresse. Dadurch, dass er zum einen beschreibt, wie die Kochstelle erbaut

¹⁴¹ Herfried Münkler/Bernd Ladwig: Dimensionen der Fremdheit, S. 27.

wurde, zeigte er ein gewisses Interesse am Geschehen im Hof. Mit der umgangssprachlichen Formulierung „und brutzelten da so rum“ baute er zum anderen wiederum Distanz und Skepsis auf. Dadurch, dass ihr Sozialraum nun anders genutzt wurde, veränderte sich auch die Wahrnehmung ihres eigenen Raums zum einen dadurch, dass sie mit den neuen Handlungen noch nicht vertraut waren und zum anderen, weil sie die Zufluchtsuchenden als Fremde empfanden. Die Eindrücke des Einheimischen veranschaulichen nicht nur das Prozesshafte dieser Aufnahme, sondern schlussendlich auch die von ihm empfundene Vereinnahmung seines Sozialraumes.

III. Die Bewirtschaftung des Raumes – die administrative Aneignung von Wohnraum

Bereits das nationalsozialistische Regime musste die obdachlos gewordene Bevölkerung Hamburgs mit Wohnraum versorgen. Zum Ende des Krieges und in der Folgezeit verschlechterte sich diese Situation noch weiter. Zu der wohnungssuchenden ausgebombten Bevölkerung Hamburgs kamen die Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten hinzu, die ebenfalls Wohnraum benötigten. Die Flucht der Menschen aus den Ostgebieten wurde durch Treckleitleisten gelenkt und organisiert. Im „Gau Osthannover“ angekommen, wurden sie durch die zuständigen Stellen auf die einzelnen Dörfer weiterverteilt.

Wie zuvor die ausgebombte Bevölkerung wurden die Zufluchtsuchenden zunächst in öffentlichen Einrichtungen wie beispielsweise Schulen untergebracht. Da die Unterbringungsmöglichkeiten nicht ausreichten, mussten die Behörden auch auf privaten Wohnraum zurückgreifen. Jedoch fand die praktische Gestaltung der Wohnraumorganisation trotz der gleichen Gesetzestexte eine andere Art der Umsetzung. Mit der Kapitulation Deutschlands 1945 nahm sich zunächst die britische Militärregierung des Wohnraumproblems an. Die Anzahl der Menschen, verteilt auf diese zum Teil recht kleinen Dörfer und Gemeinden, war verhältnismäßig groß. Selbst, als der Krieg vorbei war und ein Teil der ausgebombten Hamburger in ihre zerstörte Stadt zurückkehrte, nahm der Zustrom von Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten nicht ab, so dass die Wohnraumnot immer größer wurde. Im Landkreis Harburg verschärft wurde die Wohnraumsituation durch die in Hamburg verhängte Zuzugsbeschränkung, wodurch sich zunächst die Menschen um das Stadtgebiet herum ansammelten. Dadurch stellte

der Landkreis Harburg für die Stadt Hamburg, die einen Großteil der Bevölkerung noch immer nicht mit Unterkünften versorgen konnte, quasi eine Wohnraum-Ressource dar. Die Zugangsbeschränkung war begründet durch den akuten Mangel an Nahrungsmitteln, Energie und Wohnraum. So wurden die Elbbrücken durch die britische Besatzungsmacht gesperrt, um den unkontrollierten Zu- und Abgang der Menschen zu unterbinden. Die Menschen konnten die Brücken nun nur noch mit besonderer Genehmigung überqueren. Infolgedessen stauten sich die zufluchtsuchenden Menschen nördlich und südlich der Elbe an. Insbesondere die vor den Bombenangriffen evakuierten Hamburger, die sogenannten Butenhamburger, warteten auf eine Genehmigung, die Elbe überqueren zu dürfen, um wieder nach Hamburg zu gelangen. Im Juni 1945 hatte der Stau der wohnraumsuchenden Menschen in Hamburg schließlich seinen Höhepunkt erreicht. Fortwährend mussten neue Unterbringungsmöglichkeiten geschaffen werden.¹⁴² Die sich im Landkreis Harburg ansammelnden Menschen, ausgebombte Hamburger und täglich eintreffende Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten, lassen sich auch noch Jahre später durch die Einwohnerstatistiken belegen. Aus diesen wird deutlich, dass sich die Einwohnerzahlen gegenüber 1939 in vielen Dörfern mehr als verdoppelt hatten – und dies bei zunächst gleichbleibendem, in einigen Dörfern mit starken Kriegsschäden sogar vermindertem Baubestand. Das Kreiswohnungsamt des Kreises Harburg in Winsen hatte in der Folgezeit die Aufgabe, die Menschen mit Wohnraum sowie Möbeln und Hausrat zu versorgen. Diese administrative Versorgung der bedürftigen Menschen stellte einen umfassenden Eingriff in den Sozialraum der einheimischen Bevölkerung dar, der sowohl die Obrigkeit, die zufluchtsuchenden Menschen und nicht zuletzt die einheimische Bevölkerung vor große Herausforderungen stellte.

1. Die „Disziplinierung“ des privaten Wohnraumes – eine neue Raumordnung entsteht

Erste Maßnahmen der Wohnraumorganisation beinhalteten zunächst die Erfassung des Wohnraums und der in ihm lebenden Personen sowie darüber hinaus der Wohnsituation. In einem Schreiben des Kreiswohnungsamtes vom 25. August 1945 an die Bürgermeister des Kreises heißt es:

¹⁴² Evelyn Glensk: Die Flüchtlinge kommen, S. 21f.

„Auf Anordnung der Militär-Regierung sind Erhebungen über den vorhandenen Wohnraum anzustellen. Zu diesem Zwecke übersende ich beifolgend eine Anzahl Fragebogen, die von den einzelnen Wohnungsinhabern auszufüllen sind. [...] Da die Meldungen über den vorhandenen Wohnraum von hier aus allmonatlich eingereicht werden müssen, sind die Wohnungsinhaber gleichzeitig darauf hinzuweisen, daß etwaige Veränderungen in der Wohnraumfläche zu melden sind. [...] Zusammen mit den Fragebogen ist eine Meldung darüber einzusenden, wieviel Personen in der Gemeinde (getrennt nach Männern, Frauen und Kindern) zurzeit nicht in Wohnungen oder nicht in winterfesten Quartieren (z. B. in Scheunen, Ställen usw.) untergebracht sind. Des weiteren ist anzugeben, wie viel Personen hiervon über kein eigenes Bett verfügen.“¹⁴³

Der „Fragebogen über Wohnraumbewirtschaftung“¹⁴⁴ enthielt 16 Fragen, durch die unter anderem in Erkenntnis gebracht werden sollte, um welche Art Wohnung es sich handelte, welche Art von Räumen sich in der Wohnung befanden, wie groß diese waren und ob sie alle belegt waren. Darüber hinaus war von Interesse, ob noch andere Gebäude außer der Wohnung vorhanden waren und wie viele Zimmer beheizt werden konnten. Über die Bewohner versuchte man nicht nur in Erfahrung zu bringen, wie viele Personen in der Wohnung wohnten, wie alt sie waren und wo sie herkamen, sondern auch, ob sie über ein eigenes Bett verfügten. Auf diese Weise bekam das Kreiswohnungsamt einen Einblick in die Wohn- und Lebensumstände der Bewohner, was die Grundlage für eine Effektivierung des vorhandenen Wohnraumes bildete, dessen Zweck eine optimale Ausnutzung des umbauten Raumes beinhaltete. In der Praxis bedeutete dies für die einheimische Bevölkerung, dass bei den Hausbesitzern auf vorhandene zweite Stuben oder Esszimmer zurückgegriffen wurde. Auch Zimmer noch nicht schulpflichtiger Kinder mussten bereitgestellt werden. Wenn Altenteiler, besonders Einzelpersonen, außer dem Schlafrum noch über einen oder mehrere Wohnräume verfügten, wurde erwartet, dass sie auch diese teilten oder freigaben.¹⁴⁵ Bei dieser Art der Bewirtschaftung wird deutlich, dass ein Raum zum Schlafen und darüber hinaus auch das Bett als grundlegende Bedürfnisse beim Wohnen bewertet wurden und als höchste Priorität den Ausgangspunkt bei der Wohnraumbewirtschaftung bildeten. Das Bett wurde als Notwendigkeit im Wohnraum gesehen und der Wohnraum als Schlafrum hatte höchste Priorität.

¹⁴³ Schreiben des Kreiswohnungsamtes vom 25. August 1945. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 08.29. Siehe hierzu im Anhang unter Dokumente: Fragebogen über Wohnraumbewirtschaftung vom 2. September 1945. In: Gemeindearchiv Rosengarten.

¹⁴⁴ Fragebogen über Wohnraumbewirtschaftung vom 02.09.1945. In: Samtgemeindearchiv Rosengarten, ohne Sigle. Siehe hierzu im Anhang unter Dokumente.

¹⁴⁵ Ebd.

Die Wohnraumnot führte infolgedessen zu einer administrativen Erfassung des Wohn- und Wirtschaftsraumes mit seinen Bewohnern, durch die der Sozialraum der einheimischen Bevölkerung eine gewisse Transparenz erhielt. Durch diese Art des Transparentmachens des privaten Raumes wurde sowohl bei der Administrative als auch bei den Einheimischen ein Perspektivwechsel eingeleitet, demzufolge der private Wohnraum nicht mehr länger nur ein von seinem Bewohner her gedachter Raum war. Der Wohnraum wurde zu einer Ressource des öffentlichen Raumes administriert, die von „außen“ umgedacht wurde. Es wurde nun durch die Administrative bestimmt, welche Priorität die einzelnen Wohnräume hatten, welche Räume beispielsweise zu Schlafräumen umfunktioniert werden sollten und welche Räume, z. B. Küche und Bad usw. geteilt werden mussten.

2. Die Beschlagnahmung des Wohnraumes

Nachdem der private Wohnraum der einheimischen Bevölkerung administrativ erfasst worden war, kam die Phase der Raumvereinnahmung. In diesem Prozess der Raumbewirtschaftung wurde festgestellt, ob in den Wohnungen Wohnraumfläche für weitere Bewohner zur Verfügung stand. Dabei bestimmte das Kreiswohnungsamt, wieviel Wohnraumfläche den Bewohnern des Landkreises Harburg in ihren Wohnungen zustand bzw. genügen musste. Die einheimischen Akteure konnten somit theoretisch nicht mehr selber über den Platz in ihrer Wohnung bestimmen, sondern mussten sich flexibel auf die sich verändernden Wohnumstände einstellen. Auch wenn viele Gemeinden im Landkreis Harburg versuchten, sich den immer neuen Anfragen nach Wohnraum zu entziehen, mussten sie schlussendlich doch dem Druck nachgeben.¹⁴⁶ Die politisch organisierte Wohnraumbewirtschaftung änderte sich nach 1945 theoretisch von der Gesetzesvorlage nicht erheblich, da die Beschlagnahmung von Wohnraum und Baumaterialien und die zugehörigen Gesetze (Reichsleistungsgesetz) zunächst beibehalten wurden.¹⁴⁷ In diesem heißt es, dass „der gesamte entbehrliche Wohnraum im Kreise be-

¹⁴⁶ „Auf mein Schreiben vom 31.7. d. J., betreffend die Unterbringung von vorsorglich evakuierten Personen aus dem Stadtgebiet Hamburg, wird mir von mehreren Gemeinden des Kreises mitgeteilt, dass dies nicht möglich sei. Ich weise darauf hin, dass die betreffenden Quartiere unter allen Umständen sichergestellt werden müssen.“ Schreiben des Kreiswohnungsamtes vom 12. August 1944. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 08.29.

¹⁴⁷ Siehe hierzu im Anhang unter Dokumente: Beschlagnahmungsverfügung des Wohnungsamtes im Landkreis Harburg vom 19. März 1945. In: Gemeindearchiv Rosengarten.

schlagnahmt“¹⁴⁸ wurde. Die Beschlagnahmung von Wohnraum stützte sich auf die Paragraphen 3a, 5 und 25 des Reichsleistungsgesetzes vom 1. September 1939.¹⁴⁹ In einer Beschlagnahmungsverfügung¹⁵⁰ des Wohnungsamtes im Landkreis Harburg vom 19.03.1945 heißt es:

„Die Beschlagnahme dient der Sicherstellung. Bis zur Inanspruchnahme kann der Raum – können die Räume – von Ihnen weiter benutzt werden, soweit dadurch die Sicherstellung nicht vereitelt wird. Die Beschlagnahme hat die Wirkung, daß ohne meine Zustimmung vorgenommene Rechtsgeschäfte nichtig sind. Soweit für die Inanspruchnahme bauliche Veränderungen durchgeführt werden müssen, sind diese zu dulden. Die Mitinanspruchnahme aller sanitären Einrichtungen durch die Eingewiesenen muß ebenfalls gestattet werden. Ebenso umfaßt diese Beschlagnahme die erforderlichen Nebenräume für die Lagerung von Feuerungsmaterial und Wintervorräten u. dgl. Zu diesem Zwecke muß von Ihnen geeigneter Raum zur Verfügung gestellt werden. Ein Vergütungsanspruch kann erst nach der Inanspruchnahme geltend gemacht werden.“

Die Verfügung verdeutlicht zum einen den Raumanspruch, den die Administrative für sich forderte, um der großen Nachfrage an Wohnraum nachzukommen, und zum anderen den Verlust der Selbstbestimmtheit der einheimischen Bevölkerung über ihren eigenen privaten Wohnraum. Die einheimischen Wohnungsbesitzer wurden faktisch in ihrem eigenen Wohnraum dahingehend entmündigt, dass sie bei der Nutzung bzw. Umnutzung ihrer Räumlichkeiten keine alleinigen Entscheidungen mehr treffen durften. Sie mussten sich den Entscheidungen, die ihren Wohnraum betrafen – seien es Einquartierungen oder bauliche Veränderungen – fügen. Sie waren gewissermaßen Gast in ihrer eigenen Wohnung. Der Wohnraum wurde dadurch nicht nur funktional umstrukturiert, indem beispielsweise Speisezimmer oder Wohnzimmer zu Schlafräumen wurden, sondern auch die Machtstrukturen änderten sich dahingehend, dass die einheimischen Wohnungsbesitzer vorübergehend enteignet wurden, und infolgedessen nicht nur den Zufluchtsuchenden, sondern auch der einheimischen Bevölkerung theoretisch Wohnfläche zugeteilt wurde, wenn es die Raumsituation erforderte.

Die Administration des privaten Raumes endete jedoch mit der Zwangseinweisung in den privaten Raum gewissermaßen auf der Schwelle des Hauses. Eventuelle Mietforderungen, die den Wohnungsbesitzern theoretisch zustanden, mussten sie jedoch selber mit den

¹⁴⁸ Rundschreiben des Wohnungsamtes an die Bürgermeister des Landkreises Harburg. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 08.29.

¹⁴⁹ Beschlagnahmung von Wohnraum, Gemeinde Eckel mit Eickstüven. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 08.29.

¹⁵⁰ Beschlagnahmungsverfügung des Wohnungsamtes im Landkreis Harburg vom 19.03.1945. In: Samtgemeindearchiv Rosengarten, ohne Sigle. Siehe hierzu im Anhang unter Dokumente.

Zufluchtsuchenden aushandeln. Die Ambivalenz ergibt sich aus dem Verhältnis zwischen Administrative und den Einheimischen, denen zum einen durch die Wohnraumbewirtschaftung Freiraum genommen wurde und zum anderen neue Entscheidungsgewalt zugeteilt wurde. Dieser Eingriff in den privaten Raum eines anderen, der theoretisch durch die Administrative geplant und durchgeführt wurde, jedoch praktisch die Zufluchtsuchenden mit einbezog, weil sie durch die Handlungen der Administrative zu dessen Funktionsträger wurden und somit an der Durchführung dieser Art der Raumbewirtschaftung indirekt beteiligt waren, unterbrach die Handlungen der einheimischen Wohnungsbesitzer, die sich innerhalb ihres Wohnraumes vollzogen und als alltägliche und professionelle Routinen der Reproduktion- und der Produktionsarbeit sichtbar wurden¹⁵¹. Das administrative Umstrukturieren des sozialen Gefüges von außen, bei der nur bedingt Rücksicht auf die Bewohner genommen wurde, und das Sich-selbst-Überlassen beider Akteursgruppen in diesem Prozess barg ein hohes Potential für Reibungsflächen.

Der Prozess der Wohnraumzwangsbewirtschaftung, der die An- und Enteignung von privatem Wohnraum und öffentlichen Raum beinhaltete, geschah vor dem Hintergrund eines politisch-ökonomisch geprägten Raumverständnisses, das von einem territorialen Raumbegriff ausging, der Raum nur als „Behälter“ dachte und Raum auf erdräumliche Standortkonfigurationen reduzierte.¹⁵² Dieses gedachte Raummodell ist ein Raum ohne gesellschaftliche Bezüge. Der Raum wurde somit nicht als Funktionsträger handelnder Menschen gedacht, sondern als physikalische Größe, ohne menschliche Bezüge.¹⁵³

Das Liminale dieses Übergangs manifestiert sich folglich in der Verkehrung der alltagsweltlichen Ordnung, die durch die Wohnraumbewirtschaftung herbeigeführt wurde. Diese stellte einen Eingriff in die alltagsräumliche Kultur dar, die bisher vom Erbauen bis zum Einrichten ein von seinem Bewohner her gedachter und erschlossener Raum war, der sich folglich auch auf diesen bezog¹⁵⁴. Dieser Eingriff in den Bedeutungsraum eines anderen setzte somit einen

¹⁵¹ Vgl. Johanna Rolshoven: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen, S. 51.

¹⁵² Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 191f.

¹⁵³ Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 191f. und Dieter Läßle: Essay über den Raum, S. 191.

¹⁵⁴ Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 203.

kulturellen Transformationsprozess in Gang, der diesen Raum, der sich zuvor durch seine Kontinuität eines individuellen Handlungs- und Bewegungssystems von dem öffentlichen Raum abgrenzte, nun in seiner Funktion als Provisorium zu einer Ressource dieses öffentlichen Raumes wurde und dadurch dessen individuelle alltagsräumliche Struktur einem Diktat von außen unterworfen wurde.

3. Das Verhandeln um Raum – die Administrative als Bindeglied

1946 gibt es in den Protokollen der Gemeinderatssitzungen den ersten Nachweis für eine gewählte Wohnungskommission bzw. einen Wohnungsausschuss in den einzelnen Gemeinden. Jede Gemeinde hatte ihren eigenen Wohnungsausschuss, der für die Wohnraumregelung zuständig war. Die Wohnungskommission bzw. der Wohnungsausschuss der Gemeinden hatte zum einen die Aufgabe, das Kreiswohnungsamt zu unterstützen, damit das Wohnraumproblem zielgerichteter behoben werden konnte. Zum anderen diente eine solche Kommission ebenso als direkter Ansprechpartner für die Wohnungssuchenden. Diese konnten ihre Anliegen direkt an die regelmäßig neu gewählten Mitglieder dieser Kommission stellen. Die Unterbringung von Zufluchtsuchenden stieß jedoch oftmals auf Schwierigkeiten und führte zu Konflikten zwischen den Wohnungsbesitzern und der Wohnungskommission, weil die Wohnungsbesitzer zum einen nicht bereit waren, weiteren Wohnraum zur Verfügung zu stellen, und zum anderen, weil sie bei der Auswahl der zufluchtsuchenden Menschen Mitspracherecht haben wollten, was sich beispielsweise in der Verweigerung der Aufnahme bestimmter Zufluchtsuchender äußerte, über die aus unterschiedlichen Gründen schlecht in der Dorfgemeinschaft gesprochen wurde.

Ein anderes Problem bei der Durchführung dieser Einquartierungsmaßnahme durch die Bürgermeister oder Ortsgruppenleiter erklärt sich durch eine etwaige Befangenheit gegenüber der Dorfgemeinschaft. Ein weiteres Problem ergab sich dadurch, dass die ausführenden Personen zur Dorfgemeinschaft gehörten und diese Aufgabe bei ihren eigenen Nachbarn, Verwandten und Bekannten durchführen mussten. Aufgrund dessen, dass einige Dorfbewohner Mitglieder des Wohnungsausschusses waren, veränderte sich das Sozialgefüge innerhalb der Dorfgemeinschaft, indem eine andere Form der Abhängigkeit zwischen den Dorfbewohnern ent-

stand. Daraus ergaben sich wiederum auch andere Machtkonstellationen im Sozialraum der dörflichen Gemeinschaft.

Ein Mitglied des Wohnungsausschusses, das für die Einquartierung der Zufluchtsuchenden in den privaten Wohnraum der einheimischen Bevölkerung zuständig war, berichtete:

„Da habe ich mal mit dem Elend verhandelt und habe dort eine Familie untergebracht. Manchmal hat man das mit nach Hause genommen, wenn die Leute keinen Wohnraum hatten. »Wie wird das bloß, was mache ich bloß?« Plötzlich ist einem ein Raum eingefallen und man ist mit dem Fahrrad dahin gefahren und mit den Leuten verhandelt. Das ging dann auch, mit einigen konnte man verhandeln. Die Leute haben im Alten Rathaus vor der Tür in Schlangen gesessen und gewartet, um Wohnraum zu bekommen.“¹⁵⁵

Die Tatsache, dass um Raum verhandelt wurde und die Menschen in Schlangen vor den Türen des Rathauses saßen und auf freien Wohnraum warteten, verdeutlicht zum einen den außergewöhnlichen Zustand, in dem sich alle Beteiligten befanden, der sich dadurch auszeichnete, dass durch den Mangel an Wohnraum dieser zu einem deflationären Gut wurde, um den die bedürftigen Menschen, wie für Ware in einem Supermarkt, anstanden. Zum anderen verdeutlicht die Erzählung der Zeitzeugin die Rollenverteilung bzw. den Handlungsablauf bei der Administration des Wohnraums, durch die alle Beteiligten im Raum eine von der Obrigkeit diktierte Beziehungskonstellation eingingen. Der konfrontierende Charakter dieser Konstellation offenbarte sich zunächst in der Rolle, die der Wohnungsausschuss als Vermittler innehatte, da dieser mit der Aufgabe konfrontiert war, auf der einen Seite Wohnraum zu geben und auf der anderen Seite Wohnraum zu nehmen. Während sowohl die Wohnraumsuchenden als auch die Wohnraumbesitzer überwiegend in der Rolle der Wartenden verharren mussten, bis sie entweder Wohnraum zugewiesen bekamen oder abgeben mussten, waren es folglich die Mitglieder des Wohnungsausschusses, die zwischen diesen beiden Parteien vermittelten.

Der Wohnungsausschuss wurde so zum Bindeglied zwischen den Wohnungsbesitzern, der Militärregierung und den Wohnungssuchenden. Der Wohnungsausschuss verhandelte gewissermaßen auf der Schwelle des Hauses um Raum. Dieses Verhandeln um Raum markierte den Übergang zwischen privaten Raum und öffentlichen Raum und war somit auch das verbind-

¹⁵⁵ Waltraud B. (Zufluchtsuchende) aus Buchholz. Interview vom 21.3.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 4.

dende Element im Prozess der obrigkeitlichen Disziplinierung des Raumes¹⁵⁶, welche die faktische Freiheit der Wohnungsbesitzer bei der Nutzung ihres eigenen privaten Raumes einschränkte und den Wohnungssuchenden vorschrieb, wo sie wohnen sollten.

4. Das Neuprivatisieren von Wohnraum

Spätestens mit der Einquartierung der Zufluchtsuchenden in den privaten Raum der einheimischen Wohnungsbesitzer wurde die Diskrepanz zwischen territorialer Wohnraumpolitik und den sozialräumlichen Bedürfnissen ihrer Bewohner sichtbar. Das Verfügen der einheimischen Landbewohner über ihren eigenen privaten Raum stellte für die Wohnungsbesitzer bis zur Beschlagnahmung ihres Wohnraumes ein persönliches Recht dar, insbesondere wenn man bedenkt, dass gerade viele Landwirte ihre Höfe von Generation zu Generation weitervererbten. Für die Wohnungsbesitzer sichtbar und bewusst erlebbar wurde ihr eigener sozialer Raum schließlich mittels der Einquartierung der Zufluchtsuchenden, die eine Wahrnehmungsveränderung der einheimischen Besitzer auf ihren Wohnraum herbeiführte:

„Beengte Wohnverhältnisse habe ich erst ab 1945 gesehen, weil bei uns im Hause Leute eingewiesen wurden. Im alten Haus von Bäcker Kröger wurde durch den Flur eine Bretterwand gezogen, vorne lebte die Familie von Henning von Ahsen [...]. Die Familie hatte mit fünf oder sechs Leuten zwei Zimmer und den halben Flur.“¹⁵⁷

Die beengten Wohnverhältnisse, die in dem Interviewausschnitt beschrieben werden, veranschaulichen die Wahrnehmung eines Einheimischen auf seinen Wohnraum, nachdem dort zufluchtsuchende Menschen einquartiert worden waren. Die empfundene Beengtheit ist das Resultat einer Wohnraumpolitik, mittels der die Obrigkeit den privaten Wohnraum unter ihre Verfügungsgewalt stellte. Der private Besitz der Wohnungsbesitzer wurde öffentlich umfunktioniert, indem nicht nur theoretisch¹⁵⁸ über ihren Raum verfügt wurde, sondern auch seine praktische Umsetzung durch die Einquartierung der Zufluchtsuchenden in ihren Wohnraum fand. Durch die Einweisung der zufluchtsuchenden Menschen wurde der Wohnraum der ein-

¹⁵⁶ Die Disziplinierung des Raumes meint in diesem Zusammenhang die Aneignung und einheitliche Kontrolle des Sozialraumes der Menschen durch die Obrigkeit, wodurch der private Wohnraum zu einem Bestandteil des öffentlichen Raumes wurde, der der Obrigkeit eine effektivere Kontrolle über den vorhandenen Wohnraum ermöglichte. (siehe hierzu auch die Beschlagnahmungsverfügung des Wohnungsamtes des Landkreises Harburg im Anhang unter Dokumente).

¹⁵⁷ Hans-Helmut Sch. (Einheimischer) aus Buchholz. Interview vom 3.03.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 3f.

¹⁵⁸ Durch Beschlagnahmungsverfügungen des Wohnungsamtes.

heimischen Besitzer zwar wieder privat, jedoch kam es zu einer Verschiebung des privaten Raumes. Zum einen blieb der private Raum der einheimischen Bevölkerung unter öffentlicher Verfügung, und zum anderen veränderte sich durch die Einquartierung der Zufluchtsuchenden die räumliche Ordnung nicht nur dahingehend, dass sie ihren privaten Raum teilen mussten, sondern auch, dass sich das Sozialgefüge in ihrem Wohnraum veränderte. Die räumliche Ordnung des Sozialen entsteht in der alltäglichen Praxis, in der die Räume so gestaltet werden, dass sie bestimmte Handlungsabläufe zulassen, erleichtern oder erschweren sollen. So ist dem Haus oder der Wohnung ein Handlungsprogramm eingeschrieben, das die Alltagsräume funktional unterteilt in beispielsweise Wohnzimmer, Arbeitszimmer, Küche, Schlafzimmer oder Kinderzimmer. Diese Funktionsräume kanalisieren Handlungsmöglichkeiten und sorgen somit gleichzeitig für Komplexitätsreduktion und übernehmen eine Entlastungsfunktion im sozialen Raum¹⁵⁹. Mit der Umfunktionierung des privaten Wohnraums durch die Obrigkeit wurden somit nicht nur die gewohnten Handlungsmöglichkeiten der Bewohner verändert, sondern auch Alltagsräume funktional sowie psychosozial dekonstruiert. Auf diese Weise wurde Komplexität wieder aufgebaut und der private Wohnraum zu einem Spannungsfeld, das Reibungsflächen zwischen den Bewohnern bot. Die Stresssituation entstand für die Wohnungsbesitzer nicht nur aufgrund der Tatsache, dass sie ihren privaten Raum teilen mussten und aufgrund der Veränderungen, die es mit sich führte, sondern auch, weil die Zufluchtsuchenden in ihrem Wohnraum blieben und es zunächst keine Aussicht darauf gab, wann sie wieder auszogen. Die Bretterwand aus dem obigen Interviewausschnitt markierte somit einen Aufbruch der gewohnten Strukturen im wahrsten Sinne des Wortes. Der Flur wurde dadurch umstrukturiert bzw. umgenutzt, und die Bretterwand machte aus einem Wohnraum einen doppelten Wohnraum und bildete somit gleichzeitig auch eine haptische Trennungslinie zwischen den Bewohnern, die Privatheit zwar wieder aufbaute, gleichzeitig aber auch symbolhaft für eine *neue* Privatheit im eigenen Sozialraum stand, die sich an den Prinzipien dieses Übergangsraumes orientierte.

¹⁵⁹ Markus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 20.

5. Das Prinzip der Konkurrenz im Raum

Die obrigkeitliche Bewirtschaftung des Raumes führte nicht nur zu einer veränderten territorialen Aufteilung des Sozialraumes in den Dörfern, sondern spiegelte sich auch auf der Ebene der gesellschaftlichen Struktur in den Dörfern und Gemeinden wider. Herbeigeführt wurde diese Umstrukturierung der Gesellschaftsordnung durch die erzwungene obrigkeitliche Enteignung und Zuweisung der Menschen in den Raum. Die Art und Weise des Zwanges bei dieser Art der Raumregulierung spiegelt sich sowohl auf Seiten der einheimischen Wohnungsbesitzer als auch auf Seiten der Zufluchtsuchenden wider, indem die zufluchtsuchenden Menschen einerseits in den Raum gezwungen wurden und andererseits, indem Raum von den Einheimischen erzwungen wurde. Eine einheimische Zeitzeugin berichtet:

„Die Zuteilung ging erst los, als der Krieg zu Ende ging und die großen Trecks aus dem Osten kamen. Das ging Ende Februar, Anfang März 1945 los. Dann gab es auch Zwangseinweisungen. Das war hart für beide Seiten. Einmal für die armen Leute, die nirgendwo hin konnten, aber auch für uns, die wir dann eng zusammengepfercht waren.“¹⁶⁰

Ausgelöst durch die Enteignung und Zuweisung der Menschen im Raum, wurde in den Dörfern und Gemeinden ein gesellschaftlicher Konflikt geschaffen, der von der einheimischen Frau im Interviewausschnitt mit den Worten „Das war hart für beide Seiten“ umschrieben wird. Diese Formulierung und die weiteren Schilderungen der Zeitzeugin perspektivieren jedoch unterschiedliche Konflikte, mit denen sich alle Beteiligten auseinandersetzen mussten. Die übergeordnete Problematik lag in der entstandenen Konkurrenz um Raum. Geht man davon aus, dass der Raum existentiell und die Existenz räumlich ist¹⁶¹, dann wurde der persönliche Anspruch, Wohnraum zu besitzen und den eigenen individuellen Bedürfnissen anzupassen, eingeschränkt. Der eigene Raum, über den zuvor noch mit einem Selbstverständnis verfügt wurde, wurde nun von oben verfügt und zu einem deflationären¹⁶² Gut. Die Administrative wurde sowohl von den Einheimischen als auch von den Zufluchtsuchenden als Allmacht wahrgenommen, deren Raumauffassung die eines entsozialisierten Raumes war, in der Wohn-

¹⁶⁰ Ursula K. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 12.04.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 2.

¹⁶¹ Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung, Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 197.

¹⁶² Durch die steigende Anzahl der Zufluchtssuchenden, bei zunächst gleichbleibenden Wohnraumangebot, wurde der Wohnraum zu einem immer kostbareren Gut.

raum als leerer Raum gedacht wurde und genau diesen Funktions- und Entwicklungszusammenhang seines gesellschaftlichen Inhalts entkoppelt wurde¹⁶³. Dadurch, dass sich die Zwangseinquartierung eben nicht an den traditionellen gesellschaftlichen Normen orientierte, wurde diese von den Zufluchtsuchenden und Einheimischen auch als Übergriff auf ihre persönliche Freiheit im Sozialraum – nämlich über ihren Raum selber zu bestimmen – wahrgenommen. Zufluchtsuchende wie Einheimische erlebten sich als ohnmächtig der Administration ausgeliefert. Durch die unterschiedlichen sozialen sowie territorialen Raumauffassungen wurde so ein Konflikt zwischen der Obrigkeit und den einheimischen Wohnungsbesitzern geschaffen.

Doch auch die zugeteilten Zufluchtsuchenden, die im Raum verteilt werden mussten, bewirkten eine Wahrnehmungsveränderung der einheimischen Bevölkerung auf ihren eigenen Sozialraum. Nicht nur, dass sie ihren Sozialraum teilen mussten (öffentliche Gebäude wie Schulen etc.), sondern sie mussten auch in ihren eigenen „vier Wänden“ buchstäblich zusammenrücken. Es kam faktisch zu einer „Verdichtung“ im Raum, die die einheimische Zeitzeugin mit den Worten „die wir dann eng zusammengepfercht waren“ umschreibt. Zufluchtsuchende und Einheimische wurden Konkurrenten im Raum um Raum, woraus sich weitere zwischenmenschliche Konflikte ergaben.

Mit der Bemerkung der Zeitzeugin, dass es für beide Seiten hart war, benennt sie schließlich nicht nur einen problematischen Zustand, sondern setzt diesen auch in Perspektive zu den Zufluchtsuchenden und den Einheimischen. Diese rückwärtsgerichtete reflektierte Wahrnehmung der Zeitzeugin, die zwar durch den Faktor Zeit relativiert wird, artikuliert nicht nur Verständnis für die zufluchtsuchenden Menschen, sondern veranschaulicht auch, dass sich die Zeitzeugin räumlich gesehen als Schicksalsgenossin wahrnahm, die von oben in ihrer Handlungs- und Entscheidungsfreiheit eingeschränkt wurde.

Der liminale Zustand ergab sich für alle Beteiligten folglich aus einer Schnittstelle unterschiedlicher Raumauffassungen, durch die sich ein neuer Raum – ein Übergangsraum, herausbildete, in dem ein neu gedachtes Raumkonzept auf einen subjektbezogenen Lebensraum

¹⁶³ Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 192 und Dieter Läßle: Essay über den Raum, S. 191.

mit komplexen gesellschaftlichen und sozialen Beziehungen traf. Die Machtdisparitäten, die zwischen allen Beteiligten entstanden, führten schließlich zu Konflikten zwischen der Militärregierung und den einheimischen Wohnungsbesitzern, weil diese selbst über ihren privaten Raum bestimmen wollten. Aber auch zwischen den Zufluchtsuchenden und der einheimischen Bevölkerung kam es zu Auseinandersetzungen, da sich der Sozialraum mit der Einquartierung der Zufluchtsuchenden „verdichtete“ und sozial wie territorial umstrukturiert wurde, und sich erst wieder neu formieren musste, was wiederum zwischen den Akteuren zu einem „Verteilungskampf“ um Raum führte.

IV. Das Wohnen im Übergang

Die schwierige Wohnraumsituation der Kriegs- und Nachkriegszeit führte in den Dörfern nicht nur zu großen Gegensätzen. Für die Zufluchtsuchenden bedeutete die neue Situation vor allem, eine neue Existenz zu schaffen. Voraussetzung hierfür ist eine neue Behausung bzw. Unterkunft, die die elementarsten Bedürfnisse sicherstellt: ein Dach über dem Kopf als Schutz gegen Wetter und Wind, aber auch als Abgrenzung der eigenen Intimsphäre. Darüber hinaus kennzeichnet ein Haus den Reichtum oder die Armut der jeweiligen Bewohner. Hierbei ist nicht nur die Größe und Ausstattung eines Hauses ausschlaggebend, sondern auch die geographische Lage. Die Unterkünfte der Zufluchtsuchenden lagen meist am Rande von Ortschaften, und die zufluchtsuchenden Menschen nahmen dadurch häufig eine gesellschaftliche Außenseiterposition ein. Wie und wo man wohnte, war somit im entscheidenden Maße vom Verhältnis zu der Gesellschaft abhängig, mit der man den Sozialraum teilte.

„Die Wohnsituation war besonders für das Selbstwertgefühl der Zufluchtsuchenden von Bedeutung. Ob sie bald in den 'Besitz' einer eigenen Wohnung kamen oder erst jahrelang in Untermiete leben mussten, entschied das Verhältnis zu ihrem Umfeld mit.“¹⁶⁴ Elisabeth Katschnig-Fasch bemerkte hierzu über das Wohnen, dass es „[...] als privates Dasein erste Dimension kultureller Produktion (ist). Es meint zwar das Gewöhnliche und den persönlichen Alltag, tatsächlich lässt es aber klar die gesellschaftlichen Bedingungen in ihrem nicht trenn-

¹⁶⁴ Evelyn Glensk: Die Flüchtlinge kommen, S. 151.

baren Zusammenwirken erkennen.“¹⁶⁵ Der Wohnraum kennzeichnet sich als Ort jedoch nicht nur durch Elemente der Stabilität und Kontinuität, sondern auch durch ein Bewegungssystem zwischen dem öffentlichen Raum und dem privaten Raum. Er ist ein Produkt akkumulierter Bewegungen, wonach Wohnraum zu einem Träger eines Kodes lebensweltlicher Bewegungsdynamik wird, der sowohl auf die Funktion als auch den Erinnerungswert des Raumes Einfluss nimmt¹⁶⁶. Wohnraum wird so zu einem mehrdimensionalen Handlungs- und Sinneskonstrukt des Menschen, das sowohl physisch als auch psychisch auf verschiedenen Ebenen individuell erfahrbar und erinnert wird. Liminal wird die Wohnraumsituation, wenn die Bewegungsdynamik durch Fremdeinwirkung bzw. Fremdbestimmung modifiziert wird. Dann verliert der Wohnraum sowohl seine Stabilität als auch „seine Essenz als virtueller Ort der Freiheit, sich selbst zu sein“¹⁶⁷.

Die Entspannung der Wohnraumsituation ging schließlich im entscheidenden Maße mit der Bautätigkeit in den einzelnen Gemeinden einher. Bereits Ende der 1940er Jahre, nach der Währungsreform 1948, traten erste private Baugenossenschaften an die Gemeinden heran. Das Wohnen in Provisorien wurde daher langsam durch den Bau von Siedlungshäusern abgelöst.

1. Auf der Schwelle von Besitz und Besitzlosigkeit – über die Bedeutung von Artefakten und Objekten in der Phase des Übergangs

Die Ausstattung einer Wohnung mit Hausrat und Mobiliar ist eine Grundvoraussetzung des Wohnens, ohne welche die Alltagsbewältigung nicht bzw. nur schwer möglich ist. Die Ausstattung der einzelnen Familien mit Haushaltsgegenständen war ebenso wie das Angebot an Wohnraum zu dieser Zeit mehr als ungenügend.

„Als Materialisation der persönlichen Darstellung und Inszenierung innerhalb der soziokulturellen Umwelt ist Wohnen gleichzeitig Teil eines Gesamtsystems, und als solches ermöglicht es wiederum materiell und ideell übergreifende kulturelle und soziale Strukturen. Aktive und passive Wirklichkeitsaneignung, so könnte man wohnen bezeichnen [...].“¹⁶⁸ Diese aktive und

¹⁶⁵ Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen und Wohnkultur im Wandel, S. 123.

¹⁶⁶ Vgl. Johanna Rolshoven: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen, S. 55.

¹⁶⁷ Johanna Rolshoven: Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne, S. 186.

¹⁶⁸ Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen und Wohnkultur im Wandel, S. 123.

passive Wirklichkeitsaneignung ist an Dinge, Handlungen und Repräsentationen gekoppelt, die den Akteuren helfen, diese Strukturen aufrechtzuerhalten.¹⁶⁹

Die Bewirtschaftung des Raumes durch die Militärregierung hatte zum einen Einfluss auf die Größe und die Lage des Wohnraumes und zum anderen auf dessen Ausstattung, denn ein wichtiger Bestandteil des Wohnens ist nicht nur der Wohnraum an sich, sondern auch sein Innenleben und damit das Mobiliar, das den Räumen ihre unterschiedlichen Funktionen zuweist und Handlungs- sowie Bewegungssysteme offenlegt.

Nur wenigen Zufluchtsuchenden war auf ihrer Flucht ein Teil ihres Hausrats erhalten geblieben. Dem überwiegenden Teil der zufluchtsuchenden Menschen fehlte es an Kochtöpfen, Betten, Herd, Geschirr, Besteck und vielem mehr. In den folgenden Interviewausschnitten erzählen zwei ehemals zufluchtsuchende Frauen, wie sie den Alltag mit dem Mangel an Hausrat und Mobiliar erlebten.

„[...] ja das würde ich gerne noch mal sehen, wie wir da so saßen ohne Messer und Gabel. Ja, wie fängt man da an (zu Essen). Aber was wir hatten, wir hatten immer ein weißes Tischtuch (lacht).“¹⁷⁰

Der Verlust bzw. das Nichtbesitzen von Alltagsgegenständen, welches von der Zeitzeugin in dem Interviewausschnitt erinnert wird, spiegelte nicht nur die Besitzlosigkeit als solche wider, sondern auch die noch beim Erinnern empfundene Erschwernis, ohne diese Gegenstände praktisch den Alltag zu bewältigen. Der Verlust hatte jedoch auch Einfluss auf die kulturelle Dimension der individuellen Alltagsbewältigung, die beispielsweise durch familiäre Rituale, Rollenmuster und Normen in Erscheinung traten. Das Tischtuch war ein Bestandteil ihres Wohnalltags und bedeutete für die Familie ein Stück „Normalität“ in dem Zustand des Übergangs. So veranschaulicht das von der Zeitzeugin erinnerte Tischtuch, wie die Familie trotz dieses Rückschrittes bei der Esskultur, ohne Besteck essen zu müssen, an ihren familiären Normen der Tischkultur festhielt.

¹⁶⁹ Siehe auch Lefebvre oder die Triade von Johanna Rolshoven, die als Erfassung von Räumlichkeiten dient, und die dynamische Struktur dieses Zusammenspiels veranschaulicht (vgl. hierzu das triadische Modell von Johanna Rolshoven: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen, S. 53f.

¹⁷⁰ Frau W. (Zufluchtsuchende) aus Langenbek. Interview vom 8.04.2005, S. 3.

Es ging jedoch nicht nur um die bloße Alltagsbewältigung, sondern auch um soziale Kontakte und zwischenmenschliche Beziehungen, die beispielsweise in Form von Geburtstagen, Kaffee- oder Teegesellschaften im gesellschaftlichen Leben der Menschen verankert waren.

„Wenn wir viel Besuch hatten, mussten wir abwechselnd aus den Tassen trinken. Wir hatten nämlich nur fünf. Wenn man ausgetrunken hatte, wurden die Tassen ausgespült mit Wasser aus dem Keller. Dann konnten die anderen trinken. Muckefuck [Kaffeersatz] gab es und manchmal ein bisschen Kuchen.“¹⁷¹

Um diese Kontakte zu pflegen, mussten Strategien angewandt werden, wie mit dem Wenigen umgegangen werden konnte, um trotzdem gesellschaftliche Zusammenkünfte abhalten zu können und deren gesellschaftliche Normen gerecht zu werden. Die Zeitzeugin beschreibt in dem Interviewausschnitt eine Vorgehensweise, bei welcher der äußere Ablauf dieses gesellschaftlichen Zeremoniells nicht gestört wurde, obwohl sich die Gäste beim Kaffeetrinken abwechseln mussten. Dies konnte jedoch nur gelingen, weil sich alle Beteiligten über den liminalen Zustand bewusst waren, in dem sie sich befanden, und die neuen Gesellschaftsregeln beim Kaffeetrinken verstanden und auf sie eingingen. Die Liminalität im Wohnraum äußerte sich somit nicht nur durch den Mangel an Gegenständen und Objekten des alltäglichen Bedarfs im Wohnraum, sondern wurde für die Bewohner schließlich erfahrbar durch eine veränderte Verhaltenskodierung, bei der Normen und Rituale den gegebenen Umständen angepasst wurden oder gerade bewusst an gewohnten Handlungen festgehalten wurde, um Struktur und somit Normalität zu erzeugen.

2. Transfer von Hausrat zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden

Erste Unterstützung bei der Einrichtung ihres Wohnraumes mit Hausrat und Einrichtungsgegenständen erhielten die zufluchtsuchenden Menschen zunächst durch die einheimische Bevölkerung, die oftmals mit dem Notwendigsten durch Schenkungen und Leihgaben aushalf. Durch das Ausleihen von Gegenständen bei der einheimischen Bevölkerung entstanden neue Beziehungsgeflechte zwischen den Zufluchtsuchenden und der einheimischen Bevölkerung. Es fand ein freiwilliger Austausch statt zwischen dem Sozialraum der Einheimischen und dem der zufluchtsuchenden Menschen. Er lässt erkennen, dass die einheimische Bevölkerung den

¹⁷¹ Waltraut B. (Zufluchtsuchende) aus Buchholz. Interview vom 14.02.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 2.

liminalen Zustand der Zufluchtsuchenden erkannte und somit zu einer Komplexitätsreduktion im Alltag dieser beitrugen, indem durch den Austausch von Haushaltsgegenständen versucht wurde, wieder Struktur herzustellen. Mit diesen Gegenständen konnten die Zufluchtsuchenden wieder aktiv am Alltagsleben in einem neuen Sozialraum teilnehmen, ihn gestalten und ihn sich dadurch aktiv aneignen. Auf diese Weise ließen sich die Zufluchtsuchenden jedoch wiederum auch auf ein Beziehungsgeflecht ein, welches auf Abhängigkeit und Macht basierte, denn so gewannen die Einheimischen auch gleichzeitig Einfluss auf den Sozialraum der Zufluchtsuchenden.

Beim Transfer von Hausrat und Möbelstücken zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden blieben Streitigkeiten laut eines Schreibens des Kreisflüchtlingsamtes an die Flüchtlingsbetreuungsstelle 1947 nicht aus:

„Seit einiger Zeit häufen sich die Klagen aus Flüchtlingskreisen, die einheimische [...] Haus- bzw. Wohnungsinhaber Hausratsgegenstände, welche sie dem bei ihnen eingewiesenen Flüchtling zum Gebrauch überlassen hatten, wieder zurückfordern, sei es, weil sie diese Gegenstände vor einer Beschlagnahme sicherstellen wollen, sei es, um ihren Unwillen über die Möglichkeit einer zwangsweisen Inanspruchnahme ihres Eigentums zum Ausdruck zu bringen.“¹⁷²

Die Alltagsgegenstände, die zunächst in erster Linie den Bedarf der zufluchtsuchenden Menschen deckten und ihnen bei der Alltagsbewältigung helfen sollten, wurden nun zwischen den Akteuren zu einer Reibungsfläche instrumentalisiert. Auslöser dieses Konfliktes war die Verfügungsgewalt der Obrigkeit, die nicht nur über den Wohnraum der einheimischen Hausbesitzer bestimmen konnten, sondern auch über ihre Haushaltsgegenstände. Der daraus resultierende Verteilungskonflikt zwischen der Administrative und der einheimischen Bevölkerung wirkte sich somit auch auf das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden aus. Obwohl die direkte Auseinandersetzung zwischen der Administrative und der einheimischen Bevölkerung stattfand, übertrug sich der Konflikt. Die Haushaltsgegenstände, welche die Einheimischen zuvor freiwillig an die zufluchtsuchenden Menschen entliehen hatten, wurden zu Objekten der Machtdemonstration zwischen der Obrigkeit und ihren Besitzern. Die Rolle der Zufluchtsuchenden war in diesem Konflikt somit eine eher passive, dadurch, dass

¹⁷² Rundschreiben Nr. 5 an die Flüchtlingsbetreuungsstelle Ehestorf vom 30. August 1947. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23.

sie zu einem Spielball der unterschiedlichen Interessen zwischen Obrigkeit und einheimischer Bevölkerung wurden, die jedoch direkten Einfluss auf die Wohnraumsituation der zufluchtsuchenden Menschen hatte. Sie wurden infolgedessen ein Bestandteil eines Verteilungskonfliktes, der weitreichende Konsequenzen hatte. Das Zuteilen und Aberkennen von Mobiliar hatte großen Einfluss im Prozess des Wohnens. Der Konflikt, der zwischen den Zufluchtsuchenden und der einheimischen Bevölkerung und ihrem sozialen Umfeld entstand, manifestierte sich jedoch mehr auf der Beziehungsebene. Für die zufluchtsuchenden Menschen ging es um weit mehr als um das Zu- und Verteilen von Gebrauchs- und Einrichtungsgegenständen, da diese für sie zum Gelingen ihres Alltages in ihrem neuen Sozialraum essentiell waren. Die Einrichtungsgegenstände fanden ihren Bedeutungsgehalt für die Zufluchtsuchenden zum einen in der Symbolik und zum anderen in ihrer Funktionalität als solches. Während Möbel den Zufluchtsuchenden praktisch-funktional bei der konkreten Alltagsbewältigung halfen, hatten sie auch eine psychosoziale Komponente. Sie sind ein Indikator für Sesshaftigkeit, Stabilität und Zivilisation. Mit dem Mangel an Mobiliar oder gar mit der Rücknahme wurden ihnen diese Komponenten genommen, und man isolierte die Zufluchtsuchenden zivilisatorisch von der Lebenswelt der Gesellschaft, in der sie sich befanden. Somit war es, im Gegensatz zu den Einheimischen, für die Zufluchtsuchenden ein existentieller Beziehungskonflikt mit ihren Mitmenschen, der auch Konsequenzen für ihren Wohn- und Sozialraum hatte.

3. Möbelprogramme für Zufluchtsuchende

Weitere Hilfe erfuhren die zufluchtsuchenden Menschen durch die jeweilige Flüchtlingsbetreuungsstelle der Gemeinde, die vom Kreisflüchtlingsamt angewiesen wurde, sich um die Versorgung der Zufluchtsuchenden mit Hausrat und Mobiliar zu kümmern. In einem Schreiben vom 23. März 1947 des Niedersächsischen Ministers für Volksgesundheit und Wohlfahrt heißt es unter dem Betreff „Fürsorgeleistungen für hilfsbedürftige Flüchtlinge; insbesondere bei der Beschaffung von Hausrat usw.“:

„Nach den Bestimmungen der Verordnung über die Fürsorgepflicht und der Reichsgrundsätze über Voraussetzung, Art und Mass der öffentlichen Fürsorge (insbes. §§ 1 bis 6a) sind die Fürsorgebehörden verpflichtet, den Hilfsbedürftigen den notwendigen

Lebensbedarf, insbesondere Unterkunft, Nahrung und Kleidung zu gewähren. Oberster Grundsatz bei der Gewährung aller Fürsorgeleistungen ist nach wie vor die individuelle Prüfung, Berücksichtigung und Gewährung des Bedarfs im Einzelfall“.¹⁷³

In der Folgezeit wurden diese Fürsorgeleistungen beispielsweise durch Flüchtlingsmöbelprogramme umgesetzt, die durch das Landwirtschaftsamt Niedersachsen organisiert wurden, wodurch Kleider- und Küchenschränke, Tische, Stühle und Kinderbettgestelle an Zufluchtsuchenden verteilt werden konnten. Zusätzlich wurden Strohsackgarnituren, Kochgeschirr und ähnliches ausgegeben. Die örtlichen Flüchtlingsbetreuungsstellen übernahmen die Verteilung der Möbel und des Hausrats an bedürftige Zufluchtsuchende. Das Kreisflüchtlingsamt wurde ein weiteres Mal zu einer Zuteilungsstelle. Wie bereits bei der Wohnraumorganisation, wurde auch bei der Zuteilung von Möbeln und Hausrat von oben entschieden, welche Zufluchtsuchenden wie viel und was bekamen und wer als bedürftig galt. Obwohl es in dem Rundschreiben des Ministeriums heißt, dass „die individuelle Prüfung, Berücksichtigung und Gewährung des Bedarfs im Einzelfall“ oberster Grundsatz sei, ging es bei der Zuteilung weniger um das individuell empfundene persönliche Bedürfnis, sondern vielmehr um den von der Obrigkeit administrativ für die Bedürftigen festgelegten persönlichen Bedarf an Sachgütern zur Existenzsicherung. Die individuelle Prüfung des Bedarfs im Einzelfall sollte zwar eine Nähe zu den Bedürfnissen der Zufluchtsuchenden signalisieren, bedeutete jedoch in der Praxis lediglich eine objektive Prüfung der Wohn- und Lebensverhältnisse der bedürftigen Menschen. Während also das Bedürfnis einen subjektiven Mangel beschreibt und den Wunsch, diesen Mangel zu beheben, stellt der Bedarf hingegen eine beschaffungsbezogene, objektivierte Konkretisierung des Bedürfnisses dar. Demzufolge umschrieben die im Rundschreiben benannten Fürsorgeleistungen eine Bedarfsermittlung, die ein prozesshaftes Verfahren veranschaulichte, um herauszufinden, welche Unterstützungsleistungen die bedürftigen Menschen in ihrer jeweiligen individuellen Lebenssituation brauchten und in Anspruch nehmen wollten. Die Diskrepanz ergab sich zum einen aus dem Missverhältnis des subjektiven Bedürfnisses und dem administrativ bestimmten Bedarf, zum anderen daraus, die durch die Obrigkeit zugeteilten Sachgüter, den individuellen Wohn- und Lebensbedürfnissen anzupas-

¹⁷³ Rundschreiben Nr. 3 an die Flüchtlingsbetreuungsstelle Ehestorf vom 23. März 1947. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.23.

sen bzw. den Mangel fehlender Güter auszugleichen.¹⁷⁴ Die Bedarfsermittlung und Zuteilung kennzeichnete insofern einen Prozess, bei dem die Zufluchtsuchenden lediglich in der passiven Rolle der Bedarfsempfänger verharren konnten, denn es wurde von oben über ihre Bedürfnisse entschieden. Somit war die Verteilung von Sachgütern durch die Obrigkeit Bestandteil eines Prozesses der Fremdbestimmung, die den zufluchtsuchenden Menschen in der Phase des Überganges helfen sollten, in einen strukturierten Wohn- und Lebensalltag zurückzufinden.

4. Wenn Not erfinderisch macht – Artefakte des Übergangs

Trotz Leihgaben aus der Bevölkerung und Flüchtlingsmöbelprogrammen vom Landwirtschaftsministerium stand dem Bedarf der Zufluchtsuchenden kein ausreichendes Angebot gegenüber. Aus dem Gefühl des Mangels der bedürftigen Menschen entstand eine aktive Auseinandersetzung mit ihrem Sozialraum, um ihren persönlichen Wohn- und Lebensbedürfnisse gerecht zu werden. Eine Zeitzeugin, die mit ihrer Großmutter Zuflucht im Landkreis Harburg gesucht hatte, erinnert sich:

„Oma hat in der Bohlenvilla gearbeitet und durfte sich dann Vorhänge als Dank mitnehmen und hat daraus dann Kleider genäht.“¹⁷⁵

Die Auseinandersetzung bedeutete beispielsweise in der Praxis für die zufluchtsuchenden Menschen, dass sie sich aktiv für bestimmte Dinge und gleichzeitig gegen andere Dinge entscheiden mussten. Wie die Erzählung der Zeitzeugin im Interviewausschnitt verdeutlicht, bekam ihre Großmutter als Entlohnung Gardinen. Sie entschied sich jedoch gegen die Gardinen als Gegenstand des Alltages in ihrem Wohnraum und entschloss sich hingegen dafür, aus den Gardinen Kleider zu nähen. Die Auseinandersetzung mit ihrem Sozialraum manifestierte sich auch in einem kreativen Prozess, bei dem sie auf ihre eigenen Möglichkeiten und ihren Erfindungsreichtum zurückgriff, um einen Gegenstand des Alltages, der zuvor auch noch zu ihrem Lebensalltag gehört hatte, zweckzuentfremden und den veränderten Bedürfnissen ihrer liminalen Lebenssituation anzupassen. Der liminale Zustand der Zufluchtsuchenden war so-

¹⁷⁴ Im Gegensatz zu dem kreativen Prozess der Eigenherstellung von Sachgütern, bei dem die Flüchtlinge ihren Wohn- und Lebensraum aktiv mitgestalten konnten.

¹⁷⁵ Frau W. (Zufluchtsuchende) aus Langenbek. Interview vom 8.04.2005, S. 3.

mit nicht nur durch einen Bedürfnismangel geprägt, sondern legte im Umkehrschluss ebenso offen, welche individuellen Bedürfnisse, über die existentiellen Grundbedürfnisse hinaus, für die Zufluchtsuchenden zu ihrem Wohn- und Lebensalltag dazugehörten und in der Übergangsphase Priorität hatten. So wurden beispielsweise aus ehemaligen Soldatenhelmen Durchschläge gefertigt oder aus Granatenkartuschen Milchbehälter oder Blumenvasen erstellt. Besonders die Trümmer der Stadt Hamburg boten den Menschen im Landkreis Harburg Material, um Gegenstände für den alltäglichen Gebrauch anzufertigen. Der aktive Prozess der Beschaffung und Herstellung war somit nicht nur ein kreativer Prozess in der Übergangsphase des Wohnhaftwerdens, sondern auch ein sozialer Akt der Kompensation zwischen dem öffentlichen Raum, der Ressourcen bereithielt, und dem neuen privaten Raum der Zufluchtsuchenden, der durch Mangel geprägt war und als Gegenbild die individuellen Wünsche der zufluchtsuchenden Menschen ausdrückte, welche durch die obrigkeitliche Bedarfsorganisation nicht gedeckt werden konnten. Der Aufwand in diesem liminalen Zustand, der bei der Beschaffung und Herstellung dieser Alltagsgegenstände von den Zufluchtsuchenden betrieben wurde, legte deswegen auch gleichzeitig Zeugnis darüber ab, welche Gegenstände für sie zum Wohnen in einer Übergangsphase dazu gehörten, damit es eigentlich für sie Wohnen war, und symbolisierte somit gleichzeitig auch ihr persönlich entworfenes Verhältnis zu ihrem Wohn- und Lebensraum, den sie auf diese Weise aktiv mitgestalten und prägen konnten.

5. Zwischen Besitz und Besitzlosigkeit – die Wochenendhäuser als Schauplatz des Mangels

Da der Landkreis Harburg ein beliebtes Gebiet von Wochenendhausbesitzern war – vornehmlich gutsituierter Hamburger – , wurden die Gebäude, sofern sie nicht für Einquartierungen bereits durch ihre ausgebombten Besitzer bezogen worden waren, zunächst ebenso wie der Wohnraum der einheimischen Wohnungsbesitzer beschlagnahmt. Diese Wochenendhäuser waren baulich sehr unterschiedlich ausgeführt, teilweise in massiver Bauweise, teilweise nur als Holzbauten. Ein Großteil war jedoch nicht winterfest. Auch die Innenausstattung variierte. Der überwiegende Teil dieser Häuser war jedoch bezugsfertig mit Möbeln und Hausrat aus-

gestattet. Wurden solche Beschlagnahmen durch das Wohnungsamt ausgesprochen, so galten diese nicht nur für das Haus, sondern ebenso für den Hausrat. Der Besitzer wurde nach einer schriftlichen Mitteilung anschließend aufgesucht, um mit ihm eine Besichtigung und Auflistung der Wohnräume und des Hausrates vorzunehmen. Der Wohnraum musste anschließend von dem Hausbesitzer an die bedürftigen Personen vermietet¹⁷⁶ werden. Ebenso wie bei den einheimischen Wohnungsbesitzern, traf die von der Obrigkeit veranlasste Vereinbarung ihres Besitzes nicht auf große Zustimmung. Eine Zeitzeugin aus Buchholz, die ab 1949 im Wohnungsamt der Stadtverwaltung gearbeitet hatte, erinnerte sich an die Konflikte, die zwischen den Wochenendhausbesitzern und der Verwaltung entstanden.

„Wir hatten ja noch Wochenendhäuser mit Flüchtlingen belegt, und die Eigentümer haben gegen die Stadt geklagt.“¹⁷⁷

Die Beschlagnahme der Wochenendhäuser führte folglich teilweise zu Problemen, aufgrund dessen, dass etliche Hamburger, die ihre Wochenendhäuser an Ausgebombte vermieten mussten, häufig selbst zwischen 1943 und 1945 ihren eigenen Wohnraum verloren hatten und nun ebenso den Wohnraum oder den Hausrat in ihren überwiegend komplett möblierten Wochenendhäusern benötigten. Auch die Entwendung von Hausrat aus beschlagnahmten Wohnungen, sowohl durch die inzwischen bedürftigen Hausbesitzer als auch durch einquartierte Personen, führte zu Problemen, die durch die Gerichte geregelt wurden. Kündigungen der Hausbesitzer an die Mieter ihrer Häuser wurden nicht selten gerichtlich entschieden und hingen von den jeweiligen Umständen der Beteiligten ab und resultierten teilweise in Räumungsklagen.¹⁷⁸ Gerade das gewaltsame Eindringen in Wochenendhäuser durch Beauftragte des Wohnungsamtes verdeutlicht, unter welcher Belastung die Behörden im Landkreis Harburg standen und wie wenig sie auf die persönlichen Schicksale der Hausbewohner Rücksicht nehmen konnten. Aber auch ein weiteres Mal wurde der Wohnraum von der Obrigkeit losgelöst aus jeglichem sozialen Zusammenhang betrachtet.

Die Wochenendhäuser stellten eine nahezu intakte Bedarfsquelle dar. Aus denen sich alle – sei es Hausbesitzer, Zufluchtsuchende oder Obrigkeit – bedienen wollten, jedoch traten sie

¹⁷⁶ Aus Schriftverkehr ab 1945 zwischen der Wohnungs-Kommission und Wochenendhausbesitzern geht hervor, dass die Wochenendhäuser vermietet wurden. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 05.319.

¹⁷⁷ Waltraud B. (Zufluchtsuchende) aus Buchholz. Interview vom 21.03.2005, Stadtarchiv Buchholz, S. 1.

¹⁷⁸ Abschrift der Urteilsverkündung des Amtsgericht Tostedt vom 12. Februar 1945. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 08.29.

dabei über die jeweilige Toleranzschwelle des anderen, was Konflikte hervorrief. Die Wochenendhäuser wurden somit quasi zum Schauplatz des Mangels im Landkreis Harburg, auf dem sowohl ausgebombte bzw. bedürftige Hamburger und Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten, als auch die Obrigkeit um Wohnraum im sozialen Raum konkurrierten.

6. Facetten der Beengtheit im Raum – über Wahrnehmungen und Strategien

Oftmals war die Ausstattung des provisorischen Wohnraums nicht nur unzureichend, sondern auch die Wohnverhältnisse waren beengt. In den geführten Interviews wurde deutlich, dass alle Interviewpartner – unabhängig von ihrer damaligen und jetzigen Lebenssituation, Erzählperspektive oder des Erzählmomentes – beim Umschreiben ihrer damaligen Wohnsituation die Beengtheit beim Wohnen thematisierten. Diese Wahrnehmung des eigenen Wohnraumes, aber auch des Wohnraumes der anderen wurde somit zu einer kollektiven Erfahrung, auf die sie mit unterschiedlichen Übergangsritualen, Bewältigungsstrategien und dem Konstituieren von Übergangsräumen reagierten. Ein weiteres Merkmal für die Übergangssituation der Akteure kennzeichnete sich durch eine höher frequentierte Bewegung bzw. einen Austausch zwischen dem Wohnraum und dem Außenraum. Diese Bewegung resultiert aus der von den Bewohnern empfundenen Beengtheit im Wohnraum, die funktionale sowie soziale Einschränkung des Handlungsspektrums mit sich führte. Die wahrgenommene Beengtheit der damaligen Wohnraumsituation erfuhr ihre Reproduktion ebenso in der Sprache, mittels der sie die Dinge benannten und durch die sich analysieren lässt, wie sie rückblickend darüber redeten, erinnerten und damit umgingen.

Die Wahrnehmung bildet somit einen Teil eines subjektiv sinnvollen Gesamteindrucks und ist somit ein wichtiger Bestandteil bei der Konstituierung von Bedeutungsräumen der Wirklichkeit.¹⁷⁹ Versteht man das Wohnen als Prozess, der eingebettet ist in ein System aus Bewegungen sowohl im Wohnraum als auch zwischen Wohnraum und Außenraum, wird deutlich, dass das Prozesshafte im hohen Maße konvergent läuft mit den sich ändernden Wahrnehmungen, die die Übergangsräume bereithalten und in denen sich folglich auch die Wahrnehmung und

¹⁷⁹ Eine wichtige Orientierungsgröße der Raumwahrnehmung ist die Bewegung (vgl. Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume, S. 117).

somit das Befinden ändern.¹⁸⁰ Diese Wahrnehmungen bilden wiederum eine Projektionsfläche für unsere Handlungen und den Umgang mit Dingen und sind in ihrer Bezogenheit der innere Mechanismus im Wohnraumprozess. „Akteurin und Akteur sind damit Sinn- und Kontextgeber/in eines trialektischen Zusammenhanges zwischen dem Gegenstand (der behändigt wird), seiner Repräsentation (die wahrgenommen wird) und der Handlung (die eine intentionale Dimension birgt).¹⁸¹

Der Außenraum als Wohnraum

Wie zur damaligen Zeit ausgebombte Hamburger wohnten und überlebten, soll am Beispiel der Biographie der Familie K. aus Rosengarten dargestellt werden. Familie K. wurde am 25.10.1944 in Hamburg-Harburg ausgebombt. Der Großvater der Familie hatte bereits zuvor im Krieg ein Stück braches Land in Tötensen erworben, das zum Gemüse- und Obstanbau genutzt werden sollte. Die Großeltern zogen schließlich mit ihren drei Enkelkindern und den beiden Töchtern in den Landkreis Harburg. Als Unterkunft hatte der Großvater auf dem Grundstück zunächst einen Erdbunker gebaut, in dem geschlafen und gekocht wurde und der gleichzeitig in den letzten Kriegsmonaten vor Tieffliegern schützen sollte. Dieser erste Bunker, der von der Familie als Waldbunker bezeichnet wurde, weil er in einer Tannenschonung lag, diente zunächst als Unterkunft, bis ein zweiter, größerer Bunker gebaut worden war. Der alte Waldbunker wurde später als Vorratsgrube und bisweilen als Kochgelegenheit weitergenutzt. Ernährt hat sich die Familie aus dem Garten, den sie sich auf der Parzelle angelegt hatten. Der zweite Bunker diente nach Aussage der Zeitzeugin ausschließlich zum Schlafen. Die Familie schlief auf Strohsäcken und bei gutem Wetter auch oft unter freiem Himmel. Während des Interviews mit der Zeitzeugin wurden Familienfotos aus der Zeit unterstützend hinzugezogen. Beim Durchgehen dieser Bilder erinnerte sich die Zeitzeugin, die zum damaligen Zeitpunkt noch ein Kind war:

„Ne, ich glaube hier bei da wurde nicht, überhaupt nicht gekocht, wenn ich es jetzt so ... gekocht wurde dann da und deshalb ... ich kann mich noch erinnern das da hauptsächlich Schlafgelegenheiten waren. Und meine Oma hat auch einmal ... ich kann

¹⁸⁰ Vgl. Johanna Rolshoven: Übergänge und Zwischenräume, S. 111.

¹⁸¹ Johanna Rolshoven: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen, S. 53.

mich noch erinnern so, dass meine Oma immer draußen gekocht hat. [...] Also gewaschen wurden wir auch draußen. [...] Und da liegt auch der Teppich, also das ist der, der im Wald.“¹⁸²

Ein signifikantes Merkmal der Wohnraumsituation der Nachkriegszeit war somit der Platzmangel, der viele Menschen zwang, bestimmte Tätigkeiten außerhalb ihres Wohnraums zu verlagern und im Umkehrschluss das Priorisieren gewisser Tätigkeiten im Wohnraum erforderte. Durch die Beengtheit wurden Handlungsabläufe zwar nicht unterbrochen, jedoch das System der Wege im Haus als solches erschwert. Wohnraum wurde somit zu einer wertvollen Ressource, die auch von den Zufluchtsuchenden dementsprechend alltagsweltlich realisiert wurde, indem viele Tätigkeiten in den Außenraum verlegt wurden. Der private Wohnraum wurde dementsprechend zu einem kostbaren Gut, welches von den Zufluchtsuchenden auch alltagsweltlich als solches wahrgenommen wurde. Im Bunker schliefen maximal fünf Erwachsene und drei Kinder. Die Unterkunft war in einen Hang gebaut und eingetieft. Es gab aus Sicherheitsgründen keine Tür, sondern nur Säcke, welche die Familie zum Schutz vor der Witterung davor hing, durch die sie aber bei Beschuss schneller herauskommen konnten. Vor dem Eingang der Unterkunft befand sich eine Palisadenwand aus Baumstämmen, die vor Splittern schützen sollte. Gestützt wurde der Bunker vermutlich von Innen durch eine Holzkonstruktion. Auf die Frage, ob sie sich daran erinnern kann, wie der Bunker von Innen aussah, entgegnete die Zeitzeugin: „Nein, also es waren hauptsächlich Schlafgelegenheiten. Also gewohnt wurde in der Zeit draußen.“¹⁸³ Draußen hat die Familie K. gekocht, gegessen, gewaschen, es gab Sitzgelegenheiten, und dort fand ihr Alltag statt. Weiter unterstützt wird diese Erinnerung durch den Bau eines Bettgestells für die drei Kinder. Dieses hatte etwa die Größe eines Doppelbettes und war wie ein Etagenbett aufgebaut. Die Holzkonstruktion über dem Bett sollte vor der Witterung schützen. Hierin konnten die Kinder im Freien schlafen. Die Zeitzeugin bemerkte hierzu, dass das Bett ihre Unterkunft war, und dass sie mehr oder weniger im Freien gelebt haben. Etwa ein Jahr später im Jahr 1945 baute sich die Familie schließlich eine feste Notbehausung. Die eine Hälfte wurde von den Großeltern bewohnt, die andere von der Zeitzeugin und ihren Eltern. Der Bunker war immer noch im Besitz der Familie. Die

¹⁸² Frau B. (Ausgebombte) aus Westerhof. Interview vom 19.04.2005, S. 14.

¹⁸³ Ebd., S. 13.

Notbehausung wurde aus „[...] Dachlatten und alles, was man da so finden konnte [...]“¹⁸⁴, erstellt und war mit Dachpappe verkleidet. Das Haus war in zwei Räume unterteilt und bot auf der einen Seite den Großeltern und auf der anderen Seite deren Kindern und Enkelkind eine Unterkunft. In dem Raum stand ein Doppelbett, in dem die Eltern der Zeitzeugin schliefen. Des Weiteren standen dort eine Art Sofa, ein Tisch und ein Schrank mit einer Kühlhaustür von einer Schlachtereier. Zwischen den beiden Räumen im Haus gab es keine Verbindung, sondern nur jeweils eine Tür, die nach draußen führte. In der Mitte des Hauses befand sich ein Schornstein, so dass beide Zimmer mit einem „Kanonenofen“ beheizt werden konnten. Trotz der nun festen Behausung erinnerte sich die Zeitzeugin, dass ihre Großmutter noch immer draußen gekocht hat.



Abbildung 1: Die Zeitzeugin mit ihrer Mutter vor dem Erdbunker, vor dem ein Teppich liegt und ein Holztisch und eine Bank stehen.

¹⁸⁴ Frau B. (Ausgebombte) aus Westerhof. Interview vom 19.04.2005, S. 3.

Das Beispiel dieser Familie verdeutlicht, dass die Art der Alltagsbewältigung und des Wohnens – in welcher Notunterkunft es auch war – sich mehr denn je im Freien abspielte und weniger im Wohnraum. Hierfür steht die Tatsache, dass Familie K. sich nicht nur draußen gewaschen und draußen gekocht hat, sondern auch, dass sie ihre Wohnmöbel dorthin verlegte. So wurden für das Wohnen im Freien nicht nur ein Bett für die Kinder erstellt und eine Essecke mit Tisch und Bänken, sondern darüber hinaus ein Teppich nach draußen gelegt, was den wohnlichen Charakter weiter verstärkte. Dadurch wurde nicht nur der Alltag mit seinen Pflichten wie Kochen und Waschen außerhalb des Wohnraumes verlegt, sondern die Familie holte sich auch ein Stück weit Zivilisation¹⁸⁵ in den Alltag zurück und somit ein „gewohntes“ soziales Umfeld. Die Zufluchtsuchenden griffen so wieder auf den Außenraum zurück, der entsprechend ihrer Zwecke und Bedürfnisse zum Wohnraum ausgeweitet wurde, um den alltäglichen Pflichten nachgehen zu können, die zum Überleben beitrugen.¹⁸⁶ Der Außenraum wurde so nicht nur zum Funktionsträger von Tätigkeiten, die normalerweise dem Wohnraum zugeordnet werden konnten, sondern auch zu einem Zwischenraum, der als Raum entgegen räumlicher Fixiertheit Bewegungsfreiheit und Individualisierung zuließ. Der Raummangel, änderte dahingehend zwangsläufig auch die Verhaltenskodierung der Bewohner in ihrem Wohnraum, und das Wohnen wurde für die betroffenen Menschen zu einem dehnbaren Begriff bei der Selbstwahrnehmung. Anhand von Beispielen weiterer Interviewausschnitte wird im Folgenden die individuell empfundene Vielschichtigkeit der wahrgenommenen Beengtheit dargestellt werden.

¹⁸⁵ Zivilisation meint in diesem Zusammenhang verbesserte soziale und materielle Lebensbedingungen.

¹⁸⁶ Den Flüchtlingen wurde von den Gemeinden auch „Grabeland“ zum Gemüse und Obstanbau sowie Obstbäume, die auf öffentlichen Flächen standen und der Gemeinde gehörten, zur Pacht angeboten. Auf diese Weise wurde auch öffentliches Gemeindeland privatisiert.



Abbildung 2: Die Zeitzeugin mit ihrer Mutter und Großmutter vor dem ersten Erdbunker, in dem die ganze Familie schlief.

Mangelnde Privatsphäre

Aufgrund der hohen Anzahl an Menschen, die auf eine geringe Raumfläche verteilt wurden, wurde es für die betroffenen Menschen schwer, sich psychisch wie physisch aus der Gemeinschaft zurückzuziehen, um für sich einen persönlichen Bereich der Privatsphäre zu erlangen. Ein ehemals ausgebombter Zeitzeuge erinnert sich:

„Also 45 Kriegsschluss und 46, das war derart beengt da im Behelfsheim, da waren wir mit was weiß ich 10 Personen oder was, da konnte man sich schon bald nicht mehr rühren.“¹⁸⁷

Die von dem Zeitzeugen wahrgenommene Enge im Wohnraum, die mit dem Ausdrucksmittel des „sich nicht mehr rühren Könnens“ umschrieben wird, stellt vordergründig die Bewegung bzw. das Nicht-Bewegen-Können ins Zentrum und somit die räumliche Dichte. Als Erschwernis wurde jedoch die damit verbundenen alltagsräumlichen Einschränkungen im Wohnraum und somit die soziale Dichte im Raum empfunden, die sich beispielsweise durch die fehlenden Rückzugsmöglichkeiten im Sozialraum äußerten. Beengtheit wird hier also als Verlust bzw. als Erschwernis der persönlichen Privatheit und Intimität im eigenen Wohnraum empfunden, der man durch die bildliche Darstellung der Bewegungslosigkeit versucht Ausdruck zu verleihen.

Strategien im Wohnraum

Da die Zufluchtsuchenden in diese Wohnraumsituation administriert wurden und es keinen Wohnraum gab, auf den sie unmittelbar ausweichen konnten, mussten sie sich mit dieser Situation arrangieren. Die soziale und räumliche Dichte im Wohnraum löste unterschiedliche Reaktionen und Bewältigungsstrategien der Menschen aus, welche der folgende Interviewausschnitt einer ehemals Zufluchtsuchenden veranschaulichen soll.

„Mein Großvater hat in dieser Wohnküche geschlafen und wir anderen in dem anderen Raum. Ja, zwei große Betten, ein ganz großer Schrank und unter den Betten ganz viele Matratzen. Die haben wir dann immer rausgezogen.“¹⁸⁸

Der Platzmangel, der in diesem Interviewausschnitt indirekt beschrieben wird, verdeutlicht sich durch die Strategien der Bewohner, um dem Platzmangel zu begegnen und sich mit dem Zustand bestmöglich einzurichten. Die Matratzen, die unter die Betten geschoben wurden, veranschaulichen zum einen die räumliche Beengtheit, jedoch auch die Auswirkungen auf die individuelle und familiäre Privatheit im eigenen Raum, die man im übertragenen Sinne buchstäblich unter die Betten schob. Gemeint sind hier die Matratzen, die als Schlafstätte und Ort

¹⁸⁷ Herr K. (Ausgebombter) aus Salzhausen. Interview vom 21.05.2007, S. 4.

¹⁸⁸ Frau W. (Zufluchtsuchende) aus Langenbek. Interview vom 8.04.2005, S. 3.

des Rückzugs und Intimsphäre nur temporär zum Vorschein kamen, aber auch die Tatsache, dass die Schlafmöglichkeiten im Wohnraum integriert waren und es somit nur im eingeschränkten Umfang möglich war, die individuelle Privatsphäre und Intimität von den anderen Bewohnern abzugrenzen. Jedoch konnte auf diese Weise die Intimsphäre der Familie vor den Blicken der Öffentlichkeit zumindest in einem gewissen Umfang bewahrt werden.

Entbehrungen im Wohnalltag

Ein weiterer Bereich der individuellen Intimität im Wohnraum ist die Toilette. Mit diesem Ort hängen die körperlichen Verrichtungen zusammen.

„Da hatten wir ja ein Zimmer, in dem wir auch kochen mussten und das Wasser mussten wir aus dem Keller holen. Es gab nur eine Toilette. Und wenn am Sonntag alle da waren, dann war immer großes Anstehen hinten auf dem Hof. So war das fast überall.“¹⁸⁹

Die Zeitzeugin, die aus der Perspektive einer Zufluchtsuchenden über die Wohnsituation ihrer Familie bei einem Bauern berichtet, veranschaulicht, dass durch die große Anzahl der Menschen, die sich den wenigen Raum teilen musste, dieser Bereich der Privatheit des Wohnraumes wieder Bestandteil des Außenraumes wurde, dadurch, dass es für alle dort wohnenden Zufluchtsuchenden nur eine gemeinschaftliche Toilette gab. Räumlich verdeutlicht sich dies dadurch, dass sie ihren privaten Wohnbereich verlassen und in den Hof gehen mussten, um zur Toilette zu gelangen. Das Schlangestehen als gesellschaftliche Norm für zivilisiertes Verhalten stellte hier im Kontrast quasi einen zivilisatorischen Rückschritt dar, weil die Menschen zum einen in ihrem privaten Sozialraum die einzige Toilette auf dem Hof teilen mussten, und zum anderen das Warten in der Schlange zu einem Ritual wurde, um danach wieder Intimsphäre im Raum zu erlangen.

Wahrnehmung des räumlichen Verlustes

Neben dem materiellen Verlust, den die Zufluchtsuchenden erlitten, stellte auch der räumliche Verlust einen zivilisatorischen Rückschritt für die Menschen dar, der sie vor neue Herausforderungen stellte. Der Platzmangel artikuliert sich über die von den Menschen individuell

¹⁸⁹ Waltraut B. (Zufluchtsuchende) aus Buchholz. Interview vom 14.02.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 2.

empfundene Enge und wurde von den Bewohnern verschieden zum Ausdruck gebracht, wie die nächste Erzählung einer ehemals zufluchtsuchenden Zeitzeugin verdeutlicht.

„Und dann kam mein Vater 1947, da waren wir dann noch in diesem kleinen Zimmer. 1947 kam mein Vater aus dem Krieg und blieb in der Tür stehen, wie er uns da sah. Von zu Hause war er ganz was anderes gewohnt, wie wir da untergebracht waren mit den Kindern und der Mutti. Der war fix und fertig. Der hat meiner Tante, das hat er uns nie erzählt, nachher gesagt, er wäre am liebsten wieder auf der Stelle verschwunden. Und er kam aus der Gefangenschaft.“¹⁹⁰

Die in dem Interview geschilderte Reaktion des Vaters auf die dichte Wohnraumsituation resultierte daraus, dass die subjektive Erwartung der Situation eine andere war, und veranschaulicht zum einen das empfundene subjektive Gefühl der Beengtheit, welches bei dem Vater zu einer Stressbelastung führte, die sich aus dem Drang äußerte wieder verschwinden zu wollen.¹⁹¹

Um der beengten Wohnsituation Ausdruck zu verleihen, wird die Beengtheit anhand der Reaktion bzw. Wahrnehmung des Vaters sozusagen aus zweiter Hand beschrieben. Die emotionale Ausdruckskraft der als unzureichend empfundenen Wohnraumsituation wird durch die familiäre Verbundenheit und Zugehörigkeit veranschaulicht, die aufgrund der Wohnraumsituation in Frage gestellt wurde. Die Wahrnehmung, die sich daraus ergibt, ist eine über den Vater reflektierte Wahrnehmung der Wohnraumsituation, welche die eigene Wahrnehmung der Zeitzeugin überlagerte und als emotionale Hilfskonstruktion bei der Wiedergabe der rückwärts in die Zeit gerichteten Repräsentation diente. Die Situation des Vaters, der aus der Kriegsgefangenschaft kam, wird bei der Umschreibung der Wohnraumsituation von der Zeitzeugin als Mittel eingesetzt, um reflektierend die Herabsetzung der eigenen Wohnumstände in der liminalen Phase zu verdeutlichen. Gleichzeitig hebt sie dadurch auch die eigenen widrigen Wohnumstände als zivilisatorisch minderwertiger hervor als die in dem Kriegsgefangenenlager, aus dem ihr Vater kam. Sie benutzt folglich die Reaktion ihres Vaters als Versinnbildlichung der Diskrepanz zwischen ihrer vorherigen und jetzigen Wohnsituation, wodurch der Vater auch gleichzeitig zum bewussten Ausdrucksmittel ihres sozialen Abstiegs wird.

¹⁹⁰ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 6f.

¹⁹¹ Die Reaktion auf diese Art der Beengtheit wird in der Sozialpsychologie auch als „Crowding“ bezeichnet.

7. Über das Verstehen und Nichtverstehen im neuen Raum

Der Sozialraum der Menschen wird auf verschiedenen Ebenen erfahren. Eine Ebene bildet die Kommunikationsebene, bei der die Sprache eine wichtige Orientierungsgröße im Raum darstellt. Aufgrund der kollektiven Dimension ist Sprache als Raumpraktik und somit als räumliches Handeln Bestandteil einer Raumkultur, bei der die Akteure in ihren Kommunikationsräumen nicht nur sprachlich miteinander vernetzt sind, sondern bei dem sich die Menschen auch durch ihre Kommunikation zueinander in Beziehung setzen¹⁹². Der Kommunikationsraum ist daher ein Produkt jedes einzelnen Akteurs im Kollektiv, dessen Gelingen vom richtigen Sprachkode abhängig ist und somit vom gelungenen Artikulieren und Verstehen der Akteure untereinander.

Wie der Raum erfahren wird, wenn unterschiedliche Sprachkodierungen der Akteure in einem gemeinsamen Kommunikationsraum aufeinandertreffen, zeigt der folgende Interviewausschnitt, in dem eine ehemals Zufluchtsuchende ihre Erfahrungen schildert.

„Ich habe Schwierigkeiten gehabt mit der Sprache fertig zu werden, mit dem Platt. Meine Tante hatte ich ja nun auch mit, dann kam ich vom Feld eines Tages und meine Tante die spazierte auf dem Mistberg. Der Mistberg war ja vorm Haus, hin und her und ist ganz verzagt. Und ich sach »was machst du den da?«, »Ach Kind«, sagt sie, »ich hab ja ausgefegt, die ganze Küche und Waschküche, und die Frau, die hat 'ne Feile verloren, weggeschmissen und nun such ich die, ich denk, dass ich die zusammengefeigt hab.« Ich sag, »na weißt du was, komm man runter von dem Misthaufen, das ist keine Feile, das ist ein Feudel.« Und sie war so verzagt, das musste ich alles auch erst lernen. Der schickte mich aufs Feld, hinter der Weide sind Steckrüben und da sollte ich welche holen. Hinter der Weide ... eine Weide! Wir hatten bei uns in Westpreußen nur Wiesen, da gab's gar keine Weiden!“¹⁹³

Die Beispiele der Zeitzeugin verdeutlichen, wie die Sprache das Handeln im Raum beeinflusste. Das Nichtverstehen, was in der Folge zu Fehlhandlungen und Orientierungsschwierigkeiten im Raum führte, entstand dadurch, dass Akteure mit unterschiedlichen Raumerfahrungen aufeinandertrafen, da die Frauen aus einem anderen Sozialraum kamen, der mit anderen Sprachkodierungen belegt war. Diesen Sprachraum übertrugen sie zunächst auf ihren neuen Sozialraum. Das gegenseitige Nichtwissen voneinander – von diesen unterschiedlichen

¹⁹² Siehe auch: Vier-Seiten-Modell aus der Kommunikationspsychologie von Friedemann Schulz von Thun.

¹⁹³ Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen. Interview vom 30.03.2005, S. 5.

Sprachkodierungen führte infolgedessen zu Missverständnissen und fehlgeleiteten Handlungen im Raum. Die aktuellen und individuellen Raumerfahrungen und Wahrnehmungen der Frauen trafen somit auf einen Erinnerungsraum, der ihre Handlungen und auch Denkvorgänge in Bezug auf ihren aktuellen Sozialraum beeinflussten.¹⁹⁴ Indem Sprache Bestandteil der jeweiligen Raumkultur ist, anhand derer sich die Menschen auch soziokulturell einer Gemeinschaft zuordnen und definieren, kann sie im Umkehrschluss auch dazu dienen, sich oder andere aus der jeweiligen Gemeinschaft im gemeinsamen Sozialraum auszuschließen.

8. Über die Bedeutung der Selbstbestimmung im Raum

Die Tatsache, dass viele Zufluchtsuchende ihren Wohnraum nicht selber wählen konnten und plötzlich mit ihnen fremde Menschen zusammenleben mussten – sei es andere Zufluchtsuchenden oder Einheimische – stellte alle Beteiligten vor große sozialräumliche Herausforderungen. Der Wunsch vieler Zufluchtsuchenden, im Wohnraum „wieder sein eigener Herr“ sein zu dürfen, ist ein zentraler Erfahrungsmoment, welcher aus der gemeinsamen Ausgangslage resultierte und einen gemeinsamen Schnittpunkt bei der Analyse der Interviews darstellte. Im Folgenden wurde ein Interviewausschnitt beispielhaft ausgewählt, in dem eine ehemals zufluchtsuchende Zeitzeugin erzählt.

“[...] und dann haben wir in dem Haus oben eine Wohnung bekommen, zwei kleine Zimmer und ein größeres Zimmer und da hat meine Großmutter gar nicht gerne gewohnt, weil sie da so nicht ihr eigener Herr war. Musste immer mit ihrem Wassereimer hoch und runter, immer an der Hausbesitzerin vorbei. Die war sehr engherzig und das war also keine schöne Zeit für meine Großmutter. Und dann wurde irgendwann gesagt, »oh wer will, kann auch wieder auf die Flakstellung«. Und da hat meine Großmutter gesagt »da gehen wir wieder hin, da sind wir wieder unser eigener Herr«.“¹⁹⁵

Zwar hatte sich die Wohnraumsituation verbessert, jedoch fühlte sich die Familie trotzdem in ihrem Handeln dadurch eingeschränkt, dass sie ihr Handlungsabläufe und somit ihre vertraute Wohnstruktur dem der Hausbesitzer anpassen mussten. Hierbei kommt nicht nur die räumliche Dichte zum Tragen, die durch das Beobachten der Zufluchtsuchenden durch die Hausbe-

¹⁹⁴ Vgl. hierzu Susanne Rau: Räume, Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen, S. 176.

¹⁹⁵ Frau H. (Zufluchtsuchende) aus Hamburg. Interview vom 15.11.2015, S. 2.

sitzerin veranschaulicht wird, sondern auch die soziale Dichte¹⁹⁶, dadurch, dass die Zufluchtsuchende dieses Beobachtetwerden als formale Kontrolle empfand. Der Griff zum Wassereimer war für die Akteurin somit nicht länger eine neutrale Handlung im Raum, die der Versorgung diente, sondern entwickelte sich zu einem symbolischen Akt, bei dem der Wassereimer gleichzeitig zu einem Bedeutungsträger dieser Zwangslage wurde. Der Gang über den Hof zum Wasserholen und somit die Bewegung der Zufluchtsuchenden aus ihrem Wohnraum heraus in einen Zwischenraum, der halb privat und halb öffentlich war, zwang die Akteurin in einen Projektionsraum, in dem die Wahrnehmungen beider Akteure aufeinandertrafen. Sowohl die einheimische Hausbesitzerin als auch die Zufluchtsuchende nahmen sich als getrennt wahr und ließen keine Zeichen der Annäherung erkennen. Diese Gleichzeitigkeit von räumlicher Nähe einerseits und sozialer Differenzierung andererseits veranschaulicht eine soziale Beziehung, die durch Fremdheit gekennzeichnet war. Das Beobachten stellt hier eine ausgrenzende Handlung dar und wird von der Zufluchtsuchenden auch als solche empfunden, und weist ihr indirekt eine Position jenseits der Grenzen des Eigenen der Hausbesitzerin zu. Wird der Wohn- und Lebensraum – bzw. die Menschen – in ihm als fremd wahrgenommen, so kann dieses Fremdheitsgefühl Bewegungs- und Handlungsabläufe einschränken, was wiederum auch als Enge wahrgenommen werden kann, da wir uns in einem fremden Raum nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit bewegen und unseren Tätigkeiten nachgehen, wie in einem uns bekannten Raum. Und das obwohl die Akteure sich über das „System der Wege“ Raum aneignen und ihn somit zu eigen machen und er uns nicht mehr fremd erscheinen dürfte.¹⁹⁷ Hier ist von der „Engherzigkeit“ der Hausbesitzerin die Rede, an der die Akteurin vorbeimusste. Dieses legt nahe, dass es aus der Sicht der Zufluchtsuchenden die Hausbesitzerin war, die dieses Gefühl der Fremdheit aufrechterhielt und die Situation für die Akteurin so liminal erscheinen ließ. Die Dynamik der Ausgrenzung war jedoch reziprok. Diese Spiegelung der Raumnutzung offenbart sich in der gegenseitigen Projektion und des Konstruierens, welche die gegenseitige Verfremdung zulässt. Fremdheit ist somit keine einseitige Wahrnehmungskonstruktion, sondern ein mentaler Berührungspunkt beider Akteure in einer raumzeitlichen

¹⁹⁶ Nach E. Durkheim, G. Simmel und L. Wirth.

¹⁹⁷ Vgl. hierzu O. F. Bollnow: Mensch und Raum. Stuttgart 2010¹¹.

Überschneidungssituation, in der sich die subjektive und komplexe lebensweltliche Raumkompetenz der Akteure widerspiegelte.

Die Flucht aus dem Sozialraum der einheimischen Hausbesitzerin und somit der Rückzug in einen eigenen Geltungsbereich stellte für die Zufluchtsuchende in der Phase des Übergangs eine Ressource dar und war folglich ein wichtiger Bestandteil im Wahrnehmungsprozess des Wohnens. Dies wird beispielsweise deutlich durch die Artikulation, im Wohnraum wieder „sein eigener Herr sein“ zu wollen, die sich direkt und indirekt in den Interviews wiederfindet. Die daraus resultierende Selbstidentifikation markierte für die Akteure einen Übergang zum selbstbestimmten Handeln. Die Zufluchtsuchenden nahmen sich wieder als selbstbestimmtes, handelndes Individuum wahr, das losgelöst aus der Struktur der Anderen agieren und seinen Wohn- und Sozialraum aktiv mitgestalten konnte.

9. Übergangswohnraum als Ausweg aus der Fremdbestimmung

Einen zentralen Anteil an der Bekämpfung der Wohnraumnot hatte die Errichtung von Behelfsheimen, die vom Deutschen Wohnungshilfswerk (DWH) gesteuert wurde.

Die von der Regierung diktierten Anordnungen stellten Anforderungen dar, denen in der Realität teilweise nur schwer entsprochen werden konnte. Die Organisation von Wohnraum wurde also in jeder Gemeinde politisch anders geregelt und hing auch von dem Baubestand und der Bausubstanz der jeweiligen Dörfer ab. Demnach liefen die politische und bereits vor dem Krieg vorbereitete Planung von Wohnraum in Notzeiten und ihre Umsetzung im Krieg divergent. Trotz detailliert ausgearbeiteter Baupläne und Maßnahmen der Wohnungsnot zu begegnen fehlte es an finanziellen und materiellen Mitteln, um diese Pläne im erforderlichen Ausmaß umzusetzen. Der Anspruch, jeden während des Krieges obdachlos gewordenen Menschen mit Wohnraum zu versorgen, scheiterte. Dies führte letztlich dazu, dass ein Großteil der Menschen nicht durch die vom nationalsozialistischen Regime organisierten Maßnahmen ausreichend mit Wohnraum versorgt werden konnte. Vielerorts mussten sich deshalb die bedürftigen Menschen selbständig um geeigneten Wohnraum bemühen.

Aufgrund des Mangels an Wohnraum, aber auch aufgrund der Enge im Wohnraum, zogen es viele Ausgebombte und Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten vor, sich etwas Eigenes

zu bauen. Dies geschah ohne vorherige Baugenehmigung. Auf diese Weise entstanden sogar zum Teil kleine Siedlungen im Landkreis Harburg, die aus kleinen Holzhäusern und Hütten bestanden, an die sich beispielsweise für die Stadt Buchholz eine einheimische Zeitzeugin erinnert:

„Die Leute wurden in den beschlagnahmten Wohnungen zusammengepfercht, aber viele Baracken gab es nicht. Später auf dem Alten Sportplatz, wo heute die Brandenburger Strasse ist, hinter dem Alten Schützenplatz, entstand die „Spreensiedlung“, wie wir es nannten. Dort haben die Leute sich kleine Hütten gebaut, damit sie ein Dach über dem Kopf hatten. Das war eine wilde Bauerei, aber das war egal damals.“¹⁹⁸

Die von der Zeitzeugin beschriebene „wilde Bauerei“ veranschaulicht, dass die schlechte Wohnraumsituation auch einen (administrativen) Freiraum barg, den die bedürftigen Menschen nutzten, indem sie ihr Handlungsspektrum in Eigeninitiative erweiterten, um ihre Wohnsituation zu verbessern. Die schlechte Wohnraumsituation und somit auch der Platzmangel im Wohnraum der einheimischen Bevölkerung, aber auch in den Behelfsunterkünften, führte so häufig zu einer Bewegungsdynamik aus dem zugeteilten Wohnraum hinaus zurück in den öffentlichen Raum, aus dem sie hinaus administriert wurden. Der Wunsch nach Selbstbestimmung resultierte zum einen aus der Zwangseinweisung in den Wohnraum der einheimischen Bevölkerung, der zudem bereits alltagsweltlich definiert war und zum anderen aus der Zuschreibung der Raumgröße und der daraus resultierenden Raumverdichtung, welche die Bewohner alltagsweltlich wie auch sozial vor neue Herausforderungen stellte. Die Bewegungsdynamik der Zufluchtsuchenden war somit eine Strategie der Abgrenzung, dadurch, dass sie wieder räumlich und sozial Distanz im Raum aufbauten. Die Zufluchtsuchenden schafften sich einen Zwischenraum, der wieder Selbstbestimmung im Wohnen zuließ. Aufgrund des Rückzuges der Zufluchtsuchenden aus dem Wohnraum der einheimischen Bevölkerung wurde die Fremdheit zwar verstärkt, jedoch auch gleichzeitig für die Zufluchtsuchenden zur Ressource, die es ermöglichte, der Kontrolle durch andere entzogen zu sein.

Da die Zufluchtsuchenden häufig in Gegenden siedelten, die aus unterschiedlichen Gründen nicht als Bauland vorgesehen waren und heute immer noch nicht sind, wurden viele Bewohner Jahrzehnte später mit ihrer damaligen Wohnraumsituation ein weiteres Mal konfrontiert

¹⁹⁸ Frau G. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 10.03.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 6.

und von den dann zuständigen Behörden häufig angewiesen, ihre Häuser zu entfernen. Der Freiraum, der sich für die wohnraumsuchenden Menschen in der damaligen Übergangssituation ergeben hatte, fand somit nur im liminalen Zustand der Betroffenen Akzeptanz und wandelte sich mit dem Verlassen dieses Übergangszustands zu einem ungesetzlichen Verhalten, welches nicht mehr toleriert wurde.

10. Vorurteile und Konflikte im Wohnraumprozess

Nach der Kapitulation 1945 gab es für einen Teil der Zufluchtsuchenden und Ausgebombten aus Tötensen und Westerhof die Möglichkeit, auf die Flakstellung ganz in der Nähe dieser beiden Ortschaften zu ziehen. Die Flakstellung bestand aus mehreren eingetieften Wohngebäuden. Jedes Gebäude konnte von mehreren Familien bewohnt werden, da es über mehrere Wohneinheiten und über separate Eingänge verfügte. Anfänglich wohnten auf der Flakstellung bis zu 20 Familien. Dort wurden Gemüsebeete angelegt und auch Kleinvieh wie beispielsweise Hühner, aber auch Schweine gehalten. Für die Menschen, insbesondere für die Zufluchtsuchenden, stellte die Flakstellung eine willkommene Alternative zu den Wohnmöglichkeiten bei der einheimischen Bevölkerung dar. Dadurch, dass freier Wohnraum häufig im Randbereich oder außerhalb von Ortschaften zu finden war, hatte für die einheimische Bevölkerung der geographische Rückzug im Raum eher eine gegenteilige Wirkung, wie ein einheimischer Dorfbewohner im folgenden Interviewausschnitt veranschaulicht:

Mann: „Und dann die Wohnsituation in der Flakstellung, das hat bestimmt fast bis Ende der 50er Jahre gedauert“ ...

Frau: „Das hat lange gedauert, ne“ ...

Mann: „Das hat sehr lange gedauert, eh die letzten dort ausgezogen sind. Gut, da war auch noch ein bisschen Fluktuation raus und rein, aber eh das richtig aufgelöst werden konnte, war das bestimmt 57, 58, 59 so um den Dreh. ... So lange hat das gedauert!

Und die hatten sich auch, waren das auch teilweise Familien mit denen man heute nicht mehr zu tun haben würde, nicht wahr?“

Frau: „Ja es waren nicht immer so die Allerbesten“ (lacht)

Mann: „Ne waren nicht immer die Allerbesten und die fühlten sich da auch wohl, na die Schanies wie lange haben die da gewohnt, der Alte der kam doch hier zum Skat spielen, da haben die da noch gewohnt.“¹⁹⁹

¹⁹⁹ Herr K. (Einheimischer) aus Westerhof. Interview vom 15.04.2005, S. 9.

Die Nutzung der Gebäude auf der Flakstellung war zwar von der Obrigkeit als Wohnraum vorgesehen und auch von den Einheimischen als Übergangswohnraum zunächst akzeptiert, jedoch wurde der Flakstellung als Wohnraum eine räumliche und zeitlich begrenzte Daseinsberechtigung zugeschrieben. Die Wahrnehmung im Sozialgefüge Dorf änderte sich dahingehend, dass es als negativ angesehen wurde, wenn es zu lange dauerte, sich „hoch“ zu wohnen und somit die Flakstellung wieder zu verlassen. Ab einem gewissen Zeitraum wurde das Wohnen in der ehemaligen Flakbaracke von den Einheimischen infolgedessen als deviantes Verhalten gesehen und nicht mehr als dauerhafte Lösung geduldet. Auch die abweichende Nutzung der Flakbaracken als Wohnraum durch die Zufluchtsuchenden begünstigte die Verfremdung und führte zu Vorurteilen. Dieser geographisch und sozial aufgebaute Zwischenraum ermöglichte, dass die einheimischen Akteure ihren privaten Raum zurückbekamen und sich dadurch ihr sozialräumliches Gefüge im Wohnraum wiederherstellte, und für die Zufluchtsuchenden, dass sich nun neue Strukturen des Verhaltens herausformten und sich somit neue Strukturen sozialräumlicher Interaktion bildeten. Doch aus diesen neuen Strukturen sowie dem Kontrollverlust der Einheimischen über die Zufluchtsuchenden ergaben sich auch Ängste und Praktiken der Ausgrenzung, wie das folgende Beispiel eines ehemals ausgebombten Flakstellenbewohners verdeutlicht.

„[...] dann mussten wir Kaninchenfutter holen, und dann kamen wir nach Hause, und die Frau Frommann aus Westerhof hat meine Mutter beschimpft und hat dann behauptet, wir hätten geklaut. Dann kriegten wir erst mal fürchterliches Arsch voll [...], und dann schüttet sie erst den Sack aus und stellt fest, dass nichts Geklautes war.“²⁰⁰

So standen sich Einheimische und Zufluchtsuchende oft mit Vorurteilen gegenüber, die nicht selten zu Konflikten im Dorf führten, die durch die unterschiedlichen Normen, Leitbilder, Verhaltensweisen, die mentalen Eigenarten sowie politischen Traditionen und überkommenen Bräuche verstärkt wurden und sich in den ländlichen Gegenden sehr viel belastender für das Zusammenleben auswirken konnten als in großstädtischen, industriell geprägten Gebieten mit einer höheren sozialen Mobilität und Zuwanderung und damit auch Durchmischung²⁰¹.

²⁰⁰ Herr Sch. (Ausgebombter) aus Tötensen. Interview vom 16.11.2005, S. 3.

²⁰¹ Klaus J. Bade/Jochen Oltmer: Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem zweiten Weltkrieg, S. 72. Siehe auch Albrecht Lehmann: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991.

So hatten die Zufluchtsuchenden zwar wieder mehr Platz und Freiheiten in ihrem eigenen Wohnraum, jedoch war ihr Handlungsraum außerhalb ihres Wohnraumes noch gleichermaßen eingeschränkt.

11. Wahrnehmungskonstruktionen – Selbstidentifikation und Fremdwahrnehmung in der Phase des Übergangs

Identität bezeichnet nicht nur ein im Verlauf der Sozialisation gebildetes Selbstverständnis einer Person und ist folglich nicht nur ein soziales Gebilde, welches sich über Kindheit und Pubertät bis in das Erwachsenenalter durch das Hineinwachsen in die soziokulturelle Umwelt bildet, sondern wird auch durch Selbst- und Fremdzuschreibung von sozialen Rollen beeinflusst. Durch den Verlust des Sozialraumes der Zufluchtsuchenden einerseits und das Aufeinandertreffen mit der einheimischen Bevölkerung andererseits wurde ein Prozess in Gang gesetzt, bei dem die einheimische Bevölkerung die zufluchtsuchenden Menschen durch Fremdzuschreibung mittels sozialer und kultureller Merkmale als anders klassifizierte und so die Identität der Zufluchtsuchenden dahingehend veränderte, dass die Wahrnehmung von außen sowie die Selbstwahrnehmung beeinflusst wurde, wie der folgende Interviewausschnitt veranschaulicht.

Wie war die Stimmung, wenn man mit so vielen Leuten so eng zusammenwohnte?
Gr.: „Das kam natürlich auch auf die Flüchtlinge an. Teilweise wurde gesagt, dass die Einquartierten Haufen in die Ecken gesetzt haben.“²⁰²

Die Art der Etikettierung äußerte sich dadurch, dass den Zufluchtsuchenden ein abweichendes soziales Verhalten zugeschrieben wurde, das objektiv nicht vorhanden war. Diese Art der Ausgrenzungen definierten die Einheimischen visuell über den Wohnraum und versuchten den Zufluchtsuchenden zuzuschreiben, dass sie nicht mit ihrem Lebensraum umgehen konnten, wenn sie behaupteten „dass die Einquartierten Haufen in die Ecke gesetzt haben“. Diese Art der Wahrnehmungskonstruktion arbeitet mit der sozialen und kulturellen Selbsterhöhung, während sie sich zum Anderen abgrenzt. Dieses Fremdmachen einerseits und das sich Soziokulturell-Hervorheben andererseits beschreibt den Prozess des „Otherings“. Dieser Prozess veranschaulicht, wie sich die Einheimischen versuchten, von den Zufluchtsuchenden sozial-

²⁰² Frau R. (Einheimische) aus Buchholz. Interview vom 17.02.2005, Stadtarchiv Buchholz. S. 4.

räumlich zu distanzieren, indem sie diese mit Merkmalen als andersartig und somit „fremd“ klassifizierten. Der Prozess des „Otherings“ verläuft als gesellschaftliches Konstrukt von Eigenem und Fremden jedoch nicht unabhängig von sozialer Distanz. Dass aus subjektiven Wahrnehmungen schließlich gesellschaftliche Definitionen werden können, die in der Folge zu wechselseitiger Fremdheit führten, hängt auch mit den Strategien der Machtausübung in einer Gesellschaft zusammen²⁰³, wie das folgende Beispiel einer ehemals Zufluchtsuchenden verdeutlicht, die für den Wohnungsausschuss der Gemeinde gearbeitet hat.

„Die Flüchtlinge waren bei vielen Leuten nicht so gut angesehen - selbst bei Mitgliedern des Gemeinderates gab es Vorbehalte. Man wollte eben nichts abgeben. Aber das ist wohl ganz normal, denke ich heute. Manchmal haben die Ratsherren sich negativ über die Flüchtlinge geäußert. Ich kann mich noch erinnern, als Herr Kludas sagte »Ach, das sind ja Flüchtlinge.« Da habe ich gesagt »Herr Kludas, ich auch.« Er fragte mich woher ich käme. »Aus Kolberg«, habe ich geantwortet. »Na ja, das geht ja noch. Das ist ja gleich hinter Stettin«, meinte er. - Die hatten keine Ahnung, wie viel Kultur da war. Es ging ihnen wirklich nur um Buchholz.“²⁰⁴

Der Interviewausschnitt veranschaulicht, dass Zuschreibungen auch vom räumlichen Kontext abhängen und die eigene Wahrnehmungskonstruktion beeinflussen. Die Zeitzeugin wurde nicht als Flüchtling wahrgenommen, da sie in einem anderen räumlichen Kontext eingebunden war, mit dem andere Bewegungs- und Handlungsabläufe sowie Machtkonstellationen verbunden waren. Das bedeutete aber auch gleichzeitig, dass, wenn sie diesen Raum wieder verlassen würde – hier ist es ihr Arbeitsplatz –, sie wieder als Flüchtling wahrgenommen werden würde. Diese Ordnung war somit keine gegebene Ordnung, sondern eine, die durch die Akteure hergestellt wurde und die bilateral im jeweiligen sozialräumlichen Kontext verhandelt wurde. Die Eigenwahrnehmung war dabei ein wichtiger Bestandteil. Obwohl die Zeitzeugin an ihrem Arbeitsplatz nicht mehr als Flüchtling wahrgenommen wurde, nahm sie sich dennoch selbst als Flüchtling wahr. Die Herausbildung der Identität war somit ein Produkt einer Wahrnehmungskonstruktion aller Akteure. Selbstwahrnehmung und Außenwahrnehmung waren jedoch abhängig vom sozialräumlichen Kontext und der Definitionsmacht der Gruppe, die den sozialen Raum kontrolliert.

²⁰³ Jan Wehrheim: Der Fremde und die Ordnung der Räume, S. 35.

²⁰⁴ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Buchholz. Interview vom 14.2.2005, Stadtarchiv Buchholz, S. 2.

Die Wahrnehmung des Anderen als Fremden dient jedoch nicht nur als Mittel zu Distanzierung und Abgrenzung zu Anderen, sondern verstärkt auch gleichzeitig im Umkehrschluss die Selbstwahrnehmung. „Der Grund dafür liegt eben darin, daß die Etikettierungen mit Unterscheidungen arbeiten, deren Urheber sie selbst sind: ohne Moral keine Sünder, ohne Gesetze keine Verbrecher; ohne die Definition eines Unterschiedes zwischen »uns« und den »anderen« keine Fremden. (...) Gegeben ist stets eine Fülle von Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten. Fremdheit im emphatischen Sinne entspringt daraus, daß einige dieser Verschiedenheiten als Basis für die Selbstidentifikation eines Systems genützt werden, so daß die Gemeinsamkeiten, die es mit den Fremden teilt, auf soziale verbindliche Weise unerheblich werden, obwohl diese für viele Beteiligte viel gravierender sein mögen als die, die zur Definition des »Wir« ausgewählt wurden.“²⁰⁵ Diese Wahrnehmungsveränderung hatte jedoch auch Auswirkungen auf die Selbstidentifikation der Zufluchtsuchenden und die Wahrnehmung auf ihren eigenen Wohnraum.

„Ich hab darunter gelitten, [...] ich mochte nie sagen, wo ich wohn, ich mochte nie sagen wo ich wohn, trotzdem es sauber war, alles in Ordnung, bloß es war eben die Flakstellung, die war in Verruf. Das hat schon soziale Nachteile, hat das gehabt, ich mocht's nie sagen...“²⁰⁶

Der Konflikt, der in dem Interviewausschnitt von einem ehemaligen Ausgebombten beschrieben wird, verdeutlicht, dass die räumliche und soziale Distanz Stereotypisierung förderte. Die Wohnmöglichkeiten außerhalb der einheimischen Siedlungen wirkten wie ein Gegenpol, und machten das Fremdheitsgefühl „zwischen uns und den anderen“ auch räumlich sichtbar. Jedoch nicht nur die räumliche Distanz war entscheidend, sondern auch die von der einheimischen Bevölkerung aufgebaute soziale Distanz war ein ausschlaggebender Faktor in dem Wohnraumprozess der Flakstellenbewohner. Die Einheimischen belegten den Sozialraum „Flakstellung“ mit einer von ihnen konstruierten Bedeutung und machten ihn so zu einer sozialen Konstruktion, den die einheimischen Dorfbewohner ihren eigenen Sozialraum gegenüberstellten und schließlich sozial unterordneten. Dieses soziale Konstrukt gründete auf der Basis ihrer eigenen gesellschaftlichen Konventionen und Diskurse und existierte nur als sol-

²⁰⁵ Alois Hahn: : Die soziale Konstruktion des Fremden, S. 141.

²⁰⁶ Herr Sch. (Ausgebombter) aus Tötensen. Interview vom 16.11.2005, S. 5.

ches, weil es von außen so gesehen wurde. Diese Raumsymbolisierung und der damit einhergehende Wahrnehmungswandel bedeutete auch eine Erhöhung des Wohnstatus der Einheimischen und diskreditierte gleichzeitig die Bewohner der Flakstellung. Die Außenwahrnehmung des Sozialraumes „Flakstellung“ beeinflusste somit auch die Wahrnehmung der Flakstellenbewohner auf ihren Raum und hatte wiederum Auswirkung auf die Bewegungs- und Handlungsabläufe der Akteure, die sie im äußersten Fall dazu veranlasste, diesen Raum zu verlassen. Diese veränderte sozialräumliche Struktur fußte somit auf einer Wahrnehmung, die den Zufluchtsuchenden nicht nur ein neues Verhältnis zu ihrem Sozialraum bescherte, sondern auch die Lebensdauer ihres Sozialraumes „Flakstellung“ zeitlich begrenzte, da dieser von der einheimischen Bevölkerung als Bestandteil ihres sozialen Raumes nicht länger toleriert wurde.

D. Räume des Ankommens

I. Einleitung – neue Siedlungen in der Nachkriegszeit

Noch bis Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre war die Beschaffung von Wohnraum im Landkreis Harburg ein akutes Problem. Inzwischen hatten zahlreiche Zufluchtsuchende aus Ost- und Mitteldeutschland in den überwiegend landwirtschaftlich geprägten Gemeinden in der Marsch und Geest eine neue Bleibe gefunden. Ein Teil der sachgeschädigten Hamburger war aufs Land gezogen und lebte hier in Wochenendhütten oder behelfsmäßig erstellten Baracken. Unmittelbar nach Kriegsende gab es keinen staatlich geplanten oder geförderten Neubau von Wohnungen. Die Landkreise, Kommunen und Gemeinden waren ausgelastet mit der Aufgabe, den Zufluchtsuchenden, die notdürftig in Baracken, Viehställen, Lagern, Bunkern und Kasernen untergekommen waren, eine menschenwürdige Unterkunft zur Verfügung zu stellen. Das bedeutete bis Anfang der 1950er Jahre, dass mehr Gewicht auf die Wohnungszwangswirtschaft²⁰⁷ gelegt wurde als auf die Bauförderung. So war die Bauleistung bis 1948 sehr gering. Neben der organisatorischen Auslastung fehlte es zudem auch an Baumaterialien und Transportmöglichkeiten, um den Wohnungsbau voranzutreiben. Darüber hinaus wurde im Landkreis Harburg keine aktive Siedlungspolitik betrieben, wie beispielsweise in Schleswig Holstein²⁰⁸.

Wie in den überwiegenden Teilen Westdeutschlands setzte mit der Währungsreform 1948 auch im Landkreis Harburg schließlich der Siedlungsbau ein. Jedoch erst nach 1949, mit der Gründung der Bundesrepublik und dem Inkrafttreten des Soforthilfegesetzes, wurde der Flüchtlingswohnungsbau intensiv durch staatliche Maßnahmen gefördert, besonders durch zinsgünstige Darlehen und Steuervergünstigungen sowie aktiv im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus. Angrenzend an bereits existierende Dörfer und Ortschaften entstanden neue Siedlungen. Diese sollten endlich die noch überall weitverbreiteten provisorischen Unterkünfte

²⁰⁷ Wohnungszwangswirtschaft bezeichnet seit 1917/1918 ein Modell von öffentlichen Vorschriften, mit denen das Verfügungsrecht des Haus- bzw. Wohnungsbesitzers über von ihm vermietete Wohnräume eingeschränkt und teilweise beseitigt wurde. Siehe hierzu auch Karl Christian Führer: Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914–1960. Stuttgart 1995.

²⁰⁸ Heinz Schwartz: Leistungen und Bedarf im Wohnungsbau in Schleswig-Holstein. In: Minister für Arbeit, Soziales und Vertriebene: 10 Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein, S. 23–28./Ulrich Haake: Ein Rückblick auf zehn Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein. In: Minister für Arbeit, Soziales und Vertriebene: 10 Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein, 1946–1955, Kiel (o.J.), S. 7–21.

ablösen und den Menschen, insbesondere den Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten, ein neues Zuhause bieten. Oftmals entstanden gerade in Gebieten mit einer großen Dichte von Provisorien oder Wochenendhäusern neue Siedlungsbereiche. So bildeten sich in Hittfeld, Nenndorf, Tötensen und Neu Wulmstorf Anfänge neuer Siedlungen im Landkreis Harburg.

Im Vordergrund stand auch der Bau von Mietwohnungen in der Nähe eines Arbeitsplatzes. In einer dritten Phase ging es um den Bau von größeren Wohnungen, Eigentumswohnungen und Familienheimen, wozu allerdings ausreichendes Eigenkapital der Bewerber vorhanden sein musste.²⁰⁹ So entstanden in beinahe jedem Dorf des Landkreises Harburg neue Siedlungen. Begleiterscheinungen, die solche Bauvorhaben begünstigten, waren die nun geforderte Modernisierung und die infolge fehlender Arbeitskräfte notwendig gewordene Motorisierung der landwirtschaftlichen Betriebe in den Dörfern. Das hierfür benötigte Kapital musste von vielen Landwirten durch den Verkauf von Bauland aufgebracht werden. Es entstanden weitere Siedlungsgebiete überwiegend in solchen Gebieten, die verkehrsgünstig zu Hamburg lagen, wie beispielsweise in Hittfeld, Ramelsloh, Bendestorf, Ehestorf, Appel oder auch in Maschen,²¹⁰ da die Standortwahl überwiegend auch mit der Arbeitsplatzfrage verbunden war.

Wo sozialer Wohnungsbau stattfand, richtete sich nach den Plänen des Landesplanungsamtes. Das Landesplanungsamt entschied nach Entwicklungserwartung bestimmter Städte und Gebiete, und somit wo Arbeitsplätze vorhanden waren bzw. entstehen würden. Jedoch auch die Anbindung und Nähe zu Hamburg und Winsen dürfte hier einen entscheidenden Faktor dargestellt haben.

Zwischen 1950 und 1952 entstanden mit staatlicher Unterstützung, teilweise in Selbsthilfe und zum Teil durch den Zusammenschluss in Baugenossenschaften, die ersten Siedlungen in Wulmstorf, Emmelndorf, Hittfeld, Steinbeck, Buchholz und Winsen, und dadurch verbesserte sich auch die Wohnraumsituation allmählich. Für den Fliegenberg konnte man beispielsweise um 1955 wieder von einer normalen Wohnraumsituation reden.²¹¹ Die ausgebombten Hamburger zogen meist zurück in die Stadt. Wer es sich finanziell zutraute, baute ein eigenes

²⁰⁹ Maria Perrefort u.a.: Care, Käfer und Cola, S. 30.

²¹⁰ Heinz Lefhalm: Bauen und Wohnen – Bauwirtschaft, S. 150.

²¹¹ Wir an der Elbe. Chronik der Dörfer Achterdeich, Fliegenberg, Rosenweide, Wuhlenburg, S. 85.

Haus. Auch das Wochenendhaus als Dauerwohnsitz verlor mit zunehmendem Wohlstand an Bedeutung.

Mit der Errichtung der Siedlungen erhielten die Zufluchtsuchenden schließlich *ihren* Ort und es entstand eine neue Raumordnung und Alltagswelt, die den Austritt aus der liminalen Phase in einen stabilen Zustand markierte und die Siedlungen und ihre Siedlungshäuser zu Räumen des Ankommens werden ließen. Im Folgenden wird jedoch zu klären sein, ob und inwieweit diese Räume bei den zufluchtsuchenden Menschen als Räume des Ankommens empfunden wurden: Reflektierten die neuen Eigenheimbesitzer den Prozess des Ankommens aus der Perspektive der Gründung einer neuen Existenz, oder ging es ihnen um das Gefühl des Ankommens?

Die neu entstandenen Siedlungen stellten jedoch nicht einfach nur einen neuen Lebensraum für die Zufluchtsuchenden dar. Genauso wie die Siedlungshäuser nicht einfach nur umbaute Räume sind, die ihren Bewohnern ein neues Zuhause boten. Sie sind das Resultat eines komplexen Prozesses, welcher sich aus den Interaktionen verschiedener Akteure – Zufluchtsuchende, Behörden, Einheimische und Baugenossenschaften – ergab und aus dem heraus sich somit die oben angeführte neue – bauliche, soziale wie geographische – Raumordnung entwickelte, die ihren Bewohnern eine neue Alltagswelt bescherte. Der Bauprozess bis zur Fertigstellung und der anschließenden Einrichtung der Wohnung dieser Siedlungen als soziokulturelle Handlung nahm deswegen auch Einfluss auf das alltägliche Zusammenleben, die Versorgungslage und Erwerbstätigkeit ihrer Bewohner sowie auf die Nachbarschaft mit der einheimischen Bevölkerung.

Es gilt deswegen nicht nur zu untersuchen, wie sich diese Prozesse gestalteten und demnach zu fragen, wie der Raum vereinnahmt wurde und wie die Akteure untereinander agierten und den Raum aushandelten, sondern auch, inwieweit die neue Raumordnung Einfluss auf ihre Alltagswelt nahm und wie ihre Bewohner wiederum aus dieser hervorgingen und zu ihrem neuen Zuhause werden ließen.

II. Im Keller wohnen – der Wunsch nach einem Eigenheim

Im Nordwesten des Landkreises Harburg, an der Grenze zum Landkreis Stade, liegt Neu Wulmstorf. Die Siedlung Neu Wulmstorf bildet eine der größten Kleinsiedlungsvorhaben in der Nachkriegszeit für das Land Niedersachsen.²¹² Als Bauland wurde ein ehemaliger Truppenübungsplatz gewählt. Bereits 1946 wurden erste Maßnahmen getroffen; auch ein Träger, die Nordwestdeutsche Siedlungsgemeinschaft, war bereits gefunden. Bis 1948 waren jedoch weder baurechtliche noch finanzielle Voraussetzungen geschaffen worden.

Unabhängig davon bauten allerdings bereits die ersten Siedler, überwiegend Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten und Ausgebombte, die ersten Keller und Stallgebäude in Selbsthilfe. In diesen Stallgebäuden und Kellern richteten sich die Siedler zunächst ihre Unterkünfte ein, um in den nächsten Jahren darin zu wohnen, bis das Haus mit Bedachung fertig wurde. Diese Kellerbehausungen, die zu drei Viertel in die Erde eingetieft waren, erinnerten viele Einheimische an Maulwurfsbehausungen, so dass die Bezeichnung der Siedlung als „Maulwurfshausen“ in den allgemeinen Sprachgebrauch überging.

Im Zeitraum zwischen 1949 und 1951 waren unterdessen ca. 96 Keller gebaut worden, zu denen in den nächsten Monaten noch 20 hinzukamen, ohne dass bis zu diesem Zeitpunkt eine geordnete Planung und Finanzierung des Bauvorhabens erfolgt war.

Schließlich wurde das Bauland in neun Bauabschnitte unterteilt, auf denen insgesamt 243 Siedlerstellen mit 486 Wohnungen entstehen sollten, davon 185 Doppelhaushälften und 58 Einzelhäuser. Bis zum Jahr 1955 konnten schließlich 200 Kleinsiedlungen mit 400 Wohneinheiten bezogen werden.²¹³

Die Finanzierung und Organisation von Siedlungen gestaltete sich nicht nur in jeder neuen Siedlung unterschiedlich, sondern auch für jeden einzelnen Siedler. Trotzdem standen die Menschen häufig den gleichen oder ähnlichen Problemen und Aufgaben gegenüber, wenn es darum ging, sich mit den wenigen zur Verfügung stehenden Mitteln – seien sie finanzieller oder materieller Art – in der Nachkriegszeit eine Existenz aufzubauen. Beispielhaft für die Alltagsbewältigung und den Bau eines Siedlungshauses wird in den folgenden Kapiteln die

²¹² Kleinsiedlung in Niedersachsen, S. 3. In: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf.

²¹³ A. Triebisch: Entwicklung der Siedlung Neu-Wulmstorf, S.4f. In: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf.

Familie E. genannt, die während der Nachkriegszeit in der Siedlung Neu Wulmstorf gebaut hat. Familie E. wurde aus Ostpreußen vertrieben und kam zunächst in Moisburg bei einem Bauern unter. Dort waren sie schließlich durch Gespräche in der Bevölkerung auf das Siedlungsprojekt aufmerksam geworden. Die Interviewausschnitte geben die Perspektive von Herrn E. wieder, der zum damaligen Zeitpunkt ein Jugendlicher war.

1. Neue Raumkonstellationen – wie Wohnraum über Vernetzung hergestellt wird

Die Entstehung neuer Raumkonstellationen wurde nicht nur durch die Handlungen der Akteure im selben Sozialraum bestimmt, sondern erfolgte auch aus anderen Sozialräumen heraus, wobei sich der eine Sozialraum, aus dem die Akteure agierten, als Handlungsvoraussetzung konstituierte und der neue Raum schließlich als Handlungsergebnis in Erscheinung trat.

„Mein Vater, meine Mutter und ich, wir drei sind dann da zum Bauern gegangen und haben dort gearbeitet. Ein halbes Jahr lang. Bis mein Vater ’rausbekommen hat, dass hier in Neu Wulmstorf, hieß es – er ging zum Reichsbund – und da hatte er gehört, bei Gödensdorf im Nachbardorf, in Garlsdorf, da war Versammlung, und da ist mein Vater immer hingegangen und hat sich da erkundigt. Und da hat er gehört, dass sich die Leute unterhielten. ‚Ja, in Neu Wulmstorf usw., da kannst du dir einen Keller bauen und dann kannst du da hinziehen‘. Das hat er gehört. Damals hat er sich von Bauer Lange ein Fahrrad geliehen und ist dann nach Neu Wulmstorf gefahren und hat sich das hier angeguckt und ging zum Vorsitzenden. Das war ein Herr Geyer damals, der hat den hier, der hatte den Siedlerbund gegründet. So nannte das sich hier, Siedlerbund. Und der vergab auch hier die Parzellen und hatte auch einen Lageplan hier, wie das hier mal werden sollte, das hatte er schon, woher weiß ich nicht und der hat mit irgendeinem Architekten zusammengearbeitet. Und ja dann hat mein Vater sich dann als Anwärter hier auf eine Siedlung eintragen lassen.“²¹⁴

Die Erzählung von Herrn E., der zur damaligen Zeit ein Kind war, spiegelt wider, wie die Familie damals auf das neue Siedlungsgebiet aufmerksam wurde. Das Beispiel zeigt, wie neuer Raum über die Gespräche in der Bevölkerung und somit über Kommunikation erschlossen wurde und dies darüber hinaus, obwohl sich die beiden Sozialräume geographisch in einer gewissen Entfernung zueinander befinden. Durch die Gespräche in der Bevölkerung über das Siedlungsgebiet wurde der neue Raum für die Familie erst „sichtbar“ und als potentieller neu-

²¹⁴ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 5f.

er Sozialraum greifbar und existent. Dadurch, dass diese Familie den neuen Raum nicht kannte und auch noch nicht dort gewesen war, stellte für sie dieser Raum zunächst ein Bedeutungsraum dar, der vorerst nur durch die Erzählungen Anderer existierte und für sie von großer Wichtigkeit war, da dieser einen Ausweg aus dem Übergangszustand erlaubte, in dem sie sich befanden. Das Fahrrad, was sich schließlich der Vater bei einem Bauern lieh, um in das Siedlungsgebiet zu gelangen, das er nur vom „Hören und Sagen“ kannte, diente als Bewegungsmittel vordergründig zur bloßen Distanzüberwindung. Darüber hinaus war die Fahrt mit dem Fahrrad aber auch gleichzeitig Bestandteil einer prozesshaften Erschließung eines neuen Sozialraumes. Das Fahrrad wurde somit zum sozialen Vehikel, weil es nicht nur als bloßes Transportmittel diente, sondern auch als Vehikel zwischen zwei Sozialräumen, das diese für den Vater räumlich miteinander verband. Zum einen wurde dadurch für den Vater ein Austausch zwischen diesen beiden Sozialräumen ermöglicht. Und zum anderen war das Fahrrad für die Familie als Vehikel auch auf der Bedeutungsebene das verbindende Element zwischen damaligem gesellschaftlichen Status und der Zukunft als Grundbesitzer und Hauseigentümer. Somit hatte die Fahrt mit dem Fahrrad auch existentiellen Charakter für die Zukunft der Familie. Die Verknüpfung, die der Vater zu dem neuen Sozialraum herstellte, hatte schließlich eine große Veränderung in dem Leben und Alltag der Familie zur Folge und markierte den Beginn einer Phase, in der die Zufluchtsuchenden *ihren* Ort fanden, über den sie selber verfügen und den sie aktiv selber gestalten konnten, an dem sie ankamen. Dieser Ort markierte auch gleichzeitig den Abschluss ihrer Suche nach einer endgültigen Bleibe und den Abschluss eines Wohnzustandes, bei dem sie nur geduldet waren. Das Ankommen des Vaters mit dem Fahrrad in dem neuen Siedlungsraum markierte somit auch gleichzeitig den Beginn einer Inbesitznahme und eines Gestaltungsprozesses in diesem neuen Sozialraum.



Abbildung 3: Das Siedlungsgebiet Neu Wulmstorf in den Anfängen. So oder so ähnlich dürfte der Vater von Herrn E. den Siedlungsraum bei seiner ersten Tour mit dem Fahrrad gesehen haben.

So wie Familie E. wurden viele Menschen, auch über den Landkreis Harburg hinaus, auf das Siedlungsprojekt in Neu Wulmstorf aufmerksam und fassten schließlich den Entschluss, dort zu bauen. Die Familie steht somit beispielhaft für den Beginn eines Prozesses, bei dem sich die Zufluchtsuchenden aktiv aus dem Schwellenzustand um einen eigenen Sozialraum bemühten und somit ihr Schicksal selbst in die Hand nahmen. Es wurde eine Phase eingeleitet, die durch das Angekommen-Sein charakterisiert ist, da sie nun aus der passiven Phase der „Schwellenwesen“ in eine aktive und selbstbestimmte Form des Handelns übergegangen waren, durch die sie in der Lage waren, für sich eine neue Raumordnung zu bestimmen, auch weil sie nun den Sozialraum, in dem sie sich befanden, kannten und mit ihm umzugehen wussten.

2. Im Keller wohnen – die Baustelle als Neubeginn

Ebenso wie es auch in anderen Siedlervereinen üblich war, musste Familie E. jedoch zunächst einen Vereinsbeitrag zahlen. Um zunächst eine provisorische Unterkunft zu haben, errichteten sich viele Siedler zuerst den Keller oder den Stallteil als Behelfsheim. Diese Siedlungsanfänge waren nicht nur für die Heidesiedlung in Neu Wulmstorf üblich, sondern für viele andere Siedlungen, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit entstanden.²¹⁵ Der folgende Interviewausschnitt verdeutlicht die Wichtigkeit einer eigenen provisorischen Unterkunft aus der Perspektive des Siedlers Herrn E.

„Und also, als wir hierher kamen, standen hier schon einige Keller. Das haben sie schon aus meiner Erzählung mitbekommen. Ja, eine ganze Menge Keller standen hier schon, alles verstreut.

[...]

Alle Häuser sind hier unterkellert. Es gibt einige wenige Häuser, da fehlt ein Keller, aber das waren schon Leute, die ließen sich das machen, und das konnte man einsparen, das war denen zu teuer. Unser Keller ist mit 2.200 DM Eigenleistung anerkannt. Also, das haben wir selbst gemacht. Das brauchten wir auf dem Hause, weniger Schulden hatten wir dafür. Ja, und der Keller war uns so wichtig, damit wir wieder ein eigenes Heim hatten, irgendwo eine eigene Bleibe hatten.“²¹⁶

Die Aussage von Herrn E. gibt nicht nur einen Einblick in die Beweggründe der Siedler, den Keller selber zu bauen, sondern auch, warum es für sie so wichtig war, diesen als Wohnraum zu nutzen. Diese Art des Wohnens wurde aus unterschiedlichen Gründen gewählt. Einige Siedler kamen aus anderen Landkreisen und sparten sich durch eine provisorische Unterkunft auf ihrem eigenen Bauland die lange Anreise. Andere wiederum wollten schnellstmöglich in ihrem eigenen Haus wohnen. Auch wohnten viele Siedler zur Untermiete im Keller der anderen Siedler. Neben den praktischen Erwägungen der angehenden Siedler, sich für das Wohnen im Keller zu entscheiden, spielte jedoch auch die Tatsache eine Rolle, etwas Eigenes haben zu wollen, und somit diente der Keller zunächst auch als materielle Existenzsicherung.

Allerdings spiegelte sich das Eigene nicht nur im umbauten Raum wider, den die Siedler nun nach ihren eigenen Vorstellungen mitprägen konnten, sondern auch in ihrem neuen Sozialraum, der noch nicht gesellschaftlich überformt war. Oft handelte es sich bei den Siedlungs-

²¹⁵ Ein weiteres Beispiel im Landkreis Harburg stellt die Steinbecker Siedlung bei Buchholz dar.

²¹⁶ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 6 und S. 2.

gebieten um Brachland, welches außerhalb bereits existierender Ortschaften lag und erst erschlossen werden musste. Daher stellte die Ankunft in diesem neuen Raum auch gleichzeitig einen Neubeginn eines Wohnraumprozesses dar, bei dem die Siedler den Siedlungsraum einer neuen Handlungs- und Strukturbildung unterwarfen, die zwar zum einen von außen definiert und vorgegeben wurde durch den Siedlungsträger und somit von bestimmten Vorschriften geleitet war, jedoch zum anderen auch individuellen Freiraum für die Siedler ließ, um ihren Sozialraum zu gestalten. Die Baustelle, bei der zunächst nur die Keller aus der Erde guckten, war somit der Beginn dieser neuen Raumordnung. Der Keller, als Bestandteil dieser Baustelle, symbolisierte das im Werden begriffene, ersehnte Gebäude und war somit auch Ausdrucksform dieses Neuanfangs.²¹⁷ Für die Siedler waren die Keller somit nicht nur anfangs von funktionaler Bedeutung und dienten damit nicht nur einem konkreten Zweck, sondern waren insbesondere auch ein gesellschaftlicher Ort für die Siedler, an dem sie sich nun lokalisierten und die für sie auch von grundsätzlicher Bedeutung waren, weil sie der Repräsentation dienten und sie als Hausbauer und Grundbesitzer auszeichneten, aber auch, weil die Keller zunächst ihren Neuanfang und somit das Wohnen der Siedler definierten.

Die Keller visualisierten nicht nur die Inanspruchnahme des neuen Raumes, sondern auch die Handlungsfähigkeit der Zufluchtsuchenden, und signalisierten Gestaltungsfreiheit, die den Siedlern zuvor abgesprochen worden war, aber wirkten auch identitätsstiftend, sowohl für die Siedler als auch nach außen, denn sie machten die aktive Form der Raumaneignung für alle sichtbar. Der Keller stand faktisch symbolhaft dafür, dass und wie der Raum von den Siedlern gestaltet wurde und wie sie sich *ihren* Raum einrichteten.

3. Über den Umgang mit dem Kellerwohnraum

Im Keller zur Untermiete

Nachdem Familie E. vom Siedlerbund ein Baugelände zugesichert bekommen hatte, wohnte sie zunächst bei einer anderen Familie in der Nachbarschaft zur Miete, bevor sie auf einem eigenen Grundstück ihren Keller errichtet hatte und beziehen konnte.

²¹⁷ Siehe auch Johanna Rolshoven: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen. Schweizerisches Archiv für Volkskunde 109 (2013), S. 48.

„In diesem Baugebiet, in der Bromberger Straße 10, da wohnte eine Familie Bletzko unten im Keller, und die vermieten einen Raum.“

Autorin: Das waren auch Flüchtlinge?

„Das waren auch Flüchtlinge. Die kamen auch aus Ostpreußen, und die wurden schon, die hatten ihren Keller schon fertig. Und mein Vater, der ist dann mit dem Fahrrad hierher gefahren und hat sich umgehört, ob wir hier irgendwo bleiben können, und da fand sich diese Familie Bletzko, die da einen Keller, sowieso schon beengt wohnen. Ja, die waren zu dritt, einen Sohn hatten sie, nee, zwei, zu viert waren sie. Zwei Söhne, und dann er und sie. Ja und die hatten vermietet an eine Familie Brodder, die wohnte da auch bei den Bletzkos im Keller, weil sie selbst ihren Keller auch noch nicht fertig hatten. Das war der spätere Bäcker Brodder. Die kamen aus Danzig, das waren also auch Flüchtlinge. Und die sind ausgezogen in ihren Keller da oder in ihr Behelfshäuschen, Behelfsheim und da sind wir in diesen Keller gezogen. Das ist so von hier so schräge 'rüber, damals gab es noch keine offiziellen Straßen, das waren alles nur so Wege, so Sandwege waren das und Trampelpfade so, durch die Heidesiedlung hier, durch die Siedlung.“²¹⁸

Der Einzug in den Keller zur Untermiete bei wiederum Fremden geschah zunächst aus praktischen Erwägungen, da die Nähe zum eigenen Bauland den neuen Siedlern den Anfahrtsweg ersparte. Die Wahl des Kellers als Wohnraum entsprang demnach aus einem freien und von den Siedlern selbst bestimmten Entscheidungsprozess, der bereits mit der Fahrradfahrt in das Siedlungsgebiet aktiv einsetzte. Das Wohnen im Keller war trotz der Beengtheit der Beginn eines von den Siedlern als positiv empfundenen Wohnprozesses, weil sie nicht dorthin gezwungen wurden und auch die Aufnahme freiwillig erfolgte. Die Enge und wohnlichen Unzulänglichkeiten im Kellerraum wurden von den Akteuren auch deswegen akzeptiert, weil ihnen durch den Bauprozess visuell vor Augen geführt wurde, dass es nur ein vorübergehender Zeitraum war. Darüber hinaus teilten sie mit den Kellermitbewohnern diese Erfahrung, denn sie hatten ein gleiches Ziel, und die Situation stellte für sie einen kollektiven Wohnraumprozess dar mit einer gemeinsamen Identifikation. Daher war das Teilen des Keller-Wohnraumes etwas Positives, weil es den Weg zu etwas Neuem markierte und in einem neuen Sozialraum stattfand, den sie selber definierten. Während sie im Wohnraum bei der einheimischen Bevölkerung als Fremde wahrgenommen wurden und sich auch so fühlten, weil sie sich dem Raumdiktat der Einheimischen unterordnen mussten, da der Raum bereits definiert war. Deswegen wurde diese Phase des Wohnraumprozesses trotz der Beengtheit auch als Freiraum

²¹⁸ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 1.

wahrgenommen, weil er Bewegungs- und Handlungsfreiheit sowie Repräsentation zuließ. Die gemeinsame Vergangenheit erleichterte schließlich das Zusammenrücken im Keller. Der Einzug in den Keller stellte jedoch zunächst nicht nur rein wohnlich eine Degression dar. Auch das Siedlungsgelände an sich war weder erschlossen, noch waren die Wege befestigt. Somit stellte der Umzug zunächst auch einen zivilisatorischen Rückschritt für die Siedler dar und wirkte auch gleichzeitig wie ein überstürztes Beenden der vorherigen Wohnraumverhältnisse. Auch die räumliche Beengtheit, die sich durch den Einzug in den Keller noch verschlechterte, wurde scheinbar als Bestandteil dieser Inbesitznahme des neuen Sozialraumes in Kauf genommen. Der Einzug in den Keller und somit der buchstäbliche „wohnräumliche“ Abstieg in den Keller wurde somit bewusst anderen Bedürfnissen untergeordnet. Es wurde vielmehr als notwendiger Schritt auf dem Weg zu etwas Eigenem gesehen, und das Wohnen im Keller war dahingehend ein wichtiger Fortschritt im Bau- und Wohnraumprozess. Das Wohnen auf einer Baustelle hat auch eine andere räumliche Komponente: Neben der sozialräumlichen Verortung, die mit dem ersten Spatenstich und dem Ausmessen des Grundstückes einsetzte, visualisierte sich über die Keller für die neuen Bewohner nun auch die Inbesitznahme und Gestaltung ihres neuen Sozialraumes. Das Handelnkönnen durch den Bauprozess an sich und das haptische Eingrenzen und Abgrenzen ihres Wohnraumes markierte ihre neue Existenz und ließ sie nicht mehr länger als Besitzlose, sondern als Land- und Hauseigentümer sichtbar werden. Der Einzug in den Keller war somit ein für die Siedler markanter Wendepunkt im Wohnraumprozess, der trotz augenscheinlicher wohnräumlicher Nachteile einen für die Siedler wichtigen Schritt im Prozess des Ankommens in einem neuen Sozialraum darstellte, den sie bereits mit dem Einzug definierten und prägten, durch den das Handeln der Siedler wiederum ebenso beeinflusst wurde.

Über das Einrichten im Keller

Die Wohndauer in den Kellern in der Heidesiedlung Neu Wulmstorf erstreckte sich häufig über mehrere Jahre. Über diesen Zeitraum mussten die Siedler, sommers wie winters, mit dem Nötigsten im Keller wohnen.

„Da hatten wir so Holzkisten. Die hatten meine Eltern machen lassen die stehen hier im Hause noch auf dem Boden. Das waren so Holzkisten, vom Stellmacher machen

lassen und da hatten wir unsere Habseligkeiten drin. Und in der Mitte wurde die hingestellt, das war dann der Tisch, und rundum saßen wir auf diesen Kisten. Ja, und Betten hatte mein Vater besorgt. Ich weiß nicht woher. Ich vermute aus der Kaserne. Das waren so Eisenbettgestelle und da konnte man auch zwei übereinander stellen.“

[...]

„Wo mein Vater die Herde hergekriegt hat, den Ofen, das weiß ich nicht. Man hat ja auch viel benutzt, was schon gebraucht war, wissen Sie? Aber wo das hergeholt wurde, das kann ich ihnen nicht sagen. Wo der Ofen herkam, das weiß ich nicht. Und ganz zu Anfang hatten wir noch nicht einmal – Fenster hatten wir schon auf Abbezahlung bei einem Herrn Tischler Holz aus Westpreußen, der wohnte auch in der Bromberger Straße, in der Bromberger Straße 8, gleich neben Bletzkos, wo wir dort wohnten. Unten im Keller hatte der seine Werkstatt. Und der hat uns die Fenster gemacht. Und die Tür, da haben wir erst mal eine Decke vorgehängt.“²¹⁹

Die augenscheinliche Notdürftigkeit der Einrichtung, die im Keller von Herrn E. beschrieben wird, veranschaulicht, dass sich der Besitz zunächst nur über den umbauten Raum ausdrückte und somit durch den Kellerrohbau an sich und nicht durch das Mobiliar. Die Beschreibung erweckt vielmehr den Anschein der Funktionalität und weniger der Repräsentation. Dafür spricht auch die variable Nutzung der Kisten, die verschiedene Zwecke auf einmal erfüllen mussten, und ein Priorisieren von praktischen Erwägungen der Bewohner erkennen lässt. Gleichzeitig jedoch machten die wenigen Einrichtungsgegenstände und Möbel einen Entwicklungsprozess deutlich, der sich mit dem Fortschreiten des Hausbaus formierte und entwickelte und durch den die Bewohner aktiv beeinflusst wurden. Die Kisten, welche die Familie bei einem Stellmacher machen ließ, spiegelten zwar einerseits die Notdürftigkeit dieses wohnlichen Charakters wider, jedoch standen sie auch für den Fortschritt im Wohnraumprozess, denn sie wurden von den Bewohnern bewusst bei einem Stellmacher in Auftrag gegeben. Darüber hinaus wurden sie auf ihren persönlichen Wohnbedarf abgestimmt, um multifunktional sowohl als Aufbewahrungsmöglichkeit als auch als Tisch und Sitzgelegenheit zu dienen. Dieses individuell auf den neuen Kellerwohnraum selbstbestimmte Agieren und Anpassen auf den eigenen Bedarf im Wohn- und Sozialraum kennzeichnete zum einen eine Verknüpfungsleistung zwischen dem Kellerraum und dem Sozialraum, in dem sie nun lebten, und zum anderen *ihren* Besitz- und Zuständigkeitsraum, den sie zu *ihrem* Sozialraum erweiterten. Die Keller sowie die Einrichtung waren in ihrer Funktion zwar Provisorien, weil sie einen Über-

²¹⁹ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 6 und S. 7.

gangszustand des Wohnens markierten, jedoch wurden sie von ihren Bewohnern anders wahrgenommen, weil sie einen persönlichen Bezug zu ihnen hatten, zum einen dadurch, dass sie sich diese Unterkünfte selber geschaffen hatten und zum anderen, weil diese selbst geschaffenen Räume auch gleichzeitig ihre Freiräume waren, in denen sie selbstständig und individuell agieren und gestalten konnten und die ihnen Integrität boten. Zwar wurden ebenso wie im Wohnraum der einheimischen Bevölkerung Einrichtungsgegenstände benutzt, die aus dem gleichen sozialen Zusammenhang stammten, da sie bereits gebraucht waren, doch wurden die Gegenstände nun in einen anderen sozialräumlichen Kontext eingebunden. Die Wohnmöbel bekamen einen anderen Bedeutungsgehalt, und mit diesem veränderte sich auch die Wahrnehmung ihrer Bewohner: Der temporäre Raumstatus zuvor bei der einheimischen Bevölkerung wurde nun durch Stabilität im Wohnraum abgelöst. Die Möbel waren nun, wie auch der Wohnraum an sich, geprägt von dem Gestaltungswillen und der Handlungsfreiheit ihrer Benutzer.



Abbildung 4: Weihnachtsfeier mit Bekannten und Nachbarn im Keller der Familie E. Der Kellerraum wirkt durch die Einrichtungsgegenstände und den Weihnachtsschmuck wie ein normaler Wohnraum.

Ein weiterer wichtiger Faktor bei diesem Entwicklungsprozess war jedoch auch die Authentizität, welche die Bewohner durch die Kellerbehausungen erlangten, und welche die Keller dagegen auch für dessen Bewohner widerspiegelte. Auch der Lebensalltag bekam dadurch eine andere räumliche Dimension, dass sich quasi ein Großteil des dörflichen Alltags dieser Siedlung im Keller zutrug, wie das Beispiel des Stellmachers verdeutlicht. Darüber hinaus gab der Keller den Zufluchtsuchenden ein Stück weit Glaubwürdigkeit zurück. Desweiteren standen die Keller auch symbolisch für Sicherheit und Kontinuität, welche die Zufluchtsuchenden zuvor verloren hatten. Die Keller wurden nun von allen Dorfbewohnern wahrgenommen, und die Zufluchtsuchenden waren als Bauherren an diesem Entstehungs- bzw. Entwicklungsprozess aktiv beteiligt. Mit dem baulichen Fortschritt der Häuser verbesserte sich schließlich auch die Wohnsituation ihrer Bewohner.

Die Herausforderungen des Kellerwohnens als kollektive Raumerfahrung

Die notdürftige Art des Wohnens in den Kellern mit dem nötigsten Mobiliar traf für viele Siedler in der Anfangszeit in Neu Wulmstorf zu. Insbesondere im Winter erwies sich die Wohnqualität in den Kellerbauten durch unzureichende Isolierung und Feuchtigkeit als unvorteilhaft und letztlich als unbewohnbar, woran sich Herr E. erinnert:

„[...] heizen konnten wir, aber wissen Sie, es war ja so, wenn Frost kam, dann tropfte das durch. Da, wo ich geschlafen habe im Keller, da tropfte immer aufs Bett von oben. Überall hingen an der Decke, weil das nass war, die Kellerdecke war nass. Und jetzt kam der Frost und drückte das Wasser nach innen rein. Das haben ja nicht nur wir so schlecht erlebt, das haben ja viele andere auch.“²²⁰

Der Keller, dem eine Raumordnung durch seine Bewohner auferlegt worden war, wurde der Funktion als Wohnraum nicht gerecht. Der Gesamtsinn des Kellerwohnraumes musste sich den äußeren Gegebenheiten unterordnen, herbeigeführt durch die Beschaffenheit des Kellers sowie die kalte Jahreszeit. Dadurch entstand eine kollektive Raumerfahrung, bei der die Bewohner in der Siedlung ihre Kellerräume auf gleiche Weise wahrnahmen, wodurch eine zeitliche wie räumliche Überschneidungssituation entstand. Die Bemerkung des Akteurs, dass es viele andere auch so schlecht erlebt haben in der Siedlung, spiegelt das Bewusstsein dieser

²²⁰ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 6.

gemeinsamen Raumerfahrung wider, das diese nicht nur zum allgemein räumlichen Attribut des Kellerraumes in der Siedlung werden ließ, sondern auch des Siedlungsraumes an sich. Ein anderer Siedler, der ebenfalls in der Siedlung Neu Wulmstorf wohnte, erinnert sich:

„Es ging immer in Etappen. Es hat fast ein Jahr gedauert, bis ich die Decke fertig hatte, das habe ich in einem Jahr gar nicht geschafft, weil ich ja auch immer unterwegs war. Ja und nachher kam der letzte Guss rüber. Und durch die Decke ging der Frost so durch, weil wir haben ja schon hier drin gewohnt. Die ganze Decke war ein Raureif, weiß, richtig so eine dicke weiße Schneeschicht, also Frostsicht. Und wenn man dann ins Bett ging und ein bisschen Wärme ausstrahlte, dann haben wir die eine kleine Hexe geheizt. Dann habe ich eine kleine Hexe reingestellt, dann fing die Decke an wie eine Tropfsteinhöhle. Oh, ich bin bald wahnsinnig geworden. Überall, überall an der Decke tropfte es, blubb, blubb, in die Betten rein, überall.“²²¹

Die Parallelen der Erzählungen der Akteure machen auch deutlich, dass sie sich intensiv mit ihrem Wohnraum und Lebensraum auseinandergesetzt haben. Die Beschreibungen in den Interviewausschnitten lassen eine ähnliche Wahrnehmung der Akteure ihres Kellerraumes sichtbar werden, wobei das Tropfen in die Betten anscheinend als größte Belastung beim Wohnen in dieser Jahreszeit gesehen wurde. Nur ist der Umgang mit dieser Raumwahrnehmung unterschiedlich: Während der eine Akteur den Zustand des Kellers als kollektives Problem relativiert, vergleicht der andere Akteur den Keller mit einer Tropfsteinhöhle, wodurch er den Übergriff der äußeren Umstände auf den Wohnraum verdeutlicht und gleichzeitig seinen Kellerraum vom Wohnraum zu einem Naturraum degradiert.

Das Eindringen des Naturraumes in den Wohnraum bei starkem Niederschlag schränkte die räumliche Funktion des Kellers ein und hatte somit auch Einfluss auf die Raumordnung der Siedler. Da sich die Heidesiedlung auf einer Hanglage befindet, passierte es bei starken Regengüssen häufig auch, dass sich die Keller mit Hangwasser füllten, wie Herr E. erzählt:

„Einmal hatten wir den Keller voller Wasser, bei einem ganz starken Gewitter. Da war uns da hinten, wo der Kellereingang ist, [...] und das ist doch hier alles so ein bisschen schräge, unser Grundstück besonders, wir liegen hier so ein bisschen am Berg. Und dann hatten meine Eltern ja auch alles umgegraben, da standen Bäume usw. [...] wie gesagt war mal ganz starkes Gewitter und äh ganz starker Regen und das ganze Wasser mit dieser schwarzen Erde und das ganze Zeug alles in den Keller’runter.“²²²

²²¹ Herr B. (Einheimischer) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 8.

²²² Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 7.

Auch dieses Beispiel zeigt, dass das Eindringen von Wasser in den Keller die größte Beeinträchtigung für das Wohnen im Keller darstellte. Somit hatte nicht nur die Beschaffenheit der Bausubstanz Einfluss auf den Wohnraum der Siedler, sondern auch die des Siedlungsraumes. Der Keller als Ort der Ordnung geriet faktisch in Unordnung durch die Turbulenzen der Natur, wodurch schließlich auch die Repräsentation des Wohnraumes für den Siedler ins verloren ging, was dieser überzeichnet durch das Bild der Tropfsteinhöhle.

Das Bewohnbar-Machen des Kellers zum Wohnraum

Die Beispiele verdeutlichen, dass die Kellerbehausungen nicht einfach bewohnbar waren. Da der verwendete Beton wasserdurchlässig war, mussten insbesondere die Kellerbetondecken so gut es ging abgedichtet werden. Herr E. erinnert sich:

„Ja, und dann hatten wir, dann hatte man uns gesagt, andere hatten das auch gemacht, als Wärmedämmung hatten wir Dachpappe 'raufgelegt auf die Kellerdecke, damit es uns nicht rein regnet. Zement lässt ja Wasser durch. Und über diese Zementdecke hatten wir also Dachpappe ausgelegt. Und auf die Dachpappe, einmal dass der Wind die uns nicht runter schmeißt und zum anderen, dass das auch wärmt, hatten wir Heide abgestochen, so Plaggen, ungefähr so hoch, immer in solchen Größen, und haben das dort oben 'raufgelegt. Als Wärmedämmung und auch als – wie gesagt – als Befestigung. Und der Vater hatte aus Holz Dachrinnen gemacht. [...] ein Holz so und ein Holz so. So zusammengenagelt hier unten irgendwie. Und die Dachpappe ging dann da so rein, das floss dann hier so ab. Das Wasser musste man ja irgendwo so kanalisieren, sonst wäre das uns ja in den Keller gelaufen.“²²³

Der Keller wurde zu einem Raum des Dazwischen, weil er in seiner baulichen Funktion zwar Keller war und daher nicht als Wohnraum geplant war, jedoch als solcher umgenutzt wurde sowie auch nach außen hin diesen Anschein erweckte. Der Kellerraum durchlief eine Metamorphose. Ihm wurde durch seine Bewohner eine andere Alltagsbedeutung zugeschrieben, für die er ursprünglich nicht gedacht war, und die auch nicht mit der baulichen Ausführung zu vereinbaren war. Darüber hinaus lässt die Art des Herrichtens des Kellers auch auf einen längeren Aufenthalt im Keller als Wohnraum schließen. Durch das Anbringen von Regenrinnen und die Verkleidung der Betondecke mit Heidesoden kam der Keller dem äußeren Anschein

²²³ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 7.

eines Hauses zwar näher, jedoch stellte diese Art des Winterfestmachens der Behausung auch gleichzeitig eine Anpassung an die gegebenen Umstände in den Wintermonaten dar, was auch zugleich bedeutete, dass in dieser Periode nicht aktiv am Haus weitergebaut werden konnte. Der Keller musste also zunächst den sozialräumlichen Bedürfnissen der Bewohner angepasst werden, die aus unterschiedlichen Gründen – sei es aufgrund der Jahreszeit oder aus finanziellen Gründen oder aber aus Mangel an Baumaterial – nicht an ihrem Haus weiterbauen konnten. Diese Art der Zwangspause veranlasste die Siedler zu einem anderen Umgang mit sowohl ihrem Sozialraum als auch ihrem Kellerwohnraum. Aufgrund der ökonomischen Situation der Siedler und der knappen Ressourcen wurden die verfügbaren Mittel des Siedlungsraumes zum Bewohnbar-Machen genutzt. Die Heidesoden, die als Wärmedämmung und Dachbefestigung dienen sollten, zeigen darüber hinaus auch den kreativen Umgang und die Handlungsfähigkeit im und mit dem eigenen Sozialraum und dessen Landschaft, die sie in den Bauprozess mit einbezogen. Dadurch passten sie ihre Bauten nicht nur optisch an die Umgebung an, sondern visualisierten ihren Handlungs- und Gestaltungswillen auch nach außen. Durch den kommunikativen Erfahrungsaustausch unter den Siedlern wurde diese Art des Bewohnbar-Machens schnell zu einer gemeinschaftlichen sozialräumlichen Handlung, bei dem ein kollektiver Umgang mit dem Wohn- und Sozialraum erkennbar wird, was nicht nur zu einer räumlichen Überschneidungssituationen der Siedler führte, sondern auch zu einer kollektiven Raumerfahrung – zum einen mit ihrem Sozialraum und zum anderen mit ihrem Keller-Wohnraum.

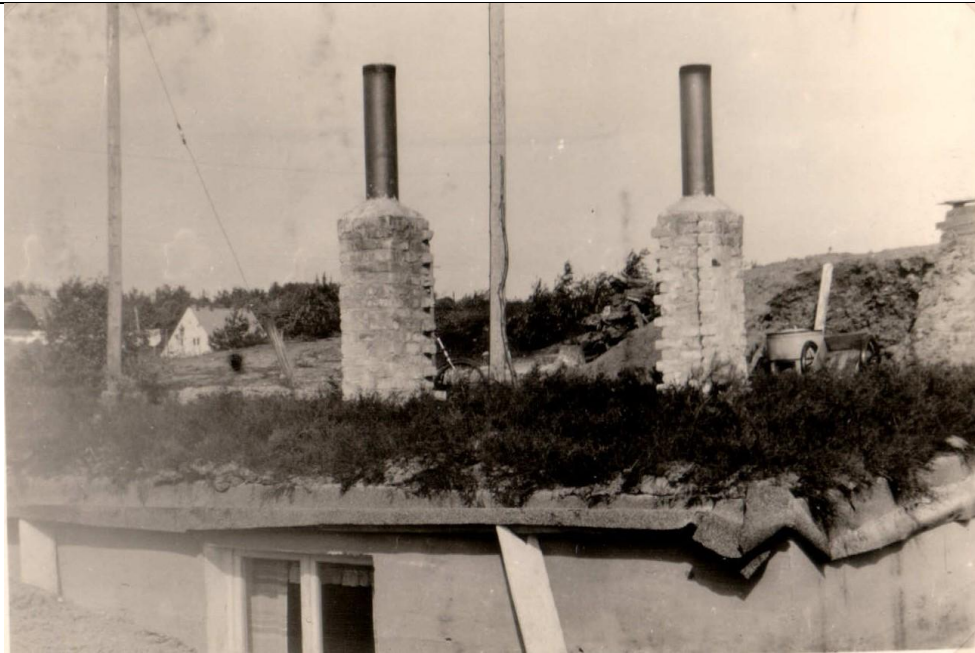


Abbildung 5: Eine Kellerbedachung mit Heidesoden in der Siedlung Neu Wulmstorf.

4. Zwischen Neuanfang und Ausgrenzung – Mechanismen des „Otherings“ in einer Siedlung

Die vorangegangenen Kapitel haben deutlich gemacht, dass die Keller, die durch die Siedler geschaffen wurden, das Wohnen und Leben dieser wiederum entscheidend geprägt haben. Der eigene Keller versprach bereits während der Bauphase ein eigenes Zuhause und eine kostengünstige Alternative zu den behelfsmäßigen Unterkünften bei der einheimischen Bevölkerung. Durch die Zweckentfremdung des Kellers zum Wohnraum barg das Wohnen jedoch auch Herausforderungen, denen die Siedler nur wenig entgegensetzen konnten, wenn es darum ging, dass der Frost das Wasser von der Kellerdecke tropfen ließ oder das Hangwasser bei starkem Niederschlag in den Keller lief. Der Neuanfang im Siedlungsgebiet ist daher zum einen dadurch gekennzeichnet, dass die Siedler sich einen neuen Sozialraum aneigneten und ihn aktiv gestalteten und prägten, die Keller zum anderen jedoch auch ihre Lebensweise und somit auch den Umgang mit ihrem Sozialraum beeinflussten. Das Siedlungsgebiet war jedoch nicht isoliert von der Außenwelt und als Sozialraum nicht getrennt vom dörflichen Kontext.

Insofern wurde der beginnende Bauprozess der Siedlungshäuser, die zunächst nur als Keller aus der Erde ragten, von der restlichen Bevölkerung Neu Wulmstorf ebenso wahrgenommen.

Ein Siedler aus der Siedlung Neu Wulmstorf erzählt:

„Und als die Werkstatt hier praktisch stand über der Erde, da stand hier auf der anderen Seite nur noch ein kleiner Schuppen, da wohnten welche drin. Und sonst war hier nichts, nur Keller, keiner über der Erde. Also es war hier so... »Maulwurfshausen« nannte man uns damals.“²²⁴

Die Bezeichnung der Siedlung als *Maulwurfshausen* sollte vordergründig kein Prädikat als Flüchtlings- und Vertriebenensiedlung darstellen, wie man es bei anderen Siedlungsnamen wie Paprika-Siedlung oder Korea-Siedlung findet, die auf die Herkunft dessen Bewohner verwiesen oder den Unwillen bzw. die fehlende Akzeptanz der einheimischen Bevölkerung ausdrückten.²²⁵ Die Bezeichnung *Maulwurfshausen* war vielmehr eine Anspielung der einheimischen Bevölkerung auf den Sozialraum der Siedler und somit auf das Erscheinungsbild und auf den baulichen Charakter ihres jetzigen Lebensraumes, welcher in der Anfangszeit durch die Kellerbehausungen geprägt wurde, den die Siedler selber geschaffen hatten. Diese Art der Stigmatisierung hatte zwar ausgrenzenden Charakter, der sich jedoch in erster Linie auf die Art des Wohnens und somit auf die Kellerbehausungen Bezug nahm. Es waren also die Keller in dem neuen Siedlungsraum, die diese Wahrnehmungen bei der einheimischen Bevölkerung hervorriefen und die diese mit Maulwurfsbehausungen assoziierten. Somit beeinflusste der Keller nicht nur den Lebensraum der Siedler, sondern wurde auch von außen durch die einheimische Bevölkerung gedeutet. Diese Art der Deutung markierte den Wohnraum der Siedler als den der einheimischen Gesellschaft unterlegen, weil die Bezeichnung zum einen an die Lebensbedingungen der Tierwelt erinnern sollte und somit dem menschlichen Wohnen fremd war und die Siedler somit als *anders* abgrenzte. Der Wortteil „hausen“ nimmt hingegen Bezug auf die schlechten Wohnbedingungen, welche die Einheimischen den Kellern zuschrie-

²²⁴ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 9.

²²⁵ Der Volkskundler Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen hat in seiner Publikation „Wandlungen des volkstümlichen Lebens. Der Einfluß der Umsiedler auf Sitte und Brauch im Bereich der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde“ die in Württemberg gängigen Bezeichnungen von Vertriebenensiedlungen zusammengestellt und aufgearbeitet. Demnach gab es beispielsweise in Württemberg bei hundert Nennungen achtmal eine Paprika-Siedlung und einmal eine Knoblauch-Siedlung. Am häufigsten fiel die Bezeichnung Korea, Neu-Korea und Klein-Korea. Utz Jeggle erklärt diese Bezeichnungen mit dem unbewussten Wunsch der Einheimischen, dass die Vertriebenen sich gegenseitig umbringen und die Überlebenden sich Möglichst weit entfernen mögen. Literaturverweis: Friedrich Heinz Schmidt-Ebhausen: Wandlungen des volkstümlichen Lebens. Der Einfluß der Umsiedler auf Sitte und Brauch im Bereich der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Bd. 1). Hg. v. Alfons Perlick. Salzburg 1955. S. 145–149.

ben. Auch die Tatsache, dass die Siedler abgesondert wohnten und die Einheimischen dadurch keinen Einblick in die Lebensweise der Siedler bekamen, weil sie zum einen außerhalb des Dorfes wohnten und zum anderen der Keller wie ein Versteck wirkte, in dem die Siedler sich den Blicken der anderen entziehen konnten, hatte Einfluss auf diese Kategorisierung. Die Siedler „tauchten“ regelrecht vor den Blicken der einheimischen Bevölkerung ab und entzogen sich auf diese Weise auch der Öffentlichkeit. Diese Art der Ausgrenzung nahm somit zunächst Bezug auf die Wohnumstände und nicht so sehr auf seine Bewohner, die zwar in diese Art des „Otherings“ mit eingeschlossen waren, weil es sich dabei um ihren Wohnraum handelte, sie waren jedoch nicht Bezugspunkt bzw. Ausgangspunkt dieses „Othering“.



Abbildung 6: Frau B. in der Siedlung Neu Wulmstorf vor ihrem Kellerabgang. Der Rest des Hauses ist noch nicht fertiggestellt. Der Kontrast des Wohnens wird durch das im Bildhintergrund bereits fertiggestellte Haus mit Stall visualisiert.

III. Steine herstellen

Die in der Nachkriegszeit gegründeten Siedlungen im Landkreis Harburg stellen Bauvorhaben dar, die überwiegend und teils sogar ganz in Eigenleistung organisiert und erstellt wurden.

Der Zugang der Siedler in den neuen Sozialraum gestaltete sich jedoch ganz unterschiedlich. Während die Siedler in Neu Wulmstorf jeder für sich über das Kellerwohnen einen Weg fanden, ihr Siedlungshaus zu verwirklichen und den neuen Sozialraum für sich zu definieren, waren es anderorts, wie beispielsweise in Nenndorf oder Tötensen, die gemeinschaftlichen Bauleistungen, durch welche die Siedlungen entstanden und durch deren Bauprozess der Sozialraum neu definiert wurde.

Der Ort Nenndorf liegt in der Gemeinde Rosengarten, im Norden des Landkreises Harburg. Die Siedlung Nenndorf stellt ein besonderes Siedlungsprojekt dar, weil hier nicht jeder einzelne für sich Wohnraum geschaffen hat, sondern es wurde jedes Haus in Gemeinschaftsarbeit errichtet. Angeleitet wurde dieses Siedlungsprojekt durch einen Hittfelder Architekten, der 1948 auf die Möglichkeit einer Selbsthilfesiedlung aufmerksam machte, die mit geringen wirtschaftlichen Mitteln auskam. Am 7. Mai 1949 gründete sich schließlich mit 20 Mitgliedern der Selbsthilfebauverein, der seinen Mitgliedern pro Person 1000 Arbeitsstunden im Jahr sowie ein Eintrittsgeld von 5 DM und einen monatlichen Beitrag von 25 DM abverlangte. Bis Ende 1949 wurden in Eigenarbeit Steine für zehn Doppelhaushälften hergestellt. Im März 1950 fingen schließlich die Bauarbeiten auf einem zehn Morgen großen Ackerland am Ortsrand an. Ein Jahr später waren bereits sechs Doppelhäuser bezugsfertig. Die Besonderheit lag nun in der Verlosung der Doppelhaushälften an die Siedler, die sich zuvor auf einen Hausnachbarn verständigt hatten. Ein Jahr darauf war der zweite Bauabschnitt beendet. Die Siedlung Nenndorf stellt ein Bauvorhaben dar, welches von der Baumaterialbeschaffung und Produktion bis hin zum Bau der Häuser in Eigenleistung initiiert, finanziert und durchgeführt wurde. Die folgenden Kapitel sollen schließlich veranschaulichen, wie die neuen Siedler sich ihre neuen Räume zugänglich machten und als neuen Sozialraum prägten.

1. Organisierte Selbsthilfe und Baumaterialbeschaffung

Als Ende der 1940er Jahre die ersten Siedlungen entstehen sollten, herrschte in Deutschland allgemein noch eine sehr instabile wirtschaftliche Situation. Baustoffe wie beispielsweise Zement oder Roheisen waren knapp. Um zunächst die wirtschaftliche Lage zu stabilisieren oder gar zu verbessern, wurden anfangs nur Baumaßnahmen staatlich befürwortet und gefördert, die der wirtschaftlichen Stabilität dienten, wie zum Beispiel der Aufbau von Unternehmen und Industrie.²²⁶ Siedlungsbaumaßnahmen, wie sie bereits Ende der 1940er Jahre im Landkreis Harburg einsetzten, waren deswegen mehr auf Eigeninitiative und Eigenleistung ausgelegt und konnten nicht mit der Versorgung von Baumaterial aus industrieller Fertigung rechnen. Aufgrund des zu großen Baustoffverbrauchs waren Neubauten anfänglich sogar untersagt. Geeignetes Material, wie beispielsweise Öfen, Badewannen, Heizkörper oder Fenster, wurde sogar aus den Ruinen genommen und zum „Wiederaufbau lebenswichtiger Betriebe und Wohnungen“ verwendet.²²⁷ So stellte die Organisation von Baustoffen für den Siedlungsbau ein nicht zu unterschätzendes Problem dar, da es bei solchen Bauvorhaben nicht nur um ein oder zwei Gebäude ging, sondern um eine größere Anzahl von Häusern, die mit ausreichendem Baumaterial versorgt werden mussten. Auch der Schwarzmarkt stellte eine potentielle Quelle für die Beschaffung von Baumaterialien dar, häufig im Tausch gegen Lebensmittel. Insbesondere die abgebrannten Höfe der einheimischen Bevölkerung konnten auf diese Weise wieder saniert und aufgebaut werden. So baute beispielsweise ein Einheimischer aus Itzenbüttel sein Haus 1948 aus 30.000 Trümmersteinen aus Hamburg wieder auf²²⁸. Um die Steine – die es eigentlich nur für ausgebombte Hamburger gab – über die Elbe zu schaffen, benötigte man einen Brückenschein. Viele umgingen dies allerdings, indem sie die zuständigen Personen mit Lebensmitteln und Zigaretten bestachen. Andere Baustoffe erhielt man

²²⁶ So bemerkt Albrecht Bedal hierzu für das heutige Land Baden-Württemberg, dass auf dem Land zunächst die Instandsetzung von beschädigten Ställen und Scheunen zur Sicherung der Lebensmittelproduktion Vorrang vor der Wiederherstellung zerstörter Wohnräume hatte. Nach einem Erlass des württembergischen Innenministeriums vom Juli 1946 wurde für den Wiederaufbau nach Dringlichkeit eingeteilt: zuerst die landwirtschaftlichen Betriebsgebäude, dann die Flüchtlingsbaumaßnahmen. Albrecht Bedal: Zöpfe ab, Hosen an!, S. 116–118.

²²⁷ Ebd., S. 116.

²²⁸ Itzenbüttel, Osterberg, Reindorf. Dorfgeschichte. Hg. v. Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2005, S. 45.

durch den Tausch mit Lebensmitteln wie beispielsweise mit Kartoffeln oder einem Fass eingelegter Heringe.²²⁹

Dies führte dazu, dass sich viele Siedler selbst um Baustoffe bemühten, indem sie diese entweder selber herstellten oder in den Trümmern der nahen Großstadt Hamburg nach geeignetem Material suchten.²³⁰ Der Siedler Herr B. aus Neu Wulmstorf erinnert sich hierzu:

„[...] und ich habe auch mir Träger eingelegt, die habe ich mir aus dem Schrott geholt, neue konnte man sich ja nicht leisten, und die gab es ja auch ganz wenig. Die habe ich mir vom Schrotthändler geholt, die mir dann auf Länge zuschneiden lassen, wie ich sie brauchte, und dann habe ich die von unten eingeschalt, und dann wurde Feld für Feld betoniert.“²³¹

Der Interviewausschnitt veranschaulicht, dass es bei den Baumaterialien nicht nur um den Austausch und die Beschaffung ging. Anhand dieses Austausches zwischen unterschiedlichen Sozialräumen verdeutlicht sich ein Wohnraumprozess, der für die Nachkriegszeit zwar ein typisches Phänomen war, jedoch auch gleichzeitig im entscheidenden Maße den Wandel im eigenen Raum durch andere Räume sichtbar machte. Es wurde ein Wechselspiel zwischen Räumen, bei denen die einen Räume durch die Akteure dekonstruiert und die anderen Räume wiederum konstruiert wurden. Die Baustoffe sind dabei der materialisierte Bestandteil dieser Räume im Bauprozess. Dieser Bauprozess war jedoch nicht herkömmlicher Art, da er sich durch die Wechselwirkung zweier Räume – zwischen Dingen und Menschen konstituierte, die den Prozess durch ihre Aneignungsbewegungen und ihren Gestaltungswillen aufrechterhielten. Mit Hilfe der Baumaterialien ließen die Akteure ihren Wohnraum nicht nur sichtbar werden, sondern gestalteten ihn auch individuell, wodurch der dekonstruierte Wohnraum quasi dem neuen Raum und somit den Bedürfnissen der Akteure angepasst wurde. Darüber hinaus zeugte dieser Wohnraumprozess nicht nur vom Gestaltungscharakter, sondern auch vom Improvisationstalent der Akteure, die im Begriff waren, ihren neuen Wohnraum zu einem Bestandteil eines funktionierenden Sozialraumes zu machen. Die Überführung der de-

²²⁹ Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege (Hrsg.): Itzenbüttel, Osterberg, Reindorf, S. 45f.

²³⁰ Auch der Lehmabbau, bei dem es sich um eine vorindustrielle Bauweise handelt und dessen Bedeutung nach dem ersten Weltkrieg immer stärker verloren ging und nur bei der Selbsthilfebewegung der 1920er Jahre nochmals verwandt wurde, wendete man infolge des 2. Weltkrieges wieder an. Nach der Währungsreform und der darauf folgenden erhöhten Baustoffproduktion wurde der Lehmabbau jedoch nicht weiter verfolgt.

²³¹ Herr B. (Einheimischer) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 8.

konstruierten Räume in Form von Baustoffen auf die Wohnräume der Siedler eröffnete einen neuen subjektiven Raum für die Akteure – einen Erinnerungsraum, denn der neue umbaute Raum der Akteure wurde historisch überformt durch das wiederverwendete Baumaterial. Auch noch Jahrzehnte später wird dies durch die Erinnerung der Akteure fassbar. Diese Häuser wurden zu Transporteuren einer subjektiven räumlichen Erinnerung, die diese Räume verband, erinnerten sie an die Notjahre der Nachkriegszeit und wurden zu Zeitzeugen dieser Zeit. Erst in den 1950er Jahren besserte sich die Situation, so dass nun auch industriell gefertigte Steine für den Bau von Siedlungen ausreichend zur Verfügung standen. So war der Hausbau in Siedlungen immer mit großer finanzieller und materieller Organisation verbunden.

2. Wie Raum über die Steinproduktion konstituiert wurde

Die Herstellung von Steinen für den Hausbau in Eigenleistung war eine Methode, die in weiten Teilen Deutschland unmittelbar nach dem Krieg angewandt wurde. Auch in Nenndorf im Landkreis Harburg wurden die Betonhohlsteine in Eigenleistung der Mitglieder der Siedlergemeinschaft selbst erstellt.

„Die Gemeinde stellte eine alte, teilweise ausgebeutete Kieskuhle, jetzige Straße am Hang, zur Verfügung. Für die Steineherstellung wurden vom Architekten Schulz drei Formen angeschafft, und bereits Ende 1949 hatten wir über 30.000 Betonhohlsteine hergestellt. Größen: 60 x 30 x 25 cm und 60 x 30 x 20 cm für Außen- und Innenwände. Diese Steine reichten zum Bau von zehn Doppelhäusern aus, und alles ohne fremde Hilfe! Für die Stürze über Fenster und Türen holten wir Moniereisen von der gesprengten Autobahnbrücke in Dibbersen.“²³²

Dieser Ausschnitt eines Kurzvortrages eines Siedlers zeugt von einem Prozess, bei dem sich die Siedler ihren Wohnraum durch bzw. mit dem Baumaterial konstituieren. Zum einen ist er Beleg dafür, dass sich die Zufluchtsuchenden den Raum nun „alles ohne fremde Hilfe“ aneigneten, wobei fremde Hilfe hier als etwas nicht Erstrebenswertes gesehen wurde. Sie machten damit deutlich, dass sie sich nun, ohne dabei auf fremde Hilfe angewiesen zu sein, im Raum zurechtfinden und selbstständig im Raum agieren und handeln konnten. Diese Aneignung des Sozialraumes und der Zugang zu diesem geschahen zunächst über das Baumaterial. Dadurch wurde der Wohnraum für die Siedler zunächst anders fassbar. Die genau berechnete Anzahl

²³² Kurzvortrag von S. Groenitz. In: Gemeindearchiv Rosengarten, 01.

und Größe der Steine, die für den Hausbau benötigt wurden, war ein Bestandteil ihres zukünftigen Wohnraumes, welcher zunächst jedoch nur für sie in ihrer Vorstellung existierte und den sie über das Baumaterial assoziierten. Auf diese Weise wurde der Wohnraum beim Produktionsprozess über die Wahrnehmung der Akteure konstituiert.

Auch die Herstellung von Steinen für die Siedlungshäuser in Tötensen erfolgte auf diese Weise. Herr W. erinnert sich:

„Die Steine haben wir selbst gemacht. [...] Da wurden – das muss man sich so vorstellen – da wurde ne Form in verschiedenen Größen, wie man die Steine brauchte, das war eine Eisenform und in dieser Eisenform wurde dann Sand und Zement gemischt. Das wurde dann in diese Form getan und wurde dann schön fest gestampft und dann wurde die Form auf einer ebenen Fläche umgedreht und dann praktisch der Stein ausgeschalt. Das waren also Steine, die man selbst, haben wir also Wochen und Monate, haben wir also nur Steine gestampft. Alles per Hand gemischt zuerst. Und dann bekamen wir von der Firma, die da den, die Sandkuhle hier oben, wo jetzt der von Ähren ist, da war eine Sandkuhle und da haben wir die Steine gemacht. Und dann haben wir den Keller ausgeschachtet, alles per Hand von den vier Doppelhäusern da. Keller bis oben Kellerdecke haben wir selbst gemacht, dann kam eine Firma, eine Maurerfirma, die hat dann das andere gemacht. Und dann kam Zimmerei und alles. Und Arbeiten, die wir dann selber ausführen konnten, die haben wir dann selbst gemacht. Denn man muss sich vorstellen, die Siedlungs- äh Siedlergruppe, die sich hier gebildet hat, die hat das Grundkapital gehabt. Jeden Monat 10 Reichsmark damals und dann nachher 10 D-Mark. Wir haben also monatlich 10 Mark eingezahlt in die Gemeinschaftskasse. Daraus wurden dann diese Formen gekauft und alles solche Sachen. Und dann sind wir im Mai 52 da oben eingezogen.“²³³

Die Siedler entwickelten bei dem Bauprozess zum einen handwerkliche Kompetenzen, weil sie ihr Baumaterial zum Teil selbst herstellen und beim Bau des Hauses helfen mussten, und zum anderen ein soziales Netzwerk, weil sie sich den Wohn- und Sozialraum gemeinschaftlich erschlossen. Dabei setzten sie in Bezug auf den Wohnraum einen Entwicklungsprozess in Gang, den sie schufen, aber auch in Bezug auf den Sozialraum, den sie nicht nur mit ihren neuen kulturellen Praktiken prägten, sondern auch mit ihrem Kollektivismus, der für sie auch außerhalb ihrer Bautätigkeit soziale Relevanz hatte. Bei dieser Baumaterial-Genossenschaft, bei der die Siedler sich aufgrund des gemeinsamen Ziels als Gruppe konstituierten, entwickel-

²³³ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Tötensen. Interview vom 7.07.2005, S. 2.

ten sich auch gleichzeitig neue kulturelle Werte und somit eine neue kulturelle Identität, die im weiteren Verlauf auch Auswirkungen auf das Zusammenleben in der Siedlung hatte. Dieses Modell stellte in der unmittelbaren Nachkriegszeit keine Seltenheit dar. In den 1940er Jahren entstanden viele Siedlungshäuser auf diese Weise auch über den Landkreis Harburg hinaus.



Abbildung 7: Siedler bei der Steinherstellung für die Siedlung Eddelsen 1948.

3. Bauland als Identitätsraum

Neben der Gründung eines Vereins, der Suche nach geeigneten Trägern und ausreichender finanzieller Unterstützung war eine letzte Schwierigkeit, geeignetes bzw. zur Verfügung stehendes Bauland zu finden. Abgesehen von bürokratischen Schwierigkeiten stand dem Verkauf von Bauland auch teilweise die einheimische Bevölkerung skeptisch gegenüber. Und nicht selten wurde Bauland in einer unattraktiven Lage zur Verfügung gestellt oder Land mit für die Landwirtschaft unzureichenden Bodenverhältnissen. Die Siedlerin Frau K. erinnert sich:

„Und dann fand sich die Niedersächsische Heimstätte, ein gewisser Architekt Schulz war das damals. Der hat sich dafür eingesetzt und hat sich damals dieses Grundstück, das vom Frisör aus bis hier oben geht, das hat der aufgekauft und Interessenten gesucht, die sich dafür eigneten, um zu bauen. Und da waren dann auch wir dabei und so haben wir uns unsere Häuser in Eigenarbeit, die Keller alle in Eigenarbeit geschaffen. Ziegelsteine gemacht, bei, da hinter Bohlen war eine Ziegelei. Da haben wir die Steine immer gemacht. Alles selbst gemacht, viel geschuftet alle und das war wunderschön.“²³⁴

Es waren nicht die Siedler, die das Bauland direkt erwarben, sondern Bauland wurde über eine dritte Person erworben. Jedoch konnte das Projekt Wohnraum zu schaffen nur über den Weg der Gemeinschaft erlangt werden, denn es mussten sich verschiedene Bauherren finden, die bereit waren, in Gemeinschaftsarbeit Steine zu erstellen. Die Siedler waren aufeinander angewiesen, denn alle mussten gleichviel arbeiten, um ihr gemeinsames Ziel zu erreichen. Der Kauf des Baulandes war dabei der erste Schritt eines gemeinsamen Zieles, mit dem sie eine Entscheidung für diesen Sozialraum trafen und somit die Entscheidung, zu bleiben bzw. angekommen zu sein.

Das Bauland bildete einen räumlich abgegrenzten Teil des bereits existierenden Sozialraumes, und der Kauf war somit auch gleichzeitig eine Grenzziehung zwischen den Zugezogenen und den Einheimischen – nicht nur räumlich, sondern auch soziokulturell. Gleichzeitig machten sie sich damit jedoch auch einen Teil des Sozialraumes zu Eigen, wodurch sie in die Lage versetzt wurden Baumaterial zu erstellen. Es machte sie zu Besitzern und Akteuren im Raum,

²³⁴ Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen. Interview vom 30.03.2005, S. 2f.

weil sie dadurch einen anderen Handlungsrahmen bekamen, welcher auch andere Handlungsrechte im Raum beinhaltete. Sie waren plötzlich nicht mehr nur *Gast*, sondern wurden zu aktiven Teilnehmern dieses Raumes gemacht, weil sie nicht nur soziokulturell erkannt, sondern auch anerkannt wurden und die Möglichkeit bekamen, sich über ihren neuen Raum zu definieren.

Das Bauland wurde plötzlich zu ihrem eigenen Territorium, welches zu ihrem soziokulturellen Bezugsraum wurde. Dort trafen sie auf andere Gleichgesinnte, mit denen sie sich identifizieren konnten, was wiederum zu einem Gefühl der Übereinstimmung führte, mit dem was sie taten und mit ihrer Umgebung, die sie prägten und die dieses Gefühl für sie erfahrbar machte. Das Bauland wurde somit zu einem Identitätsraum gemacht, der für eine bestimmte Identifikationsgruppe vorgesehen war, welche die gleichen verbindlichen Werte hatte, um diese Projekt durchzuführen. Das Handeln im Raum ist von einer geordneten Umwelt abhängig, von einer Struktur im Raum, welche die Siedler anerkennen mussten, und dessen Werte allen Mitgliedern verständlich sein mussten, um ihr Ziel erreichen zu können, weil sie das Handeln im Raum bestimmten. Gleichzeitig barg diese Gruppenzugehörigkeit jedoch auch eine räumliche wie soziokulturelle Abhängigkeit unter den Siedlern, denn dieser neue Raum war ein Identitätsraum, der zunächst seine eigene kulturelle Ordnung hatte, in dem die Menschen miteinander auf ihre Weise kommunizierten und interagierten, um ihr gemeinsames Ziel zu erreichen. Um Bauland zugewiesen zu bekommen und die Siedlungshäuser bauen zu können, musste sich die Gruppe bestimmten Verhaltensmustern unterwerfen bzw. sie anerkennen, wie beispielsweise bei der Steinherstellung. Im Umkehrschluss bekamen die Siedler mit dem Bauland jedoch ebenso einen kollektiven raumbezogenen Lebensplan geliefert, der ihnen auch Verhaltenssicherheit gab und nach dem sie agieren konnten, indem sie zum Beispiel Steine formten.²³⁵ Anhand dieses Beispiels des Siedlungsraumes wird deutlich, dass die Gruppe den Einzelnen Identität gab und die Einzelnen die Identität der Gruppe bestätigten. Der Raum wird dabei zu einem sozialen Konstrukt, in dem sich Identitäts-, Sicherheits- und Aktionsbedürfnisse kanalisieren.

²³⁵ Die Aufgaben und Pflichten der Siedler gehen aus der Satzung des Selbsthilfebauvereins in Nenndorf hervor sowie aus dem Kurzvortrag von S. Groenitz zur 50. Wiederkehr der Gründung des Selbsthilfebauvereins. In Gemeindearchiv Rosengarten, 01.

4. Das Siedlungshaus als Bedeutungsraum

Der Mangel von fünf Millionen Wohnungen in Westdeutschland nach dem Krieg führte zur völligen Überbelegung des vorhandenen Wohnraums. Für die gesamten 1950er Jahre kann man deswegen noch von Wohnungsnot sprechen. Obwohl eine Wohn- und Nutzfläche von 10 m² pro Person staatlicherseits als angemessen betrachtet wurde²³⁶, entsprach dies oft nicht den damaligen persönlichen Ansprüchen.

Die Bedeutung, die man dem Bau eines eigenen Hauses von Ausgebombten und insbesondere von Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten beimessen muss, ist somit nicht nur durch den Verlust der alten Heimat und der dort zurückgelassenen Besitztümer geprägt, sondern ebenso durch die Wohnverhältnisse und Lebensbedingungen während der Kriegs- und Nachkriegszeit in der neuen Umgebung.

Diese Wohn- und Lebenserfahrungen stellten eine große Belastung für die Familien im Alltag dar, der man, sobald sich eine Möglichkeit ergab, entkommen wollte. Daneben stellte jede Wohnsituation zu dieser Zeit für die Zufluchtsuchenden im Vergleich mit ihrer Wohnsituation in der alten Heimat nicht nur einen Verlust ihres sozialen Status dar, sondern auch ihres sozialen Umfeldes. Unter diesen Gesichtspunkten wird die Wichtigkeit des Baus eines eigenen Hauses besser nachvollziehbar und verständlich. Wie die Siedler den Bau ihres Hauses selber wahrnahmen und welche Bedeutung der Bau eines Hauses für sie hatte, verdeutlicht das Gedicht einer Siedlerin, die zum 20-jährigen Jubiläum der Siedlung in Tötensen ein Gedicht verfasste, in dem sie ihren persönlichen Gefühlen Ausdruck verlieh.

Gedicht von Frau K. aus Rosengarten (sie liest vor):

„Hört meine Worte ihr lieben Gäste,
wir sind gekommen zu feiern ein Feste.
Den Anlass hierzu will kurz ich erklären, (ich möchte vorrausschicken, das dicht ich selber)
Wenn Sie ein bisschen zuhören.
Als wir vor 20 Jahren nur die Vertriebenen waren,
da wurde hin und her gedacht,
was haben wir nur falsch gemacht.
Da blinkte für uns im Dunkel der Nacht ein Lichtlein,
oh wer hätte das gedacht.

²³⁶ Merith Niehuss: Kontinuität und Wandel der Familie in den 50er Jahren, S. 321.

Ein Unternehmen, ein Heimatverein,
setzte sich plötzlich für uns ein.
Wir waren glücklich und waren froh,
wir brauchten kein Bargeld,
nur fleißige Hände, Geduld und so.
zum steten Einsatz, Tag und Nacht
haben wir Steine zum Keller selbst gemacht.
Wir waren der Siedler acht (das sind eben diese Häuser)
und haben stets fleißig geschafft.
Die Hilde, der Hannes (aber die sind jetzt schon alle tot, aber die könnte ich Ihnen di-
rekt jetzt wieder auf dem Bild zeigen)
Die sagten ich kann es.
Der Bruno und die Lotte
Die waren auch schon flotte.
Die Frieda, der Walter, der Paul und die Ella,
der Felix, die Liesel,
wir alle waren fleißig,
wie ein Wiesel.
Vater Müller (übernächstes Haus, ist ja auch schon tot)
Und sein Familienstamm,
gingen auch feste dran.
Auch nicht zu vergessen Familie Grap,
die Mutter schaffte noch, als sie wohnte im eigenen Heim,
aber da griff das Schicksal, das traurige ein.
Ihre Mühe war vergeblich, die Tochter trat das Erbe der Mutter an,
und hielt es in Ehren.
Als wir dann feierten unser Richtfest,
gab es zu vollenden den letzten Rest.
Es war zwar ein Häuschen mit wenig Komfort,
kein Bad, keine Dusche nur Plumpsklo und so.
doch deshalb verloren wir noch lange nicht den Mut,
im Laufe der Jahre wurde alles wieder gut.
Wir waren unser eigener Herr im Haus,
und wer uns nicht passte, den schmissen wir raus.
Wenn unsere Kinder auch oft drüber lachen,
sie sollen das erst einmal selber machen.
Nun möge der Herrgott uns weiter bewahren,
vor Feuer und Wasser und allen Gefahren.
So lasst uns nun heben unser Glas,
und trinken auf das, was wir bislang geschafft.“²³⁷

²³⁷ Frau K. (Zufluchtsuchende) aus Tötensen. Interview vom 30.03.2005, S. 3f.

Das Gedicht von Frau K. spiegelt ihre individuelle Wahrnehmung des prozesshaften Ankommens im Sozialraum wider, bei der sie nicht nur einen Einblick in ihr Raumverständnis gibt, sondern auch durch den Bauprozess an sich versucht ihrem Ankommen im Raum Ausdruck zu verleihen. Das Gedicht verdeutlicht, wie sie den Raum zu ihrer Ausdruck-, Bewährungs- und Verwirklichungsform konstituierte. Ein eigenes Haus versprach für die Zufluchtsuchenden Menschen aus den Ostgebieten und Ausgebombten nicht nur mehr Freiraum und Privatsphäre, über die sie wieder selbstständig und frei verfügen konnten, sondern auch einen Raum, in dem ihre Regeln und Rahmenbedingungen galten und sie ihren Raum somit individuell definieren konnten. Während sie sich in der liminalen Phase dem Raumverhalten und den Regeln der einheimischen Bevölkerung unterordnen mussten, waren die Siedler nach dem Kauf ihres Baulandes und Bau der Siedlungshäuser wieder ihr „eigener Herr im Haus“, und hatten sich darüber hinaus etwas aus eigener Kraft aufgebaut und sich und den anderen Handlungsfähigkeit im Sozialraum bewiesen. Während das verlorene Alte immer unsichtbar und damit nicht existent blieb, war das Neue nun für alle sichtbar. Nach dem erlittenen Statusverlust waren sie nun nicht mehr 'nur die Vertriebenen', wie Frau K. am Anfang ihres Gedichtes ihre Wahrnehmung Ausdruck verleiht, sondern der Bau der Häuser signalisierte nun auch, dass sie auf eine Zukunft im Westen setzten.²³⁸ Sie hatten sich einen Identitätsraum geschaffen, in dem sie sich neu positionieren und als Haus und Grundbesitzer abgrenzen konnten. Der Arbeitswille aller Siedler, die Frau K. einzeln aufführt, steht exemplarisch für die verbindlichen gemeinsamen Werte und das Handeln-Können im Siedlungsraum, wodurch sie sich überhaupt erst diesen kollektiven Identitätsraum schaffen konnten. Auch der Stolz dieser Menschen auf den Neuanfang aus eigener Kraft und die Zuversicht klingt in dem Gedicht von Frau K. aus Rosengarten an.

²³⁸ Andreas Kossert: *Kalte Heimat*, S.110f.



Abbildung 8: Richtfest in der Siedlung Eddelsen 1949.

Dieser Prozess des Ankommens verdeutlicht sich somit nicht nur durch den Bau der Siedlungshäuser an sich, sondern auch und insbesondere durch die räumliche Konstruktion von subjektiven Bedeutungsräumen, welche die Siedler durch diesen Prozess hervorbrachten und ihnen beim Einfinden im neuen Sozialraum halfen.

Die Siedlungshäuser machten die vielen Zufluchtsuchenden zu Hausbesitzern und waren für sie erstrebenswert, da es für die zugezogenen Bauherren einen ganz erheblichen Prestigegegewinn bedeutete. „Zwar blieben sie im Allgemeinen »Flüchtlinge«, doch war das Stigma der völligen Besitzlosigkeit von ihnen genommen – sie waren nicht mehr die »armen Flüchtlinge«, als die sie angekommen waren.“²³⁹ Der Besitz eines Siedlungshauses hatte somit einen integrativen und sozial stabilisierenden Charakter, da das eigene kleine Siedlungshaus soziale Anerkennung in einer vom Besitz geprägten Umgebung bedeutete.²⁴⁰

²³⁹ Andreas Kossert: *Kalte Heimat*, S. 120.

²⁴⁰ Ebd., S. 119.

Und so gibt es wohl kaum eine Gemeinde in der Bundesrepublik, in der seit den 1950er Jahren nicht ein geschlossenes Siedlungsgebiet entstanden ist. Diese Siedlungen sind somit nicht nur ein Charakteristikum der Nachkriegszeit, die vom Ankommen der Zufluchtsuchenden erzählen, sondern sind im besonderen Maße auch Zeitzeugen von Sozialräumen, welche das Raumverständnis der Nachkriegszeit und den individuellen Gestaltungswillen seiner Bewohner widerspiegeln. Straßennamen wie Königsbergerstrasse, Pommernweg oder Stettiner Weg machen sie auch noch heute für alle erkennbar.

IV. Die Entstehung eines neuen Raumes unter administrativer Einflussnahme

Die Siedlungsräume, die im Landkreis Harburg gegründet wurden, entstanden jedoch nicht nur aus der Perspektive der Bauenden, sondern wurden zunächst auch im entscheidenden Maße unter administrativen Aspekten geplant und angeleitet. Wie bereits mit der Einquartierung der Zufluchtsuchenden bei der einheimischen Bevölkerung, traf hier ein territorialer Raumgedanke auf einen sozialen Raumanpruch. Die Administrative sah den neuen Siedlungsraum zunächst als Konstrukt. Deutlich wird dies durch das homogene Erscheinungsbild der Siedlungen, dessen Grundgedanke auf einer einheitlichen Typisierung nicht nur der Gebäude an sich basierte, sondern auch den Handlungsraum vorstrukturierte.

Zwar gehen bisherige Untersuchungen zu den Siedlungen der Nachkriegszeit nicht nur von einem Siedlungstyp, sondern von einer großen Vielfalt von Siedlungstypen aus,²⁴¹ wonach das Bild einer Siedlung oftmals einmalig ist, so dass eine Typisierung schwierig ist²⁴², da „das Gefüge von Gruppierungen und Beziehungen, von kulturellen Formen und Inhalten, das sich bei jeder der Siedlungen mühsam erschließen lässt, zu kompliziert ist und meistens zu einzigartig, als das es sich leicht einem bestimmten Typus einfügte“.²⁴³ Jedoch muss auch unterschieden werden zwischen der administrativen Planung und Konstruktion solcher Siedlungen, die meist auf dem Papier stattfand, und der anschließenden soziokulturellen Überformung des Sied-

²⁴¹ Vgl. Hermann Bausinger/Markus Braun/Herbert Schwedt: Neue Siedlungen, S. 10.

²⁴² In der Forschungsliteratur wurden bestimmte Typenreihen ursächlich und funktional bestimmt. Josef Hanika unterscheidet hierbei mehrere Formen. Auch von geographischer Seite wurde bisher noch keine zusammenfassende Darstellung der Flüchtlingssiedlung gewagt. Gleiches gilt für die volkskundlich-soziologische Erhebung nach Bausinger aus den 1960er Jahren, die ebenfalls keine schnelle Typisierung erlaubt. Siehe hierzu Hermann Bausinger/Markus Braun/Herbert Schwedt: Neue Siedlungen, S. 10; und Josef Hanika: Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung, S. 80f.

²⁴³ Hermann Bausinger/Markus Braun/Herbert Schwedt: Neue Siedlungen, S. 10.

lungsraumes durch seine Bewohner. Um den Hausbau in der Nachkriegszeit zu beschleunigen, wurden zunächst bekannte Thesen wie Rationalisierung der Bauweisen, Typisierung von Bauten und Normung von Baumaterial weiter propagiert und angewendet, um eine Kapazitätssteigerung der Bauwirtschaft und eine Kostenminderung zu erreichen. Insbesondere bei der Normung griff man stark auf die Arbeiten aus nationalsozialistischer Zeit zurück. Die Kostenreduzierung schlug sich dabei in erster Linie in einer Wohnflächenreduzierung nieder. Für die Bauforschung war in der Bundesrepublik hauptsächlich das Institut für Bauforschung e.V. in Hannover maßgeblich, das sich als direkter Nachfolger der Reichsforschungsstelle verstand. So wurde beispielsweise die Entwicklung von neuartigen Wandbausteinen vom Vollstein zum wärmetechnisch besseren Loch- und Leichtstein in Schleswig-Holstein erfolgreich eingeführt. Beispielsweise wurden in Schleswig-Holstein nach dem Krieg „unter Beachtung der festgelegten Grundmaße für Bauteile und Wohnungsabmessungen Wohnungstypen entworfen und für die Wohnungsbauprogramme bestimmte Typen verbindlich vorgeschrieben“²⁴⁴. Bereits 1949 gab die Regierung eine erste Veröffentlichung verschiedener Typen heraus²⁴⁵, ein kleines Einfamilienhaus, drei Reihenhaustypen, ein Zweifamilienhaus sowie ein Geschosswohntyp.

Der Wohnungsbau erhielt in der Nachkriegszeit die Attribute Schlichtwohnungsbau und Kleinwohnungsbau, aufgrund der Ressourcenknappheit. Während sich öffentliche Bauaufgaben den aktuellen Entwicklungen der Architektur anpassten, war es im privaten Wohnungsbau vielmehr die traditionelle Architektur, die sich durchsetzte und das Bauergebnis bestimmte. Diese Wohnungsbauarchitektur war bereits ab den 1920er Jahren entwickelt worden. Daher findet sich für den privaten Wohnungsbau auch erst zu Beginn der 1960er Jahre eine erkennbar neue Bauarchitektur.²⁴⁶

Die Tatsache, dass zwei unterschiedliche Raumvorstellungsmodelle aufeinander trafen, wirft schlussendlich die Frage auf, wie der Siedlungsraum zwischen den Akteuren, die der Administrative und den Siedlern vergeben und ausgehandelt wurde.

²⁴⁴ Inga Jacobs: Die Anfänge des sozialen Wohnungsbaus in Schleswig-Holstein nach 1945 (Magisterarbeit), S. 51.

²⁴⁵ Ebd., S. 51.

²⁴⁶ Thomas Hafner: Sozialer Wohnungsbau in Westdeutschland 1945–1970, S. 11.

1. Organisationsformen und Finanzierung von Siedlungsvorhaben unter politischer Regelung

Raum hat nicht nur soziale, kulturelle und konstruktive Seiten im Zusammenhang mit dem Siedlungsbau, sondern auch eine finanzielle, die wiederum ein wichtiger Bestandteil beim Aneignungsprozess von Raum durch die Administrative ist, genauso wie bei der Vergabe des Siedlungsraumes an die zukünftigen Siedler. Die Organisation und Finanzierung der Siedlungsvorhaben war dabei unterschiedlich geregelt. Um jedoch der Wohnungsnot nach 1945 Herr zu werden, machte sich die Bundesrepublik die beiden Steuerungsinstrumente Wohnraumbewirtschaftung und sozialer Wohnungsbau zunutze. Diese hatten bereits sozialpolitisch eine jahrzehntelange Tradition. Der soziale Wohnungsbau hatte primär die Funktion, die akute Wohnungsnot zu beseitigen sowie zum wirtschaftlichen Wiederaufbau beizutragen, mit begleitenden Sonderprogrammen für Vertriebene, SBZ/DDR-Flüchtlinge, Notunterkunftsbewohner und andere Gruppen.

Nach der Währungsreform wurde zunächst das „Gesetz zur Sicherung von Forderungen für den Lastenausgleich“ vom 2.9.1948 und das Soforthilfegesetz vom 8.8.1949²⁴⁷ verabschiedet und somit eine gesetzliche Grundlage geschaffen. Diese sollten es ermöglichen, die Vorhaben auch finanziell zu unterstützen.

Anfang der 1950er Jahre wurde der soziale Wohnungsbau schließlich durch staatliche Subventionen finanziert, da der Kapitalmarkt noch keine Investitionsreserven besaß. Das Finanzierungsschema für den sozialen Wohnungsbau wurde durch das 1. WoBauG festgelegt, das nach nur wenigen Monaten Beratung Ende März verabschiedet wurde und am 24.4.1950 in Kraft trat. Dabei wurden öffentliche Mittel als Kapitalsubvention gewährt, die in der Regel als zinsverbilligte oder zinslose Darlehen im Finanzierungsrahmen eingesetzt wurden. Als öffentliche Mittel galten nach dem Wohnungsbaugesetz die Mittel des Bundes, der Länder, Gemeinden und Gemeindeverbände, die von ihnen zum Bau von Wohnungen für die breiten Schichten des Volkes bestimmt waren. Von den zentralen öffentlichen Mitteln waren hauptsächlich die Bundeshaushaltsmittel aus dem Einzelplan des Bundesministers für

²⁴⁷ Vgl. hierzu Günther Schulz: Wiederaufbau in Deutschland, S. 149./ Georg Müller und Heinz Simon: Aufnahme und Unterbringung, S. 352ff.

Wohnungsbau von Bedeutung, sonstige Bundeshaushaltsmittel sowie die Lastenausgleichsmittel (Wohnraumhilfe).²⁴⁸

Bereits seit 1918 gab es eine öffentliche Wohnungsbauförderung des Staates, die schließlich 1950 neu konzipiert wurde. Das Gesetz teilte die Förderung in den freifinanzierten Wohnungsbau, bei dem die Förderung durch Aufhebung der Mietpreisbindung sowie der Wohnraumbewirtschaftung erfolgte, in den steuerbegünstigten Wohnungsbau, für den die Wohnraumbewirtschaftung und die beschränkte Kostenmiete nach der Novelle zum 1. WoBauG 1953 aufgehoben war, und in den „öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbau“, für den öffentliche Mittel zur Verfügung gestellt wurden.

Dem ersten Wohnungsbaugesetz waren schon verschiedene Gesetze und Verordnungen der Länder vorausgegangen, denen später auf Bundes- und Landesebene weitere folgten, die den Wohnungsbau unterstützen sollten, wie beispielsweise finanz- und steuerpolitische Maßnahmen in Form eines Kapitalförderungsgesetzes oder das Wohnungsbauprämienengesetz, das Gesetz über Gebührenbefreiung beim Wohnungsbau, das Niedersächsische Gesetz über die Befreiung des sozialen Wohnungsbaues von der Grunderwerbssteuer sowie weitere Bestimmungen. Zu Gesetzen dieser Art gehörten das Baulandbeschaffungsgesetz und das Niedersächsische Aufbaugesetz vom 9. Mai 1949 und 28. März 1951. Aber erst durch das umfassende Ineinandergreifen dieser Maßnahmen konnte der Bau von Wohnungen ermöglicht werden. Die Förderung wirkte sich besonders auf den sozialen Wohnungsbau aus. Die Vergabe der Fördermittel für den sozialen Wohnungsbau war bis 1954 vom Land an die Kreise über einen Verteilungsschlüssel geregelt, welcher in den Jahresbauprogrammen festgelegt wurde. Dabei waren die Bevölkerungsdichte und der Wohnungsbestand für den Verteilungsschlüssel wichtig.

Allgemein üblich für die Organisation von Siedlungsbauvorhaben war zunächst die Gründung eines Vereins oder einer Genossenschaft, der sich die Bauwilligen anschlossen. So wurde zu diesem Zweck beispielsweise in Nenndorf der „Selbsthilfebauverein e.V.“ gegründet und in Steinbeck die Selbsthilfe-Siedlungsgemeinschaft „Heimgarten e. G. m. b. H.“.

²⁴⁸ Gerhard Lehmann: Der soziale Wohnungsbau im Lande Niedersachsen, S. 11f.

Für den Eintritt in einen Verein musste zunächst ein Beitrittsgeld für die Vereins- bzw. Gemeinschaftskasse entrichtet werden. Durch die Gründung solcher Vereine oder Gemeinschaften konnten Siedlungsvorhaben besser durchgesetzt werden und bedeuteten zudem eine finanzielle und soziale Absicherung bei den anfallenden Bauarbeiten, die oft in Gemeinschaftsarbeit ausgeführt wurden. Für die Siedlungen Neu Wulmstorf und Tötensen war zudem für den Bau eines Siedlungshauses Voraussetzung, dass das Paar, welches beabsichtigte zu bauen, verheiratet war. Somit wurde nicht allen ein Platz im Siedlungsraum zugesprochen, sondern der Auswahlprozess unterstand bestimmten Kriterien. Aufgrund der Wohnungsnot versuchte man auf diese Weise den Wohnungsmarkt dahingehend zu steuern, dass der Wohnraum effektiv ausgenutzt wurde, was jedoch auch gleichzeitig Einschränkungen für die Wohnraumsuchenden bedeutete.

Auch die Vergabe der Siedlungsgebiete erfolgte nicht direkt an die zukünftigen Siedler, sondern es wurde eine Zwischeninstanz eingeschaltet, auf die der Raum zunächst übertragen wurde. Daher kann man nicht von einer direkten Raumanewidmung durch die Siedler sprechen, sondern der finanzielle Teil der Raumaushandlung fand über Dritte statt, die im Raum vermittelten. Da Vereine nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht berechtigt waren, selbstständig Kredite aufzunehmen oder Verträge zu schließen, benötigten sie die Unterstützung eines Trägers. Für die Betreuung und Durchführung von Selbsthilfebauten war insbesondere die Organisationsform der Genossenschaft geeignet, die auch die Erstellung von Einzeleigentum berücksichtigte.

Träger solcher Bauprojekte waren unter anderem gemeinnützige Wohnungsunternehmen, die durch ihre Organisationsform prädestiniert für diese Aufgabe waren, denn sie unterstanden dem Gemeinnützigkeitsgesetz und unterlagen somit einer jährlichen Prüfung. Aber auch Bauvereine oder Organe der staatlichen Wohnungsbaupolitik konnten gemeinnützige Träger sozialen Wohnungsbaus sein, ebenso Gemeinden. In einem Schreiben des Landkreises an die einzelnen Gemeinden heißt es 1949:

„Die Förderung des Wohnungsbaues ist gegenwärtig die wichtigste Aufgabe der öffentlichen Körperschaften. Dabei kommt auch den Gemeinden eine ausschlaggebende Beteiligung zu. Zur Durchführung des vom Kreise geplanten umfassenden Wohnungsbau- und Siedlungsvorhabens wurde in der Sitzung des Kreissiedlungsausschusses

vom 29.6.49 einstimmig beschlossen, eine Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht zu gründen, die die Bezeichnung: ‚Gemeinnützige Bau- und Spargenossenschaft Landkreis Harburg e. G. m. b. H.‘ tragen soll.“²⁴⁹

Während es für die Zufluchtsuchenden zunächst um eine neue Bleibe und einen Platz im Sozialraum ging, basierte die politische Siedlungsbaupolitik zunächst auf ganz praktischen Erwägungen und administrativen Praktiken zur Durchführung und Schaffung dieses neuen Siedlungsraumes. Die Frage der Finanzierung wurde somit zu einem konstitutiven Element bei der Rauman eignung, und die finanzielle Situation bei der Planung und beim Bau einer Siedlung hing im entscheidenden Maß von der wirtschaftlichen und politischen Stabilität des Landes ab, die insbesondere Ende der 1940er und Anfang der 1950er Jahre noch nicht uneingeschränkt gegeben war.

2. Zwischen Herkunftsraum und neuem Raum – finanzielle Unterstützung als Medium der Rauman eignung

Als Startkapital für den Bau eines Hauses, insbesondere für Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten, dienten für viele der Lastenausgleich²⁵⁰ und günstige Kredite. Diese finanzielle Unterstützung war jedoch für die meisten nur „ein Tropfen auf dem heißen Stein“. Ein ehemals Zufluchtsuchender schildert dies aus seiner Perspektive:

„Das war auch, damals, wie dieses Lastenausgleichsgesetz war – die früher etwas im Osten besessen hatten, mussten ja nachweisen, was sie hatten, und haben dann Geld bekommen. Aber dieses Geld haben sie ja auch nicht umsonst bekommen. Denn meine Eltern haben ja auch, wie sie das Haus gebaut haben, die haben ja auch sehr, sehr billige Gelder bekommen. Mein Vater hat also für das Geld, für das Haus, hat er ein Prozent Zinsen und ein Prozent Tilgung bekommen. Das war also sehr, sehr günstig. Und daher konnten wir uns ja was erschaffen hier. Nur das musste bezahlt werden. Das haben wir ja nicht geschenkt bekommen. Wir haben hier also, wie die verbreitete Meinung war, wir haben nichts geschenkt bekommen, wir haben uns alles erarbeitet.“²⁵¹

²⁴⁹ Schreiben des Landkreis vom 1. Juli 1949. In: Stadtarchiv Buchholz.

²⁵⁰ Lastenausgleich: Staatliche Leistungen für Personen, die durch Vertreibung und Zerstörung in der Kriegs- und Nachkriegszeit sowie im Zusammenhang mit der Neuordnung des Geldwesens durch die Währungsreform 1948 Schäden und Verluste erlitten haben. Zu den Leistungen für den Lastenausgleich zählen die Unterhaltshilfe, Entschädigungsrenten, Beihilfen aus dem Härtefonds, Hausratsentschädigung, Ausbildungshilfe und Hilfen zum Existenzaufbau sowie gleichartige Leistungen nach dem Flüchtlingshilfe- und Reparationsschädengesetz (Beihilfen und Entschädigungsrenten). Die Durchführung des Lastenausgleichs obliegt den Ausgleichsämtern der Städte und Landkreise, die unter Aufsicht des Bundesausgleichsamtes stehen, das den Lastenausgleichsfonds, ein Sondervermögen des Bundes, verwaltet. Das Sozialhilfe- und Lastenausgleichsgesetz trat am 1. September 1952 in Kraft.

²⁵¹ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Tötensen. Interview vom 7.07.2005, S. 7f.

Der Interviewausschnitt verdeutlicht, dass die finanzielle Unterstützung der Siedlungsvorhaben wiederum Reibungsflächen zwischen den Einheimischen und den Zufluchtsuchenden schaffte. Die obrigkeitliche finanzielle Einflussnahme auf die Vergabe von Bauland schuf Neid bei der einheimischen Bevölkerung. Der Sozialraum hatte nicht nur einen sozialen und kulturellen Wert für die einheimische Gesellschaft, sondern er war auch Bestandteil eines materiellen Wertesystems bzw. einer Werteordnung dieser Gesellschaft. Raum musste man sich somit verdienen bzw. erarbeiten. Diesem Aneignen von Raum lag auch ein Handlungsschema zugrunde, das jedoch aus Sicht der einheimischen Bevölkerung durch die Behörden zu Gunsten der Fremden verschoben wurde. Wer sich Raum wo leisten konnte, wurde auch von der jeweiligen Gesellschaft mit beeinflusst und war soziokulturell verankert. Mit der Einflussnahme von Behörden, Vereinen und Baugenossenschaften ging für die Einheimischen auch gleichzeitig ein Stück weit Transparenz diesbezüglich für ihren eigenen Raum verloren, weil sie keinen Einblick darin hatten, was die Obrigkeit beschloss. Der Lastenausgleich als finanzielle Wiedergutmachung des materiellen Verlustes des verlorenen Sozialraumes stellte für die Zufluchtsuchenden eine Möglichkeit dar, sich quasi in einen neuen Sozialraum einzukaufen. Es stellte auch gleichzeitig einen Abschluss dar, denn mit der Entschädigung war auch der Anspruch auf ihren dortigen Wohnraum materiell abgegolten. Dadurch wurde nicht nur eine finanzielle Grundlage für den Neuanfang geschaffen, sondern ebenso eine neue sozialräumliche Perspektive.

Da diese Unterstützungen jedoch oftmals nicht ausreichten, wurden öffentliche Mittel vom Land Niedersachsen in Form von Landes- und Aufbaudarlehen angenommen. Bei Bauvorhaben, die bereits vor 1948 begannen, war es nötig, begehrte Tauschgüter zu besitzen.

„Wir sind im April 1947 frisch und ohne Hemmungen ans Werk gegangen und haben in diesen finsternen Reichsmarkjahren, in denen an Bauen kaum gedacht werden konnte, wenn man keine begehrten Tauschwerte hatte, die organisatorischen Vorarbeiten leisten können. Zu dieser Zeit hatten wir zwar Geld zum Bauen, aber es war wertloses Geld; Baumaterial gab es nicht dafür. Nach der Währungsreform sah es plötzlich ganz anders aus. Da gab es plötzlich Baumaterial, aber wir hatten kein Geld mehr.“²⁵²

²⁵² Heinrich Wilhelm Pröhl: Die Steinbecker Siedlung „Heimgarten“, S. 68.

Der Auszug aus den Erinnerungen eines Siedlers über die Steinbecker Siedlung Heimgarten macht die Diskrepanz und Ungleichzeitigkeit im Siedlungsraum zwischen der finanziellen Situation der Bauwilligen und des Baumaterials deutlich. Beides wurde von den Siedlern benötigt, um sich den Raum anzueignen und ihn nach ihren Vorstellungen zu gestalten. Darüber hinaus unterschied sich das Verständnis staatlicher Unterstützung bei diesen Bauvorhaben von Seiten der Antragsteller von dem der Bauherren. Insbesondere aus den Gesprächen wurde deutlich, dass zwar die finanziellen Mittel durch staatliche Zuschüsse begünstigt wurden, jedoch die Initiative und Unterstützung für solche großen Bauvorhaben fehlten. Oft war es die Eigeninitiative der betroffenen Bevölkerung, die sich in Vereinen organisierte und derartige Siedlungsprojekte in die Wege leitete und vorantrieb. Frau B. bemerkt hierzu: „Der Staat hat uns im Grunde gar nicht so geholfen, da musste man sich selber hinterklemmen, so wie wir.“²⁵³ Und Herr B. ergänzt:

„Der Staat hat uns überhaupt gar nicht geholfen, geholfen hat uns nur die Nordwestdeutsche, dass wir bauen konnten und dass wir Gelder bekamen, vom Staat habe ich hier nichts gemerkt. [...] Nee, ganz und gar privat ist das hier angefangen, alles.“²⁵⁴

Die Siedler sahen sich nicht ausreichend finanziell unterstützt vom Staat, und es verlangte sehr viel Eigeninitiative. Sie mussten nun selber aktiv werden und wurden nicht mehr durch den Raum geleitet. Der Missmut, der in dem Interviewausschnitt anklingt, war für viele Zufluchtsuchende jedoch auch Antrieb, es aus eigener Kraft zu schaffen und sich etwas Eigenes aufzubauen. Sie waren somit aus dem Status der „Schwellenwesen“ herausgetreten und mussten jetzt selber Verantwortung für ihr Handeln übernehmen.

Ein weiteres Problem stellte jedoch auch die Liquidität größerer Bauvorhaben dar. Wo es bei kleineren Siedlungsvorhaben keine Schwierigkeiten gab, bereitwillige Träger und genügend finanzielle Mittel für derartige Vorhaben zu erhalten, ergab sich dieses Problem bei größeren Projekten wie beispielsweise in Neu Wulmstorf sehr wohl. Viele potentielle Träger solcher Siedlungsvorhaben hatten noch nicht die wirtschaftliche Stabilität erreicht, um finanzielle Unterstützung in dieser Größenordnung zu leisten. Bei den staatlichen Zuschüssen sah es ähnlich aus. So konnten bei Großprojekten erst nach längerer Sondierung geeignete Träger für die

²⁵³ Frau B. (Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 5.

²⁵⁴ Herr B. (Einheimischer) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 5.

Finanzierung gefunden werden. Derartige Verzögerungen bei akuter Wohnungsnot und notdürftig untergebrachten Menschen erweckten bei vielen Unverständnis und Unmut, umso mehr, wenn solche Bauvorhaben durch fehlende Bauträger²⁵⁵, wie in Neu Wulmstorf zunächst, eingestellt wurden.

Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 begannen schließlich auch langsam die Länder und vor Ort die Gemeinden Bauvorhaben zu planen und zu finanzieren, um der Wohnraumnot Abhilfe zu schaffen. So beschloss beispielsweise am 13. März 1950 die Gemeinde Jesteburg ein eigenes Wohnungsbauprogramm. Demnach sollten zwei Doppelhäuser mit insgesamt acht Wohnungen errichtet werden. Ein drittes Doppelhaus wurde noch im gleichen Jahr beschlossen. Finanziert wurden diese Bauvorhaben teils über ein Darlehen der Kreissparkasse Harburg, teils über Zuschüsse aus Landes- und Kreismitteln im Rahmen des sozialen Wohnungsbaus sowie über die Gemeinde selbst.²⁵⁶ Wie sich die Organisation und Finanzierung im Ganzen bei Siedlungsbauvorhaben gestaltete, wird exemplarisch an der Siedlung Steinbeck im Landkreis Harburg veranschaulicht:

Nördlich von Buchholz, mitten im Landkreis Harburg, liegt die Gemeinde Steinbeck. Bereits unmittelbar nach dem Krieg 1946 entschloss sich diese Gemeinde, für Ausgebombte und Bombengeschädigte sowie Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten eine neue Siedlung zu gründen. Ein Jahr darauf wurde dieses Vorhaben schließlich ausgeführt. Da der Bau der Siedlung noch zur Zeit der Militärregierung erfolgte, musste diese zunächst das Bauvorhaben genehmigen. Im Mai 1947 wurde schließlich die Selbsthilfe-Siedlungsgemeinschaft Heimgarten in Steinbeck als eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftung ins Leben gerufen und beim Amtsgericht in Tostedt in das Genossenschaftsregister eingetragen. Die geplante Siedlung sollte 50 Familien ein neues Zuhause bieten. Ein Bauer stellte 25 Morgen am Kattenberg als Erbbaugelände auf 99 Jahre zur Verfügung. 1949 begann schließlich der Siedlungsbau. Die einzige finanzielle Grundlage bildeten zunächst Bauspargelder in Höhe von 5.000 DM. Träger dieses Siedlungsvorhabens war die Niedersächsische Heimstätte, die das Bauvorhaben organisierte und insbesondere die finanziellen Voraussetzungen schuf.

²⁵⁵ Ein Bauträger ist ein Unternehmen, das Häuser oder Wohnungen plant, baut und dann verkauft.

²⁵⁶ Dirk Stegmann: Jesteburg 1850–1972: Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Alltagskultur, S. 182.

Um jedoch eine Unterkunft zu haben, wurden anfangs 14 der im Bauplan vorgesehenen massiven Stallgebäude mit einer Grundfläche von 64 m² errichtet. Diese sollten vorerst als Behelfsheime dienen und später, wie ursprünglich vorgesehen, zu Stallungen umgebaut werden. Der Bau dieser provisorischen Unterkünfte wurde selbst finanziert. Organisiert wurde die Selbsthilfe der Siedler durch einen Architekten aus Hittfeld. Im Juni 1950 war schließlich der erste Bauabschnitt fertig, und es konnten neun Doppelhäuser errichtet werden. In den folgenden Jahren bis 1956 entstanden in vier Bauabschnitten 50 Doppelhäuser mit insgesamt 100 Wohnungen. Dieses Siedlungsvorhaben bot ungefähr 355 Menschen neuen Wohnraum. Nach Beendigung der Baumaßnahmen wurde die Genossenschaft aufgelöst und stattdessen der Siedlerverein gegründet.²⁵⁷

3. Über das Zuteilen von Siedlungsraum

Die Vergabe von Siedlungsland

Nachdem die finanziellen Rahmenbedingungen für den Siedlungsbau von Seiten der Behörden geschaffen waren, musste schließlich geeignetes Siedlungsland gefunden werden. Allgemein war die Raumvergabe so organisiert, dass der Raum im Landkreis Harburg auf einer Nord-Süd-Achse durch Wohnungsbestand im Norden verdichtet und zum Süden auslaufen sollte. Allerdings wurden die Baugrundstücke zunächst wahllos ausgewiesen, ohne Bauleitplanung oder einen Bebauungsplan, da das Bundesbaugesetz erst 1960 verabschiedet wurde. Was sich heute häufig aufgrund des Wachstums vieler Ortschaften nicht mehr erkennen lässt, ist, dass der überwiegende Teil der Nachkriegssiedlungen außerhalb von Ortschaften entstanden ist.

Frau H.: „Drüben die Siedlung war überhaupt nicht. Wenn Sie hier zurück fahren und dann links rüber, die Siedlung war überhaupt nicht, überhaupt nicht. Und hier am Osterberg war auch nicht, wenn Sie rechts hoch fahren und dann runter, das ist auch nichts gewesen, da waren nur drei vier Häuser, das andere ist alles weitaus später, weitaus später, denn da war ich ja schon in Ashausen, 61 haben die erst gebaut am Osterberg, noch später.“

Herr H.: „Da war ja auch keine Brücke, nur ein Brett über den Bach.“

²⁵⁷ Wilhelm Pröhl: Die Steinbecker Siedlung Heimgarten, S. 68.

Frau H.: „[...] Und die Realgemeinde ist ein Verband von mehreren Bauern, die zur Realgemeinde, und die mussten das zur Verfügung stellen. Die haben das Land zur Verfügung gestellt, mit einem Vorkaufsrecht, dass die Leute das irgendwann mal kaufen können.“ [...]

Ne, das waren die Bauern im Dorf, da waren die Bauern im Dorf. Die haben nur außerhalb was gegeben von der Realgemeinde. Friedhof haben sie gegeben von Realgemeinde, ist auch außerhalb. Immer nur das außerhalb ist. Friedhof ist meistens außerhalb. Aber trotzdem, ist ja von der Realgemeinde.“²⁵⁸

Die Erzählung des Ehepaares in diesem Interviewausschnitt zeigt, dass es nicht die Siedler waren, die ihren Siedlungsraum selbst wählen konnten, sondern dass es die Aufnahmegesellschaft war – und in dem angeführten Beispiel die Bauern – die den Raum kontrollierten und begrenzten. Den zukünftigen Siedlern wurden somit bestimmte soziale Räume zugewiesen. Die Platzierung dieser Siedlungsgebiete, die außerhalb der Ortschaften lagen, wie es auch in dem Interviewausschnitt anklingt, war zudem auch der Versuch einer Kategorisierung, die verdeutlicht, dass die Siedler immer noch als Fremde wahrgenommen wurden, denn die Platzierung der Siedlungen war nicht nur eine politisch motivierte geographische Handlungsstrategie der eigenen Positionierung und Grenzziehung der einheimischen Gesellschaft, sondern hatte auch eine soziale und kulturelle Dimension, aus deren Spannungsfeld sich Repräsentationsstrategien der Fremd- und Selbstinszenierung ergaben²⁵⁹. Auf diese Weise wurden nicht nur politische, kulturelle oder soziale Grenzen gezogen, sondern auch symbolische Grenzen im Raum, was sich am Beispiel des Interviewausschnittes zum einen durch den Bach veranschaulichen lässt, der das Siedlungsgebiet von der Ortschaft trennte und über den es keine Brücke gab, sondern nur ein Brett, über das man gehen musste, um von der einen Seite zur anderen zu gelangen; und zum anderen anhand des Friedhofes, dessen Platzierung mit der der Siedlung verglichen wurde, da dieser ebenso wie die Siedlung außerhalb des Dorfes lag. Auch auf diese Weise wurden die Siedler, die überwiegend Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten waren, als fremd benannt und bezeichnet und es zeugte gleichzeitig auch von einer Form der Kategorisierung und Einordnung dieser Fremden in *ihre* Gesellschaftsordnung, die jedoch im Umkehrschluss in ihrem Sozialraum wiederum auch Fremdheit erzeugte.

²⁵⁸ Herr und Frau H. (Zufluchtsuchender und Einheimische) aus Ashausen. Interview vom 30.07.2007, S. 2.

²⁵⁹ Siehe hierzu Peter Niedermüller: Studien zur sozialen Taxonomie des Fremden, S. 11.

„Denn man muss sich vorstellen, wer hat damals Land verkauft an die Flüchtlinge – keiner.“

Autorin: Warum nicht?

„Man wusste ja nicht, ob wir bleiben. Das stand ja nicht fest. Und dann wurde ja praktisch von der Regierung, von der britischen Zone damals, wurden dann eben Gelder zur Verfügung gestellt und dann musste die Siedlungsgruppe sich eben darum kümmern. Die Niedersächsische Heimstätte, die ja damals hier das Geld von der Regierung bekommen hat für den Bau der Häuser, die hat dann dafür gesorgt, dass wir dann von irgendwo Land her bekamen. Damals war dann hier der Friseur, der hatte ja auch schon aufgemacht hier, der wollte sich dann erweitern und dazu brauchte er Geld und darum hat er dann Land verkauft und wir haben denn da gebaut. Es war auch im Gespräch hier unten in der Siedlung, dort unten zu bauen, nur da war nicht genügend Land, da konnten wir nicht die vier Häuser hinstellen. Wir mussten also mehr Land haben und da haben wir das denn da oben hingebaut. Das Land da unten hat ja der Gemeinde gehört.“²⁶⁰

Die Aussage dieses Siedlers, der als Zufluchtsuchender in den Landkreis Harburg kam und in Tötensen ein Siedlungshaus gebaut hat, macht auch die politische Unsicherheit deutlich. Ob die Zufluchtsuchenden ihren Raum im Osten wiederbekamen, spielte in den ersten Nachkriegsjahren eine Rolle beim Prozess des Ankommens und somit bei der Raumverteilung, nicht nur für die zufluchtsuchenden Menschen, sondern auch für die einheimische Gesellschaft. Solange die Zufluchtsuchenden sich in ihrer Heimat verorteten und auch politisch dort räumlich verortet wurden, war ein Neuanfang schwer, denn es bedurfte nicht nur des Willens der Ankömmlinge, sondern auch der Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft, damit das Ankommen im Raum gelang. Oftmals half schließlich die beginnende Motorisierung der Landwirtschaft und mittelständischer Betriebe, die viele Bauern zwang, in ihren Betrieb zu investieren, um konkurrenzfähig zu bleiben, wofür viele Land verkaufen mussten, um die Investitionen finanzieren zu können. So führten nicht nur die Zufluchtsuchenden, sondern auch die fortschreitende Technisierung und Motorisierung zu anderen räumlichen Strukturen und somit zu einer Umstrukturierung in den Dörfern auf verschiedenen räumlichen Ebenen: geographisch, sozial sowie kulturell.

²⁶⁰ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Tötensen. Interview vom 7.07.2005, S. 2f.



Abbildung 9: Die Siedlung Emmelndorf in der Entstehung. Das Foto visualisiert die Abgeschlossenheit der Siedlung, die inmitten von Ackerland angelegt wird.

Nachdem der Siedlungsraum vergeben worden war, gestaltete sich die Zuteilung der einzelnen Baugrundstücke und schließlich auch der Häuser sehr unterschiedlich. Während in der Siedlung Neu Wulmstorf zum Beispiel die Baugrundstücke den Erstinteressierten angeboten und verkauft wurden und diese sich dann selbstständig um den weiteren Bauprozess kümmern mussten, wurden die Grundstücke in Nenndorf und Tötensen in Gemeinschaftsarbeit bebaut und anschließend mit den einzugsfertigen Häusern verlost.

„Es ist ja so, die Eddelser Siedlungshäuser, diese fünf Doppelhäuser sind zuerst entstanden. Also eben 48 angefangen, 50 bezugsfertig. Fast zeitlich versetzt, fast gleichzeitig wurde dann in Emmelndorf am Bahnhof auch was gebaut. Und per Los wurde eben gezogen, wer wo in welche Häuser reinkam. Und ich glaub, ich hatte auch ge-

schrieben, dass mein Vater also sehr glücklich darüber war, dass er also in dem Haus die Haushälfte kriegte, wo er meinte am meisten gearbeitet zu haben.“²⁶¹

Die Erzählung der Siedlerin veranschaulicht, dass die Organisation solcher gemeinschaftlicher Bauprojekte nicht von den Behörden der Kommunen und Gemeinden erfolgte, sondern durch gemeinnützige Vereine, die zu diesem Zwecke gegründet wurden und ein Mittel der Strukturierung darstellten, damit solche Projekte einen geordneten Ablauf erfuhren. Die Verlosung der einzelnen Häuser bzw. Haushälften wirkt auf den ersten Blick als ein Akt der Willkür und nicht sonderlich strukturiert. Auf dem zweiten Blick verrät diese Art der Grundstücksvergabe jedoch eine Strukturierung im doppelten Sinne. Aufgrund dessen, dass die Siedler nicht im Vorfeld wussten, welches der Grundstücke mit Haus sie zugesprochen bekamen, wurden auf diese Weise ihre Handlungen im Raum während des Bauprozesses strukturiert und geleitet, weil sie dadurch zum gemeinschaftlichen Handeln, zur Organisation und einheitlichen Arbeitsverteilung angehalten wurden. Darüber hinaus hatte jeder Siedler eine bestimmte Anzahl an Arbeitsstunden abzuleisten. Das Ziel dieser Art der Raumvergabe bzw. -einteilung hatte also zum einen eine rückwärtsgerichtete Strukturierung der Handlungen im Siedlungsraum im Sinne; und zum anderen war es auch eine vorwärtsgerichtete Ordnungsstrategie, die den Siedlern durch das Ziehen des Loses die Verantwortung im Raum zurückübertrug. Dadurch, dass ihnen ihr Eigentum nicht von außen, also durch Andere übertragen bzw. zugeteilt wurde, sondern sie durch das Losziehen selber „Herr ihres Schicksals“ waren, wurde ihnen auf diese Weise die Handlungsmacht im Raum zurückgegeben, als Akt der persönlichen Entscheidungsfreiheit.

„Ja und diese beiden hier diese, die waren natürlich insofern blöde dran, dass die Eddelsener, nachdem sie ihr Los gezogen hatten und in ihre Häuser eingezogen waren, denen ja nicht mehr geholfen haben, oder wenig. Das waren ganz wenige Leute, die denn noch mal abends nach Feierabend hingekommen sind und beim Ausschachten geholfen haben, die haben hier geholfen, die haben da geholfen. Das war also nicht so berauschend. So das die meistens auf sich alleine angewiesen waren. Es sei denn Großkampftag war angesetzt, dass sie alle mussten, weil ausgeschachtete werden musste, weil nächsten Tag Mörtel oder irgendwas kam, ne.“²⁶²

²⁶¹ Frau P. (Zufluchtsuchende) aus Tostedt. Interview vom 24.10.2007, S. 2.

²⁶² Herr H. (Zufluchtsuchender) aus Emmelndorf. Interview vom 18.07.2007, S. 2.

Die Aussage eines Siedlers aus Emmelndorf macht deutlich, dass sich mit der Losziehung und der Zuteilung der Häuser aus einem kollektiven Bauprozess wieder eine individuelle Handlungsstruktur entwickelte. Die Verlosung, die zur gemeinsamen Arbeit verpflichten sollte, leitete auch eine veränderte Wahrnehmung im Raum ein. Unterstand zunächst noch der gesamte Siedlungsraum einem kollektiven Raumwahrnehmungsprozess, bei dem die Siedler den Wohnraum als gleichwertig annahmen, leitete die Losziehung einen Wendepunkt der Wahrnehmung des Wohnraumes ein, bei der die Siedler nun ihren Wohnraum vor dem der anderen priorisierten. Er stellte nun faktisch ihr persönliches Territorium dar. Der Konflikt, der sich daraus für die Siedler ergab, verdeutlicht sich in der Diskrepanz dieses Wohnraumkonzeptes zwischen einem gemeinsamen Handlungszwang und einer mit der Verlosung auf sie übertragenden Handlungsfreiheit. Die Zuteilung eines Raumes veranlasste zu einem anderen Raumverhalten, weil sie nun ihrer eigenen Raumordnung folgten, aufgrund dessen, dass sie ihr Ziel erreicht hatten und das obrigkeitliche Ordnungsprinzip in ihrem Raum seine Wirkung verloren hatte. Dieses Beispiel veranschaulicht auch, dass es weniger der Zusammenhalt der Menschen in der Siedlung war, die das Siedlungsprojekt zu einem positiven Abschluss brachten, sondern vielmehr die obrigkeitlichen Strukturvorgaben, welche die Siedler bei derartigen Bauprojekten zu einem kollektiven Handeln veranlasste.



Abbildung 10: Siedler beim Ausheben eines Kellers in der Siedlung Emmelndorf. Im Bildhintergrund sind bereits fertiggestellte Häuser zu erkennen.

4. Der Einfluss der Raum-Vorschriften auf das Wohnen und Leben in der Siedlung

Das Siedlungshaus als Bestandteil einer Raumordnung

Die einheitlichen Haustypen in den Siedlungen sollen im Folgenden noch einmal spezifiziert werden. Inwieweit hat diese Typisierung den Wohnungsbau beeinflusst? Welche Auswirkungen hatten diese Vorschriften auf den Wohnungsbau tatsächlich und wo lassen sie sich im Wohnraum wiederfinden? Zum einen definierten sich die Siedlungshaustypen über ihre Grundform bzw. ihr äußeres Erscheinungsbild mit ihren typischen Merkmalen: Stallgebäude und Garten- bzw. Ackerland. Diese Besonderheiten sind es schließlich, die dem Betrachter als charakteristisch auffallen und in ihrer einheitlichen Ausführung typische Merkmale einer Siedlung sind. Kleinere Veränderungen, Unterschiede oder Abweichungen an den Gebäudetypen fallen dabei nicht schwer ins Gewicht, da diese immer, wie bei anderen Haustypen auch (z. B. Hallenhaus, Gulfhaus etc.), einem soziokulturellen Wandel unterworfen waren. Am Beispiel der Siedlung Neu Wulmstorf lassen sich zwei unterschiedliche Siedlungshaustypen

festmachen: das Doppelhaus mit Stallgebäude sowie das Einfamilienhaus mit Stallgebäude. Ein Großteil der Häuser war durch den Bau der Kellerbehausungen bereits begonnen worden. Dies führte dazu, dass die Abmessungen und Raumaufteilungen von den Siedlern selbst festgelegt wurden.

So stellten die ersten vier Bauabschnitte der Siedlung Neu Wulmstorf keine geschlossenen Baumaßnahmen, sondern Einzelbauvorhaben dar. Aufgrund dessen war es nach Ansicht der zuständigen Bauaufsicht nicht möglich, eine einheitlich Typenbezeichnung für die bereits begonnenen Siedlungshäuser zu vergeben.²⁶³ Das darf jedoch nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch hier gewisse Vorschriften galten, zu deren Einhaltung jeder Bauherr angehalten wurde. Der fünfte Bauabschnitt entsprach nach Meinung der Bauaufsicht schließlich einem einheitlichen Bautyp, der aus den Erfahrungen der vorhergehenden Bauabschnitte heraus in der Raumanordnung und im Ausmaß entwickelt wurde, um eine möglichst einheitliche Angleichung der Raumanzahl und Wohnfläche zu erzielen.²⁶⁴

In der äußeren Gestaltung versuchte man die Siedlungshäuser einander formgerecht in Dachneigung, Fensteranordnung und -teilung sowie in der Traufhöhe anzugleichen und so ein geschlossenes und einheitliches Siedlungsbild zu erreichen.



Abbildung 11: Bereits bezogene Doppelhäuser in der Siedlung Eddelsen. Auf dem Foto kommt die Uniformität der Häuser zum Ausdruck.

²⁶³ Neu-Wulmstorf. Kleinsiedlungen in Niedersachsen. Sonderdruck/Heft Juli 1956 (= Mitteilung des Deutschen Siedlerbundes Landesverband Niedersachsen e. V.). In: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf.

²⁶⁴ W. Heilmann: Das Haus, S. 5f. In: Gemeindearchiv Neu Wulmstorf.

Die Bautypen, die sich im Bauabschnitt fünf genau bestimmen lassen, sind das Doppelhaus SD 54/1 E²⁶⁵ und das Einzelhaus SE 54/23 E mit ca. 440 m³ umbautem Raum. Im Erdgeschoss waren für diese Siedlungstypen die Stammsiedlerwohnung mit ca. 47 m² und im Obergeschoss die Einliegerwohnung mit ca. 39 m² Wohnfläche vorgesehen. Ein abgeschlossenes Treppenhaus sollte für störungsfreien Verkehr zwischen den beiden Wohnparteien sorgen. Die Erdgeschosswohnung war in Flur, Küche mit Speisekammer, Wohnzimmer und zwei Schlafzimmer, Kammer und Abstellkammer untergliedert. Den Dachboden konnte man über eine einklappbare Leiter durch eine Luke vom oberen Treppenflur erreichen. Die Häuser sind zu drei Vierteln unterkellert. In den Kellern befanden sich die gemeinsame Waschküche mit Vorraum und einem Ausgang zum Hof. Das freistehende Stallgebäude enthielt einen Stallraum für den Stammsiedler und für jede Wohnung einen Trockenabort. Das Haus hatte Anschluss an das elektrische Ortsnetz und an das Wasserversorgungsnetz der Stadt Hamburg und erhielt in der Waschküche einen Wasserhahn. Die Bauten wurden in einfacher, handwerksge-rechter Weise ausgeführt: der Keller als Ringmauerwerk aus Beton oder Kellerwandsteinen, das Erdgeschoss als zweischaliges Mauerwerk aus Kalksandsteinen oder aus Ziegelsplitt-hohlblocksteinen, die Trennwände aus Kalksandsteinen. Die Kellerdecke wurde als bewehrte Hohlkörperdecke hergestellt. Die Dächer wurden als steile Satteldächer mit gebrannten Pfannen eingedeckt und erhielten Dachrinnen und Schornsteinfassungen aus Zinkblech. Der Außenputz wurde zweilagig als Edelspritzputz ausgeführt. Keller und Treppenhaus wurden mit Betonfußböden, die Wohnungen mit einfacher Holzdielung belegt und die Treppe zum Keller aus Betonstufen sowie die Geschosstreppe als gestemmte Holztreppe. Die Stromversorgung wurde als Unterputzinstallation ausgeführt. Die Wohnungen erhielten einfache Fenster, glatte Türen, z. T. mit Oberlicht, einfache Leimfarben- und Ölanstriche sowie transportable Herde, Öfen und Waschkesselöfen. Die Ausführung macht deutlich, dass sich die Typisierung bis ins kleinste Detail im Haus fortsetzte, einzig die Wahl des Mobiliars schien den Siedlern selbst überlassen zu sein.

„Unsere Vorstellungen konnten wir hier nicht mit einbringen. Das war vorgegeben laut Zeichnung. So wurde das gemacht, doch eins konnten wir! Vom Flur aus war noch eine Tür, die Zimmer konnte man separat benutzen. Und da hatten meine Eltern sich

²⁶⁵ Siehe hierzu im Anhang unter Dokumente: Baupläne eines Doppelhauses aus Neu Wulmstorf. In: Privatbesitz der Familie B.

ausgebeten, dass da vorne eine Tür reinkommt, so dass man das Zimmer separat vom Flur aus betreten kann. Da hatten meine Eltern schon dran gedacht das Zimmer zu vermieten und normalerweise ist in diesen Häusern ein Flur vorgesehen. Und da haben meine Eltern gesagt, nein auf den Flur verzichten wir, wir möchten dafür lieber eine größere Küche. Und da wurde eine Mauer weggelassen. Aber viel mehr nicht, also WC usw. nicht.“²⁶⁶

Die Erzählung des Siedlers legt dar, dass Behörden nur solche Veränderung des Wohnraumes durch die Hauseigentümer akzeptierten, die dem Zweck dienten, weitere Untermieter aufzunehmen. Die institutionelle Strukturierung des Raumes machte trotz der individuellen Ausnahme nicht nur aus den Häusern und der Siedlung an sich ein Typengebilde einer administrativen Wohnraumbewirtschaftung, sondern nahm auch gleichzeitig den Menschen in diesem Raum ihre Rolle als individuell agierende Bauherren in ihrem Wohn- und Lebensraum, wie auch der nächste Interviewausschnitt eines Ehepaares veranschaulicht.

Frau: „Und hier sind die ganzen – das finde ich so interessant – die ganzen Bedingungen, die man erfüllen musste. Man durfte das Klo hier nicht im Haus bauen. Ne, war das nicht so, stand das da nicht irgendwo?“

Mann: „Ja, ja.“

Frau: „Das musste Außerhalb, hier ...» nicht eingebaut« werden. Das sind manchmal kuriose Sachen, die man sich heute gar nicht mehr vorstellen kann.“²⁶⁷

Darüber hinaus suggerierte das Raumdiktat der Behörden, dass die strukturierten Vorgaben einen reibungslosen Ablauf des Bauvorgangs garantieren sollten und zum anderen, dass dadurch auch kontrolliert werden konnte, dass Wohnfläche für weitere Wohnraumsuchende zur Verfügung stand. Die Siedlungshäuser sollten nur als Wohnraum und somit in erster Linie als Schlafraum dienen. Sanitäre Anlagen wie eine Toilette oder ein Badezimmer waren zwar Bestandteil des alltäglichen Lebens, wurden jedoch von Seiten der Behörden nicht als notwendiger Bestandteil des Wohnraumes gesehen. Diese schloss man zugunsten von mehr Wohnfläche aus dem wohnräumlichen Kontext des Hauses zunächst aus.

Anhand dieser Kategorisierung verdeutlicht sich jedoch auch ein übergeordnetes Ordnungsprinzip, welches gleichzeitig verbindendes Element zwischen dem Siedlungsraum der Zufluchtsuchenden und dem Sozialraum der einheimischen Bevölkerung war. Das Raumdik-

²⁶⁶ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 15.

²⁶⁷ Herr und Frau R. (Ausgebombte) aus Hamburg-Eißendorf. Interview vom 8.02.2008, S. 3.

tat schloss wie bereits bei der einheimischen Bevölkerung, so auch hier die Wohnraumbewirtschaftung mit ein, welche die Siedler dazu verpflichtete, ihren Wohnraum mit Wohnraumsuchenden zu teilen, welches durch den Grundriss der Siedlungshäuser räumlich fixiert wurde, was auch gleichzeitig eine räumliche Begrenzung für die Siedler in ihrem Wohnraum zur Konsequenz hatte. Der Grundriss war nach dem Prinzip ausgearbeitet, dass mindestens zwei Partien ein Einfamilienhaus bewohnen mussten, was bedeutete, dass jeder Hauseigentümer noch einen Untermieter in seinem Haus aufnehmen musste.

Die Typisierung des Siedlungsbaus beinhaltete jedoch darüber hinaus noch eine andere Komponente der Kategorisierung. In einem Auszug aus einem Gesprächsprotokoll²⁶⁸ mit dem ehemaligen Bauamtsleiter des Landkreises Harburg Herrn Meyer heißt es:

„Die Entwürfe/Pläne der Siedlungshäuser gehen auf die 1930er Jahre zurück; von den Antragstellern wurde von der Nordwestdeutschen oder der Niedersächsischen Heimstätte gefordert, einen bestimmten Haustyp zu bauen; »Das war rechtlich Quatsch. Typengebunden war das in keiner Weise. Das war Beamtenbequemlichkeit«, daher wurde immer nach einem Strickmuster gebaut, hinzu kam die Hörigkeit der Bürger, von Kritikern wurden die Siedlungen Hermann-Göring-Siedlungen genannt, da die Ursprünge auf das 3. Reich zurückgehen, »jede Individualität ging verloren« abweichende Gebäudetypen wurden aus Gestaltungsgründen abgelehnt; der Lk hat z.B. Flachdachbauten abgelehnt, »weil man sagte, also niedersächsische Häuser müssen ein Dach haben, die müssen ein Satteldach haben. Die Flachdächer, die gehören nach Casa Blanca«, das Bundesverwaltungsgericht hat dazu entschieden, dass »für die Frage, ob etwas gestaltungsrechtlich zulässig ist oder nicht, nicht der Geschmack des fachlich Vorgebildeten (Architekten) maßgeblich ist, sondern der Geschmack des durchschnittlich empfindsamen Bürgers. Und dessen Geschmacksrichtung darf nicht so betroffen sein, dass er Unlust empfindet.«.“²⁶⁹

Die Ausführungen legen dar, dass kulturelle Raummodelle verwendet werden sollten, in diesem Fall Bautypen aus dem 3. Reich, die Stabilität versprachen, weil sie bereits erprobt waren und deshalb nur reproduziert werden mussten und für die Behörden eine gewisse Effektivität hatten; jedoch auch, weil sie geschlossene Räume darstellten, fern jeglicher Individualität, die eine zuverlässige Lokalisierung erlaubten. „Gerade vor dem Hintergrund einer als flüchtig, flüssig und ungewiss erlebten Gegenwart ist die Suche nach Stabilität, Festigkeit und Gewissheit ernst zu nehmen, die das Handeln der Individuen bestimmt. Räumliche Strukturen und

²⁶⁸ Gesprächsprotokoll vom Freilichtmuseum am Kiekeberg, vom 8.10.2012, S. 3f.

²⁶⁹ Herr Meyer zitiert das Urteil.

Ordnungen sind ein Ergebnis dieser Suche.“²⁷⁰ Genauso wie sich dieser Gedanke auf einzelne privat agierende Individuen einer Gesellschaft übertragen lässt, hat er doch ebenso Gültigkeit für die Obrigkeit, die versuchte, den Raum zu kontrollieren. Aus der Perspektive der Behörden waren die Siedler immer noch Fremde in ihrem Sozialraum. Aufgrund der großen Anzahl und der daraus resultierenden Schwierigkeiten der Unterbringung und des Wohnraummangels stellten die Siedler ein Ordnungsproblem dar. Die räumliche Kategorisierung half dabei die Ordnung im eigenen Sozialraum wiederherzustellen, weil sie einerseits die Wohnungssuchenden sammelten und durch ein einheitliches Siedlungsgebiet einschlossen und somit gleichzeitig aus dem wohnräumlichen Kontext der einheimischen Gesellschaft herausnahmen, aus dem sie kamen. Auf diese Weise wollte die Administrative die Ordnung der Gesellschaft sichern und bewahren.²⁷¹

Obwohl es Abweichungen gab und die Siedlungshaustypen nicht den Wohn- und Lebensbedürfnissen jedes Siedlers entsprachen, waren diese dennoch froh, dass sie zunächst eine eigene Bleibe gefunden hatten.

Der Typ Nebenerwerbssiedlung als Lebensmodell

Jedoch nicht nur die Häuser waren in die einheitliche Typengestaltung der Administrative eingebunden, sondern auch das Gartenland und dessen Nutzung. Die Siedlung in Neu Wulmstorf, jedoch auch alle zuvor vorgestellten Siedlungen, waren auf Nebenerwerb ausgelegt. Dies bedeutete, dass sich an alle Wohnhäuser immer ein Stallgebäude anschloss und dass jedes Grundstück über genügend Garten- und Ackerfläche verfügte. Jedem Siedler sollte, aufgrund der Nahrungsmittelknappheit der vergangenen Jahre, so ein Stück Unabhängigkeit von der Produktion und Versorgung mit Nahrungsmitteln gesichert werden. Die Grundstücke der Siedlung Neu Wulmstorf hatten beispielsweise eine Größe von mindestens 800 m² und sollten zur Produktion von Obst und Gemüse für die Eigenversorgung sowie für die Haltung von Haustieren wie Schweinen und Hühnern dienen. Welche Wichtigkeit der Eigenversorgung der Siedler beigemessen wurde, machen verschiedene

²⁷⁰ Marcus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 23.

²⁷¹ Peter Niedermüller: Studien zur sozialen Taxonomie des Fremden, S. 13.

Maßnahmen von Seiten der Behörden deutlich: Im Ort Neu Wulmstorf im Landkreis Harburg beispielsweise machte der Podsolboden²⁷², dem auf einem Viertel der Gesamtfläche der ohnehin schon kümmerlichen Mutterbodenschicht beraubt war, eine sehr umfangreiche Bodenverbesserung erforderlich. Aus Zuschussmitteln wurde die Bodenverbesserung mit Torf, Kalk und Volldünger durchgeführt und seitens der Siedler durch Gründüngung und Anfuhr von Mutterboden unterstützt. Im Herbst 1953 und im Frühjahr 1954 wurden die Obstbestände entsprechend der Größe der Siedlerstellen ergänzt. Um die unbedingte Gewähr für eine planmäßige Einpflanzung dieser Neulieferung zu haben, wurde die Anpflanzung durch die Lieferfirma unter Anleitung des Landesverbandes durchgeführt. Dadurch entstanden hinsichtlich der Obstpflanzung von 49 Stellen 15 Musterbeispiele, die vollständig neu bepflanzt wurden und damit den Anforderungen an eine einwandfreie Bepflanzung voll entsprachen. Bis 1955 erhielten die Siedler für die Ersteinrichtung 400 DM.

Die Stallgebäude erhielten ein Satteldach mit gebrannten Pfannen, ein eisernes Fenster, einfache Brettertüren und Betonfußböden.

„Ja. Doch Kartoffeln, Gemüse und Erdbeeren. Viele Obstbäume standen hier. Und dann die Hecken wurden gepflanzt, das war alles vom Siedlerbund. Der hatte auch die Bäume besorgt und was da alles war.“

Gab es da vielleicht Auflagen, dass so und so viel Pflanzen ...?

„Ne, Auflagen nicht. Aber es wurde geliefert. Man konnte es sich ja auch aussuchen, ne. Hier hatten wir Sträucher, Stachelbeersträucher und Johannisbeeren. Mutter hat auch eingemacht, eingeweckt. Da wurden Karotten gesät und Gurken eingepflanzt.“²⁷³

Die Aussage des Siedlers macht deutlich, dass auch die Siedlungslandschaft einem bestimmten Wohn- und Lebenstypus angepasst werden sollte, nämlich den des teilweisen Selbstversorgers.

Ein Nachteil war jedoch zum einen, dass die Böden, wie beispielsweise in der Siedlung Neu Wulmstorf der karge Heideboden, für solche Wirtschaftsformen nicht geeignet waren. Zum anderen waren nicht alle Siedler mit Tierhaltung sowie Obst- und Gemüseanbau vertraut. Durch aufklärende Vorträge und durch Einzelberatung der Siedler wurde versucht, die Bereitschaft zur planmäßigen Umgestaltung der Wirtschaftsgärten, insbesondere zur Umpflanzung

²⁷² Die Podsole gehören zu den ertragsarmen Böden und sind sandig, nährstoffarm und sauer. Daher sind sie für die meisten Nutzpflanzen nicht geeignet.

²⁷³ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 17f.

der Obstgehölze, zu wecken. Ein Siedler aus Neu Wulmstorf erinnert sich an weitere Herausforderungen:

„Also, das war eine Siedlung, und die war so groß geschnitten, extra um 800 bis 1000 m². Das hängt auch damit zusammen, dass wir unsere Fäkalien an für sich vergraben sollten auf dem Acker. Das haben wir am Anfang auch gemacht. Dieses nette Häuschen hier, da war eine Kuhle nebenan. Oder besser gesagt, unter dem Ding war eine Kuhle, damit das da reinfiel, und die mussten wir dann einmal im Jahr leer machen. Und das wurde dann auf dem Acker hier vergraben, das stank hier wie die Pest. Bis wir uns eine Sickerkuhle gebaut haben, und dann kam das da rein, da haben wir uns hinterm Haus eine Kanalisation gelegt. Damit hatte die Nordwestdeutsche Siedlungsgesellschaft nichts zu tun.“²⁷⁴

Unabhängig davon, welchen sozialen oder kulturellen Hintergrund und welche Voraussetzungen die Siedler mit in ihren neuen Sozialraum brachten, wurden sie nach einem einheitlichen Typ kategorisiert und gesellschaftlich als Eigenversorger eingeordnet. Die Erzählung des Siedlers verdeutlicht außerdem, dass die Bewirtschaftung der Ackerflächen nicht für Wohngebiete geeignet war. Auch wenn die Siedler relativ schnelle Abhilfe fanden, zwang die eingeschränkte Gestaltungsfreiheit der Gärten viele Siedler zunächst in ein Handlungsspektrum, mit dem sie noch nicht vertraut waren und mit dem sie noch keine Erfahrungswerte gesammelt hatten. Die Siedlungspolitik endete jedoch mit der Fertigstellung und der Abnahme des Siedlungsraumes und überließ den Siedlern den Sozialraum und die verschiedenen Handlungsstrategien.

Der Einfluss des Materialmangels auf das Bauen und Wohnen

Während der Kellerausbau vielfach in Eigenleistung erfolgte, wurde der Bau des restlichen Hauses unterschiedlich gehandhabt. Bei der Größe der Siedlungsvorhaben war es auch schwierig, alle Siedlungshäuser in Gemeinschaftshilfe zu errichten. Siedler, die keine handwerklichen Vorkenntnisse wie beispielsweise beim Mauern besaßen, überließen diese Arbeiten geeigneten Baufirmen. Aber auch Einzelbauvorhaben entstanden oft in Selbsthilfe in der unmittelbaren Nachkriegszeit, wie der folgende Interviewausschnitt eines Siedlers zeigt.

„Und dann haben wir später dann den Fußboden gemacht. Das war auch so eine dünne Betonmischung. Ich habe das später alles ’rausgenommen und neuen Estrich rein

²⁷⁴ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview am 9.11.2005, S. 11.

gemacht. Das war alles nicht so gut, wie es sein soll. Und beim Fegen staubte das auch. Da war irgendwie noch Kalk drin oder so ein Zeug. Und dann hatte ich das mal gestrichen mit so einer Zementfarbe, und das blätterte dann alles ab. Den ganzen Keller noch einmal 'rausgenommen [...]. Und die Decke auch oben, habe ich alles verputzt, das war alles krumm und schief [...].“²⁷⁵

Bedingt durch mangelnde handwerkliche Kenntnisse traten bei den in Eigenleistung erstellten Kellern der Siedlungshäuser häufig bauliche Mängel auf. Die Mangelwirtschaft der unmittelbaren Nachkriegszeit hatte somit auch Einfluss auf die Wohnqualität der nachfolgenden Generationen, welche die Siedlungshäuser bewohnten. Entsprachen die Bausubstanz und die Bauausführung zunächst noch den Ansprüchen, so änderten sich diese mit zunehmendem Wohlstand und veränderten Bedürfnissen an das Wohnen nach mehr Wohnfläche und Komfort und leiteten häufig einen neuen Bauprozess ein, bei dem die Bewohner nun das Haus nicht nur aus einem anderen Blickwinkel betrachteten; auch die Konzeption der Gebäude konnte nicht mehr mit der Ästhetik der Moderne standhalten. Da die Siedlungshäuser für ihre Besitzer häufig auch einen symbolischen Wert hatten, bedeuteten Baumängel auch gleichzeitig einen Verlust ihrer Reputation, die sie sich mit dem Bau ihrer Siedlungshäuser erarbeitet hatten. Ungünstig wirkten sich auch die oft fehlenden oder mangelhaften Baustoffe aus. Ein Siedler aus Ashausen erzählt:

„Ja, das wurde irgendwie zugeteilt, deswegen ist ja auch das Dach so klein geworden, anders als die Zeichnung das vorsah. Es waren irgendwie nicht genug Bezugsscheine da. Meine Mutter musste irgendwie Bezugsscheine besorgen, woher sie die auch gekriegt haben, aber das war notwendig. Selbst für Nägel musste man Bezugsscheine haben, damit das dann gebaut werden konnte.“²⁷⁶

Die Bauherren waren teilweise gezwungen, von den Bauplänen abzuweichen, um den Bauprozess abschließen zu können. Der ästhetische Aspekt musste häufig aufgrund des Baumaterialmangels hinter der Funktionalität der Bauten zurückstehen. Daraus wird ersichtlich, dass die Bauausführung von Seiten der Bauherren zunächst pragmatischen Gesichtspunkten folgte und keinem zukunftsgerichteten Zweck. Vergleicht man die beiden Interviewausschnitte miteinander, dann wird die Einflussnahme des Außenraumes auf den umbauten Raum deutlich

²⁷⁵ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview am 9.11.2005, S. 8

²⁷⁶ Herr N. (Ausgebombter) aus Ashausen. Interview vom 1.08.2007, S. 6.

und die Komplexität dieses Zusammenspieles, das nicht nur ökonomischen Kriterien folgte, sondern eingebunden war in einen soziokulturellen Kontext, der individuell von den Hausbesitzern ausging, welche die äußeren Einflüsse und Einwirkungen auf ihren Wohnraum übersetzten. Auf diese Weise wird die Raumbezogenheit des Menschen als handelndes Objekt erkennbar, der diese nicht nur als vermittelnde Instanz zwischen dem öffentlichen und dem baulichen Raum in Beziehung setzte, sondern auch individuelle soziokulturelle Dimensionen schuf.

V. Das Wohnen in einer Nachkriegssiedlung

Der Wohnraum ist ein Bereich, der seinen Bewohnern zur Selbstdarstellung dient. Er ist folglich nicht nur ein Ort materieller Kultur, sondern spiegelt auch soziale und kulturelle Identität wider, denn der Wohnraum ist sehr eng mit persönlichen Lebensgeschichte verknüpft. Mit der Flucht und Vertreibung der Menschen aus ihrem Wohn- und Lebensraum ging diese persönliche Lebenswelt für viele verloren. Sie mussten einen Neuanfang im Sozialraum wagen, in dem sie sich Wohnraum aneignen mussten.

Die Siedlungen der Nachkriegszeit stehen sinnbildlich für diesen Neuanfang der Zufluchtsuchenden im Wohn- und Sozialraum. Es setzte sich ein Wohnraumprozess fort, der mit dem Verlust ihres Herkunftswohnortes begonnen hatte und der die Zufluchtsuchenden mit neuen Erfahrungen und Herausforderungen beim Wohnen konfrontierte.

Wie im vorangegangenen Kapitel dargestellt, waren die Siedlungen zunächst mehr ein administratives Konstrukt und kein komplex determinierter Lebensraum, sondern vielmehr ein administratives Vorstellungsmodell, das schließlich auf die Vorstellungswelt der Siedler traf und von diesen neu definiert wurde. Bei dieser soziokulturellen Entwicklung ging es jedoch nicht darum, dass die Siedler die von den Behörden geschaffene Ordnung der Siedlung in Frage stellten oder zerstörten. Genauso wenig, dass sie diese Ordnung einfach annahmen und ihre Bedürfnisse den Gegebenheiten anpassten. Sondern es ging um einen langsamen Prozess, bei dem sich die Siedler wieder ihren Freiraum und ihre eigene individuelle Raumordnung schafften. Genauso wenig wie Raum beliebig form- und veränderbar ist, kann wiederum nicht

seine durch das Handeln formende und vorstrukturierte Qualität ignoriert werden. Daraus ergibt sich ein Zusammenspiel von Raum als Handlungsvoraussetzung und Raum als Handlungsergebnis, das Berücksichtigung finden muss.²⁷⁷ Dieser Prozess ist schließlich bestimmt von der Suche nach räumlicher Fixiertheit sowie Stabilität einerseits und dem Wunsch nach räumlicher Selbstbestimmung und Handlungsfreiheit andererseits. Dieses setzt allerdings voraus, dass die Akteure in ihrem Sozialraum selbstständig agieren und sich frei bewegen können, denn „seine Essenz als virtueller Ort der Freiheit, sich selbst zu sein, bezieht das Wohnen aus der Dynamik der Bewegung“.²⁷⁸ Diese Freiräume konstituierten sich aus den selbstbestimmten Handlungen und dem dynamischen Prozess von Strukturbildungen, die sich an den Bedürfnissen der Akteure orientierten. Auf dieser Grundlage wird anhand ausgewählter Interviewausschnitte die Individualität und Vielfältigkeit des Umgangs mit dem Wohnraum und dessen Prozesscharakter in den folgenden Kapiteln veranschaulicht werden. In der Nachkriegszeit traf das Bedürfnis individueller Selbstbestimmung der Akteure im Raum schließlich auf einen instrumentalisierten Wohn- und Sozialraum, der unter öffentlicher Einflussnahme stand.

1. Von der Antistruktur zu fremdbestimmten Struktur? – Der Einfluss der Raum-Vorschriften auf das Wohnen

Über das Aushandeln von Wohnraum – Die Einliegerwohnungen als Bestandteil der Zwangswohnraumbewirtschaftung

Als die Siedlungshäuser fertiggestellt und einzugsfertig waren, bekamen die Siedler durch den Landkreis Harburg die Auflage, das Obergeschoss für zehn Jahre als Einliegerwohnung zu vermieten. Diese Auflage stellte eine Art Gegenleistung bzw. Ausgleichshandlung für den Zuschuss mit öffentlichen Geldern dar und war im Rahmen der Wohnraumbewirtschaftung eine Maßnahme, um dem immer noch vorherrschenden Wohnraummangel entgegenzuwirken. Ein Zeitzeuge berichtet aus der Siedlung Neu Wulmstorf:

²⁷⁷ Marcus Schroer: Raum, Zeit und soziale Ordnung, S. 13.

²⁷⁸ Johanna Rolshoven: Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne, S. 186.

„Eine Auflage gab es ja. Das betraf die Einliegerwohnung oben, die mussten wir vermieten. Wir haben oben noch vermietet. Ja, die Mansardenwohnung die war vermietet. [...]

Oben, an eine Familie Rotenstein. Eine Familie Rotenstein wurde uns zugewiesen vom Landkreis Harburg. Die sind oben eingezogen, weil das hier waren öffentliche Gelder, vom Landkreis Harburg gab es hier 12.000 oder 13.000 D-Mark und 4000 kam von der Kreissparkasse und 3000 kam aus Hannover. Und das zusammen ging um die 20.000. [...] Und weil damals so eine große Wohnungsnot war, Wohnungsknappheit war, wurden die obersten Wohnungen vergeben durch den Landkreis Harburg.“²⁷⁹

Trotz aller eigener Bemühungen und Eigeninitiative neuen Wohnraum zu finden und das Siedlungshaus in Eigenleistung zu erbauen, war häufig kein oder nicht genug Eigenkapital vorhanden, um den Bauprozess auch vollends durchzuführen. Die öffentlichen Gelder, welche die Siedler vom Staat erhielten, und die daraus resultierende Gegenleistung seitens der Siedler, Wohnraum zum Zwecke der Wohnraumbewirtschaftung zur Verfügung zu stellen, verdeutlicht einen Aushandlungsprozess, bei dem Raum im doppelten Sinne ausgehandelt wurde: zum einen konnten sich die Zufluchtsuchenden mit Hilfe staatlicher Zuschüsse Raum aneignen; zum anderen mussten sie dafür Wohnraum als Gegenleistung zeitweilig abgeben. Der Aushandlungsprozess vollzog sich deswegen nicht auf der finanziellen Ebene, wie man zunächst annehmen könnte, sondern auf der räumlichen. Wie zuvor bei der einheimischen Bevölkerung, so wurde nun auch Wohnraum bei den Siedlern der Wohnraumzwangsbewirtschaftung unterstellt und musste an Wohnraumbedürftige gegen eine Mietforderung zur Verfügung gestellt werden. Es vollzog sich quasi ein Perspektivwechsel, bei dem die Siedler in die Rolle der Einheimischen schlüpfen, da nun ihr eigener Wohnraum von der Wohnraumbewirtschaftung betroffen war. Sie kamen also von der einen Phase der Wohnraumbewirtschaftung, bei der sie die Einquartierten und Wohnraumbedürftigen waren, in eine neue Phase der Wohnraumbewirtschaftung, bei der sie nun Wohnraum abgeben mussten. Trotzdem war die Wahrnehmung dieser Wohnraumbewirtschaftung von Seiten der Siedler eine andere: zwar wird aus den Interviews nicht deutlich, dass die Siedler diesen Perspektivwechsel auch als solchen wahrgenommen haben, doch sahen sie die Untermieter vielmehr als Ausgleich für die günstigen Gelder, weil man den Raum auch so mit ihnen verhandelt hatte. Es war also der

²⁷⁹ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 11f.

Kompromiss, eigenen Wohnraum zu erhalten und sich andererseits einem neuerlichen Raumdiktat zu beugen, wie der folgende Interviewausschnitt mit einem Siedler verdeutlicht.

„Aber das konnte man auch erst dann machen, als die Wohnraumbewirtschaftung nicht mehr zutreffend war, da hatten wir auch schon bezahlt das Haus und dann wurde diese Auflage, die galt dann nicht mehr. Dann konnte jeder wieder mit seinem Haus machen was er wollte. Aber zunächst, solange da öffentliche Gelder drauf waren, da hatte die Wohnraumbewirtschaftung ihre Hände drauf.“²⁸⁰

Von Seiten der Hausbesitzer wurde diese Form des Raumdiktats einerseits als eingeschränktes Besitzverhältnis wahrgenommen und andererseits als Platzeinschränkung im Wohnraum. Die Siedler standen somit erneut in einem Abhängigkeitsverhältnis, welches sich über ihren Wohnraum definierte. Die Aussage „da hatte die Wohnraumbewirtschaftung ihre Hände drauf“ versinnbildlicht die Wahrnehmung des Siedlers, der sein Siedlungshaus nicht als sein uneingeschränktes Eigentum sah, sondern unter der Kontrolle der Obrigkeit. Die Siedler hatten demnach nicht die Freiheit, in ihrem Haus über den gesamten Wohnraum zu bestimmen, wodurch sie ihre Gestaltungs- und Handlungsfreiheit im Wohnraum eingeschränkt sahen, was auch durch die Aussage „Dann konnte jeder wieder mit seinem Haus machen was er wollte“ deutlich wird. Mit der Rückzahlung der öffentlichen Gelder endete schließlich auch die Einflussnahme der Obrigkeit auf den Wohn- und Lebensraum der Siedler, wodurch ein wohn-räumlicher Wendepunkt eingeleitet wurde, weil sich die Siedler nun zum einen endlich als uneingeschränkte Eigentümer ihres Wohnraumes wahrnahmen, was sich häufig in Um- und Anbaumaßnahmen ausdrückte; und zum anderen konnten sie nun über mehr Räumlichkeiten verfügen, wodurch sie ihren zuvor noch beengten Wohnraum anders wahrnahmen. Dies führte wiederum zu einer anderen Raumordnung im Haus, bei der häufig Räume wie Wohnzimmer, Badezimmer oder Arbeitszimmer Bestandteil des Wohnraumes wurden, auf die man zuvor aus Platzgründen verzichten musste.

²⁸⁰ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 18.

Wie passten Anspruch und Realität zusammen – Nutzgarten vs. moderne Lebenswelt

Die obrigkeitlichen Auflagen umfassten nicht nur den Wohnraum der Siedler, sondern auch deren Gartenland. Dieses durfte nicht ausschließlich als Blumengarten dienen, sondern sollte als Nutzgarten für den Anbau von Obst und Gemüse sowie für die Nutztierhaltung genutzt werden. Dafür wurden den Siedlern von den Verantwortlichen dementsprechend Obstbäume und Sträucher geliefert. Den administrativen Auflagen konnten nicht alle Siedler entsprechen, zum einen weil sie mit Gartenbau und Nutztierhaltung keine Erfahrung hatten, und zum anderen weil die Bodenverhältnisse des Siedlungsgeländes, wie beispielsweise in Neu Wulmstorf unzureichend waren.

„Aber hier wuchs nicht viel. Es ist so ein schlechter Boden. Und Dung hatten wir nicht. Und wenn man Dung kaufen wollte vom Bauern, dann kostete das. Und genauso war das mit den Hühnern. Die hatten zu wenig Auslauf. Da musste mein Vater extra son' Zeug kaufen wegen der Federn. Die hatten also irgendeinen Mangel, die Tiere, und die haben wir irgendwann alle geschlachtet. [...] Die Eier waren, wenn wir sie kauften, nachher billiger als, das Futter war teurer als die, wenn man die Eier beim Kaufmann kaufte. Das lohnte sich nicht. Das war ein Verlustgeschäft. Und viele haben damit auch gar nicht erst angefangen. Hat nicht jeder Hühner gehabt. Weil manchmal wurden ja auch die Ställe später gebaut. Die wurden nicht gleich gebaut, die kamen später.“²⁸¹

Die Schilderung des Siedlers im Interviewausschnitt machen deutlich, dass der Anspruch der Behörden, die Grundstücke als Wirtschaftsland zu nutzen, nicht mit der Lebensrealität der Siedler zusammenpasste. Viele Siedler kannten sich mit der Tierhaltung und der Bewirtschaftung von Gartenland nicht aus, da sie nicht aus einem bäuerlichen Milieu kamen, was beispielsweise dazu führte, dass ungeeignete Baumarten gepflanzt wurden. Andere wiederum sahen keinen Vorteil in der Tierhaltung, da sie aufgrund ihrer Berufstätigkeit keine Zeit für die Landwirtschaft hatten und zudem Futter zugekauft werden musste. Außerdem stand hier Anfang bzw. Mitte der 1950er Jahre einer zeitaufwendigen und kostspieligen Selbstversorgung schließlich eine stabile Lebensmittelwirtschaft gegenüber, die den Siedlern eine andere Lebenswelt suggerierte, als die, nach der ihr eigener Sozialraum ursprünglich strukturiert und konstituiert worden war. Das führte dazu, dass die Siedler begannen ihren Lebensraum anders als ursprünglich angedacht zu gestalten und mit dem Außenraum zu verknüpfen. Viele Sied-

²⁸¹ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 18.

ler begannen gar nicht erst mit der Tierhaltung, sondern funktionierten das Stallgebäude zu anderen Zwecken um, beispielsweise als Garage oder als Schuppen. Auch das Halten von Federvieh wich relativ schnell der kostengünstigeren Alternative, die Eier zu kaufen. Auch wenn die Siedlung als Nebenerwerb in den Anfangsjahren – Ende der 1940 und Anfang der 1950er Jahre – ihren Zweck für einen Teil der Siedler zu erfüllen schien, so war dieses Raummodell jedoch durch die veränderten Bedürfnisse der Siedler und sich schnell entwickelnde Lebensbedingungen zu einem Auslaufmodell geworden. Die Fremdbestimmung der Obrigkeit über den Sozialraum der Siedler, die sich in den baulichen und landschaftlichen Strukturvorgaben der Siedlung ausdrückte, wurde – wenn auch im begrenzten Umfang – von einem Bewegungs- und Handlungsspektrum der Akteure zu ihren Gunsten umfunktionierte.

2. Der Umgang mit dem Wohnraum

Platzmangel und Alltagsbewältigung im Wohnraum

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurden die Bauvorschriften aufgrund des Wohnraum-mangels dahingehend verändert, dass es zunächst nicht erlaubt war, Häuser mit zu großzügiger Wohnfläche zu bauen. Das bedeutete zum einen, dass nicht so viele Baumaterialien verwendet werden durften, und zum anderen, dass Familien, die sich für den Hausbau entschieden, mit weniger Quadratmeter und somit weniger Wohnfläche auskommen mussten. Welchen Einfluss diese Vorschriften auf den gesellschaftlichen Alltag hatten, veranschaulicht der folgende Interviewausschnitt einer ehemals ausgebombten Zeitzeugin.

„Nein, aber es wurde auch nicht so viel gefeiert, ne, es wurde auch nicht so viel... z.B. die Hochzeit von meiner Schwägerin ist gefeiert worden und die wurde draußen gefeiert, weil es hier zu klein war, ne. An der Seite unterm Hollerbusch, hier konnte man ja vorne feiern, ne. Ich mein als wir hier eingezogen sind, haben wir hier teilweise gefeiert mit den Geschwistern, da waren wir immerhin acht Personen mindestens. Und in diesem kleinen Wohnzimmer können Sie sich vorstellen, wenn wir denn alle saßen, wenn einer zur Toilette musste, dann mussten alle aufstehen, ne.“²⁸²

²⁸² Frau R. (Ausgebombte) aus Hamburg-Eißendorf. Interview vom 8.02.2008, S. 6.

Obwohl viele Ausgebombte und Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten nun wieder ihren eigenen Wohnraum besaßen, macht dieser Interviewausschnitt deutlich, dass sie noch immer, wie bereits während der Einquartierung bei der einheimischen Bevölkerung, Kompromisse beim Wohnen eingehen mussten. Die Erzählung der Akteurin zeigt, dass die Handlungsmöglichkeiten, die hier am Beispiel des Festefeierns veranschaulicht wird, in ihrem Wohnraum begrenzt waren. Neben der Möglichkeit gar nicht zu feiern, hatten die Hausbewohner die Möglichkeit bei kleineren Gesellschaften, sich gewissen Handlungszwängen zu unterwerfen und beispielsweise vom Tisch aufzustehen, wenn einer der Gäste auf die Toilette musste oder bei größeren Gesellschaften außerhalb des Wohnraumes auszuweichen, so dass das Wohnzimmer quasi in den Garten erweitert wurde. Die verschiedenen Handlungsstrategien verdeutlichen, dass die Hausbewohner den ihnen vorgeschriebenen Raum zunächst nicht beliebig formen und verändern konnten, aber dass im Umkehrschluss der Raum anfangs das Handeln seiner Bewohner formte und strukturierte. Dadurch schufen sich die Hauseigentümer wiederum neue Handlungsräume, die ihnen nicht nur bei der Alltagsbewältigung halfen, sondern es auch ermöglichte, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen. Die Erzählung der Hausbesitzerin veranschaulicht darüber hinaus, dass das Wohnzimmer nicht ihren Bedürfnissen entsprach und sie diesen Teil ihres Wohnraumes nicht als gesellschaftlich kompatibel wahrnahm. Die daraus resultierende Bewegungsdynamik in und auch aus dem Wohnraum heraus veranschaulicht den persönlichen Zugang der Bewohner zu diesem durch eine Dynamik, welche die Bewohner dem eigenen Wohn- und Lebensraum abverlangten, um ihren individuellen Lebensvollzug gerecht zu werden.

Das Priorisieren im Wohnraum – das Siedlungshaus als dynamischer Handlungsraum

Der Akteur, der im folgenden Interviewausschnitt über die Raumverteilung und Raumnutzung berichtet, wohnte zusammen mit seinen Eltern als Jugendlicher in einem Einfamilienhaus in der Siedlung Neu Wulmstorf. Aufgrund dessen, dass die Eltern die Schulden für das Haus schnellstmöglich begleichen wollten, hatten sie nicht nur die Einliegerwohnung als Wohnraum vermietet, sondern unter anderem auch das Wohnzimmer, um eine zusätzliche Einnahmequelle zu haben.

„Da haben meine Eltern also an drei, mindestens drei verschiedene Leute vermietet, so dass wir kein Wohnzimmer hatten. Die Küche, in der Küche spielte sich praktisch das ganze Leben ab. Das eine Zimmer war für meine Eltern das Schlafzimmer. Das andere Zimmer war mein Zimmer.“²⁸³

Dadurch, dass die Familie das Wohnzimmer zugunsten weiterer Mieteinnahmen in ihrem Siedlungshaus freiwillig abgegeben hatte, verlagerte sich der Mittelpunkt ihres Wohnalltages in die Küche. Die Aussage des Zeitzeugen, dass sich in der Küche praktisch das ganze Leben abspielte, verdeutlicht, dass er diesen Raum als Zentrum im Wohnraum wahrnahm. Während die anderen Räume als persönliche Rückzugsräume zum Schlafen dienten, war die Küche für die Familie sozialer Mittelpunkt beim Wohnen, wo die Familie nicht nur zusammenkam, um zu essen. Die Küche diente auch gleichzeitig als Arbeitsraum sowie als Wohnzimmer und war somit ihr Repräsentationsraum, in welchen die Gäste geführt wurden, wenn Besuch kam. Die Küche wurde somit von seinen Bewohnern zu einem Überschneidungsraum gemacht, der unterschiedliche Funktionen erfüllen musste. Auf diese Weise wurde der administrativ vorgeschriebene Grundriss zwar durch seine Bewohner baulich nicht verändert, jedoch entstand ein dynamischer Handlungsraum im Siedlungshaus, der von den Behörden nicht so geplant war, aber in dem die Bewohner gleichwohl ihre Raumwahrnehmung und Strategien durchzusetzen vermochten. Der Küchenraum wurde von den Hausbewohnern zu einem gesellschaftlichen Ort konstituiert, von wo aus sie ihre Lebenswelt gestalteten.

Das Beispiel zeigt, wie die Siedler nun auf andere Weise den durch die Behörden kategorisierten und institutionalisierten Wohnraum des Siedlungshauses *ihrer* sozialen Wirklichkeit anpassten und ihrer konkreten Lebenswelt unterordneten. Die Wahrnehmung des Siedlers verdeutlicht dabei die zentrale Bedeutung, welche die Küche im Wohnalltag für seine Bewohner einnahm: physisch, weil alle Bewegungsabläufe in den Sozialraum von dort ausgingen sowie mental, weil die Küche als Mittelpunkt ihrer Wohn- und Lebenswelt auch so von den Bewohnern wahrgenommen wurde.

²⁸³ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 10.

Zwischen obrigkeitlichen Vorschriften und individuellen Bedürfnissen – über die Umnutzung des Wohnraumes

Die unterschiedlichen Ausprägungen beim Umgang mit dem Wohnraum sollen schließlich auch anhand des folgenden Interviewausschnittes eines Siedlers aus Ashausen veranschaulicht werden, da er wiederum eine andere und weitere Facette der Wohnraumdefinition durch die Siedler aufzeigt, die im Folgenden durch persönliche Bedürfnisse geleitete Handlungsstrategien umgesetzt wurden.

„Da war noch ein Raum. Einen Waschraum haben die anderen alle gehabt. Und wir haben da ein Zimmer gemacht, da hat Oma denn geschlafen, weil wir oben ja auch zwei Zimmer hatten abgeben müssen. Das war ja auch noch Bedingung, also, dass wir da Mieter mit rein nehmen.“²⁸⁴

In dem Interviewausschnitt werden zunächst drei Dinge offensichtlich. Zum einen offenbart sich für den Leser, dass der durch die Behörden vorgeschriebene Waschraum ein typisierter Bestandteil des Wohnraumes in der Siedlung Ashausen war, wodurch die Uniformität der Siedlung offensichtlich wird. Zum anderen zeigt das Beispiel, dass die Familie sich aufgrund des Wohnraummangels im eigenen Haus dazu gezwungen sah, ihren Wohnraum anders zu definieren, um alle Familienmitglieder unterzubekommen. Daraus resultierte ein Zusammenspiel zwischen obrigkeitlichen Vorschriften, die in ihrer formenden und vorstrukturierten Eigenschaft bereits durch den Grundriss sowie durch die Räume an sich und ihre präzise Benennung, beispielsweise als „Waschraum“ mit einer Handlungsvoraussetzung belegt worden waren, und den Akteuren im Raum, die sich schließlich durch ihr Handeln im Wohn- und Sozialraum ihre eigenen Spielräume schafften. Das Handlungsergebnis dieses Zusammenspiels war jedoch vielfältig und ergab sich aus den individuellen Bedürfnissen und Vorstellungen der Bewohner in ihrem Wohnraum. Anhand des Beispiels der Familie in der Siedlung in Ashausen lässt sich jedoch veranschaulichen, wie die Akteure die Räume ihrem Verständnis von Funktionalität und Ästhetik anpassten und zu einem für sie persönlichen Ort werden ließen, der zum einen ihrem Ordnungsverständnis und zum anderen ihren Bedürfnissen entsprach. Der Waschraum wurde somit seinem vorbestimmten Zweck enthoben, wodurch dem Siedlungshaus auch gleichzeitig ein anderes Handlungsprogramm eingeschrieben wurde, wel-

²⁸⁴ Herr H. (Zufluchtsuchender) aus Ashausen. Interview vom 30.07.2007, S. 1.

ches wiederum eine andere Bewegungsdynamik mit sich führte und somit einen anderen Lebensvollzug seiner Bewohner. Trotz aller Vorschriften und Strukturvorgaben durch die Obrigkeit verdeutlicht sich anhand dieses selbstbestimmten Prozesses eine existenzielle Dimension des Wohnens, wodurch nun alle Familienmitglieder eine Daseinsberechtigung im Siedlungshaus erhielten, und die ihre Essenz aus der selbstgewonnen Handlungsfreiheit seiner Bewohner erlangte.

Die Wasserversorgung in den Siedlungen

Bis Mitte der 1950er Jahre gab es keine zentrale Wasserversorgung in den Siedlungen. Die Bevölkerung versorgte sich zunächst mit Einzelbrunnen, die in den meisten Siedlungen öffentlich zugänglich angelegt worden waren. Eine Siedlerin aus Sprötze erinnert sich:

„Und wir hatten ja so ne Schwengelpumpe da auf dem Wendeplatz. [...] Für die ganze Strasse, musste da Wasser holen. Wir hatten Glück, dass sie hier stand, wir mussten nicht so weit laufen.“²⁸⁵

Die Tatsache, dass keine zentrale Wasserversorgung im Haus in der Anfangszeit von den Behörden vorgesehen war, veranlasste die Siedler erzwungenermaßen zu einem kollektiven Bewegungsablauf, weil alle für weitestgehend die gleichen Aufgaben im Haus Wasser benötigten. Auf diese von außen vorgegebene Strukturierung hatten die Siedler keinen Einfluss, weil sich ihnen keine Alternative bot. Eine vorteilhafte Platzierung des Siedlungshauses in der Siedlung bzw. in der Siedlungsstraße orientierte sich somit anfangs auch nach der Lage der Brunnen und somit an der Wasserversorgung in der Siedlung, da ein langer Weg zum Wasserholen als nachteilig bei der Verrichtung der alltäglichen Aufgaben gesehen wurde. Die Bewegungsdynamik, die quasi als Pendelverkehr zwischen Brunnen und Wohnraum im Siedlungsraum entstand, verdeutlicht die fremdbestimmte Verknüpfung des Wohnraumes mit dem gemeinsamen Sozialraum der Siedler, denn ob sie wollten oder nicht, sie hatten in der Anfangszeit keine andere Möglichkeit, als am Brunnen Wasser zu holen. Dadurch wurde im Siedlungsraum ein Überschneidungsraum durch die Obrigkeit

²⁸⁵ Frau P.-R. (Zufluchtsuchende) aus Sprötze. Interview vom 19.10.2007, S. 1.

geschaffen, durch den die Handlungen der Siedler auch aus ihren Wohnraum heraus im Sozialraum strukturiert wurden.

Der nachfolgende Interviewausschnitt zeigt, wie Siedlungshausbesitzer in der Siedlung Neu Wulmstorf sich diesem obrigkeitlichen Reglement entzogen und ihren eigenen Brunnen direkt am Haus bauten.

Frau: „Aber am Anfang war hier wirklich nichts hier. Wir hatten kein Wasser, kein Abfluss, nichts im Haus. Man hatte denn einen Eimer da stehen zum Ausschütten und...“

Mann: „Bis der Keller fertig war, da kriegten wir denn auch Wasser, das Wasser erst mal.“

Frau: „Ja, die Wäsche waschen war da kriminell.“

Mann: „Ja, wir haben hier auf der Ecke [...], da haben wir einen Brunnen, der ist 17 Meter tief, dem haben wir auch selbst die Ringe gegossen, haben wir selbst gemacht, ne Form gebaut, ne Klappform und den haben wir selbst runtergebracht und dann haben wir da Wasser geholt, klares schönes Wasser. Und die ganzen Nachbarn kamen alle hierher und haben Wasser geholt. [...] Nee, kein einziger hat einen Brunnen gebaut, nur wir. Schwiegervater und ich zusammen und die haben dann immer fleißig Wasser geholt. Früher haben wir es auch vom Bach geholt, vom Rietbach, der war ja nur 300 Meter von hier weg.“

Frau: „Aber nachher war jeder froh, dass hier ein Brunnen war. Die kamen lange, lange...“

Mann: „Das ging lange.“

Frau: „Alle rundum, alle Nachbarn.“²⁸⁶

Wie sehr die reglementierte Wasserversorgung den Alltag der Siedler beeinflusste, wird durch die Umschreibung „kriminell“ verdeutlicht, welche die Siedlerfrau wählt, um die Erschweris der Alltagsverrichtungen, welche die Wasserversorgung mit sich führte, zu verdeutlichen. Der eigene Brunnen wird für die Familie schließlich zur persönlichen Errungenschaft über das Raumdiktat. Dadurch, dass alle anderen Siedler ebenfalls die Erlaubnis bekamen, ihren Brunnen zu benutzen, veränderte sich nicht nur die Bewegungsdynamik der Familie, sondern auch die der Nachbarn, die nun bei ihnen Wasser holten. Diese Einflussnahme veranschaulicht im doppelten Sinne – zum einen für die Siedlerfamilie und zum anderen für die Nachbarn – wie der Siedlungsraum durch die Handlungen der Siedler definiert und umstrukturiert wurde und sie sich ihre eigene Bewegungsfreiheit schafften, die zu *ihrem* Wohnalltag passte und nicht

²⁸⁶ Herr und Frau B., (Einheimischer und Zufluchtsuchende) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 10.

von außen reglementiert war. In diesem Sinne erhält das Wort Bewegungsfreiheit im Zusammenhang mit dem Wohnraumprozess und der Alltagsmobilität der Siedler in ihrem Sozialraum eine neue Dimension: Die Vorstrukturierung ihres Siedlungsraumes, welche ihre Bewegungsabläufe bestimmte, bedeutete für sie in Wirklichkeit räumliche Fixierung, aus der sie sich mit dem Bau des Brunnens frei machten und ihre eigenen soziokulturellen Strukturen schafften, die *ihrer* Lebensform und *ihrem* Alltagsrhythmus entsprachen.



Abbildung 12: Ein Verwandter der Familie B. 1952, der sich vor seiner Abreise mit dem neugebauten Brunnen der Familie B. fotografieren lässt. Dieses Bild ist eines von mehreren „Brunnenbildern“ mit dem Verwandten. Die Entscheidung, sich mit dem Brunnen fotografieren zu lassen, zeigt die Bedeutung des Brunnens für die Familie.

3. Mobiliar in der Anfangszeit

Zwischen Verlust und Neuanfang – Einrichtungsgegenstände als Spiegel der Identität

Im Laufe eines Lebens sammeln sich viele Dinge im Wohnraum an, nämlich Einrichtungsgegenstände verschiedenster Art, die verschiedene persönliche Abschnitte des Lebens durchlaufen. Die Gestaltung und das Aussehen des Wohnraumes sind daher im hohen Maße Aus-

druckmittel soziokultureller Identität. Aufgrund dessen wurden den Menschen mit der Flucht und Vertreibung aus ihrem Wohn- und Lebensraum nicht nur die Dinge und Artefakte genommen, mit denen sie ihren Wohnalltag gestalteten und ausfüllten, sondern über dessen ideellen Wert sich auch ihre persönliche Identifikation mit ihrem Herkunftsort und ihrem Leben ausmachte. Daher stellt sich die Frage, wie die Zufluchtsuchenden damit umgingen und welche Bedeutung der Verlust dieses Bestandteils ihrer Identität hatte und wie sich dieser Verlust im Wohnraumprozess äußerte?

Signifikant fällt bei den geführten Interviews auf, dass die befragten Siedler eben nicht darüber sprechen, wie sich die Einrichtung in der Anfangszeit in ihrem Siedlungshaus gestaltete. Auch bei Nachfragen über das Mobiliar oder die Inneneinrichtung wird diese Frage relativ kurz abgetan. Die Zeitzeugen erwecken den Eindruck, dass dieser Aspekt des Wohnens sie nicht sonderlich interessierte. Ein Zeitzeuge, der zur damaligen Zeit ein Jugendlicher von ca. 17 Jahren war, drückt auch aus, dass er sich daran nicht mehr erinnern kann, weil es ihn damals schlichtweg nicht interessierte. Es scheint, dass die Identifikation mit dem neuen Wohnraum zunächst ausschließlich über den umbauten Raum an sich erfolgte und somit das Haus mit seiner Architektur im Fokus der Repräsentation stand und nicht das Mobiliar. Ein Zeitzeuge, der im Landkreis Harburg Zuflucht gesucht hatte und schließlich in Sprötze ein Siedlungshaus baute, erinnert sich:

„Nee, wir hatten auch keine Möbel. Wir kamen aus dem Dorf hoch mit einem Pferdewagen, die Eltern hatten zwei Betten und es war ein Tisch und zwei Hocker oder drei und ein Regal für die Küche und das waren alle Möbel. Und ansonsten halt Rohbau. Es war ein Rohb... Fußboden war drin, es waren keine Wände gestrichen, nichts.“²⁸⁷

Mit den wenigen Einrichtungsgegenständen im Wohnraum des neuen Siedlungshauses wird nicht nur ein sozialer Status bzw. ein soziales Niveau dokumentiert, sondern auch das individuell erlebte Schicksal der Familien greifbar. Der Akteur, der aus der heutigen Perspektive die damalige Besitzlosigkeit der Familie reflektiert, nimmt die wenigen Einrichtungsgegenstände gar nicht als solche wahr, da sie im Rohbau des Hauses räumlich quasi verloren gingen. Der in diesem Zusammenhang zum wiederholten Male erwähnte Rohbau stellte für den Akteur das Gegenstück zum Mobiliar dar. Die kahlen rohen Wände und die fehlenden Installati-

²⁸⁷ Herr Tsch. (Zufluchtsuchender) aus Sprötze. Interview in der Bürgermeistersprechstunde in Sprötze vom 7.08.2007, S. 9.

onen waren eine wichtige Komponente im Wohnraum, durch die keine wohnliche Atmosphäre entstehen konnte, und durch die die wenigen Möbel für ihre Besitzer reine Funktionsträger blieben, die keinen Gestaltungscharakter annahmen oder der Repräsentation dienten. Hier verdeutlicht sich die Symbiose zwischen Wohnraum und Wohnmöbel, die mit Hilfe der Bewohner zunächst individuell in Einklang gebracht werden mussten, bevor sie diese als ihre Lebenswelt akzeptierten. Eine andere ehemals Zufluchtsuchende, die mit ihren Eltern in der Siedlung Emmelndorf ein Haus gebaut hatte, erzählt im folgenden Interviewausschnitt:

„Zum Zeitpunkt des Einzugs, also da war jeder froh, über selbstge... äh ja roh zusammengehauene Betten. Es sei denn man kriegte von irgendjemandem was. Wir haben also die ganzen ersten Jahre, ich weiß nicht wie lange, das hab ich jetzt vergessen, haben wir Strohsäcke gehabt, ne. Das waren dann also Säcke und die waren teilweise mit so'n Tarn... wie bei Bundeswehranzügen, mit so einem Tarnstoff. Weiß ich auch nicht wo das her war. [...] Ja, ganz grob und hart, sag ich mal und dann war eben nur Stroh da drin. [...] Ja, dann hat man natürlich sich dann also, Bettwäsche schon, wie man sie auch später kannte, aber es war ja eben alles naja ganz, ganz einfach, ne.“²⁸⁸

Auf die Frage nach dem Mobiliar assoziierten alle Interviewten immer zuerst das Bett mit dem Wohnen, das alle auch genau beschreiben konnten, im Gegensatz zu den übrigen Möbeln im Wohnraum. Diese Tatsache steht auch im Einklang mit dem Schlafzimmer, das im Wohnraum die größte Priorität hatte, weil es zum einen der einzige private Rückzugsraum im Wohnraum des Siedlungshauses für die Bewohner war und zum anderen, weil er dem alleinigen Zwecke des Schlafens diente und nicht zu einem multifunktionalem Raum degradiert wurde. Obwohl das Bett in diesem soziokulturellen Zusammenhang nicht der Repräsentation diente, weil es sich in einem privaten Raum befand, der für Gäste nicht zugänglich gemacht wurde, hatte es dennoch – zumindest aus heutiger Wahrnehmung – einen hohen Stellenwert für die Bewohner, über den die Identifikation mit ihrem Wohnraum stattfand, die in engen Zusammenhang mit der persönlich reflektierten Gemütlichkeit stand.

²⁸⁸ Frau P. (Zufluchtsuchende) aus Tostedt. Interview vom 21.10.2007, S. 6.

Das Möbel als Medium der Fremdidentifikation

Auch wenn der Wohnraum rein baulich einen geschlossenen Raum darstellt, so ist er dennoch ein offenes Gebilde, das nicht nur durch die Handlungen und Bewegungen der Bewohner geformt und beeinflusst wird, sondern ebenso durch ihre mentalen Verknüpfungen.

„Also Sie müssen sich das nüchterner, etwas kälter vorstellen, wobei jeder froh war, ja so’n Küchenschrank hatte auch fast jeder. Ja, das ist dann so ein Modell, wobei unser dann, wir hatten ja keine Sachen aus’m Krieg mitbringen können aus unserem wunderschönen Haus, sondern wir kriegten dann irgendwelche Dinge durch Bekannte, Verwandte gespendet. Nun manches musste, war so, dies musste dann zum Beispiel abgebeizt werden, damit man überhaupt erkannte, was das für’n Holz war oder so, ne. Aber man war ja damit zufrieden, weil es links, rechts, gegenüber, es ging keinem anders, ne.“²⁸⁹

Die Bemerkung der Siedlerin, dass es den anderen nicht anders ging, ist eine häufig anzutreffende Ergänzung zu den Erzählungen über die eigene Wohnraumsituation der Zeitzeugen, die als Zufluchtsuchende in den Landkreis Harburg kamen. So wird die Perspektive von ihrer Wohn- und Lebenssituation auf die der anderer abgelenkt und zu relativieren und vereinheitlichen versucht. Gleichzeitig wurde dadurch jedoch auch der eigene materielle Zustand und somit das eigene Verhalten und die Erwartungen mit denen der anderen in Beziehung gesetzt. Die Ziele und Normen der individuellen Wohnsituation orientierten sich somit auch an übergeordneten Zielen und Normen und äußerten sich in einem gewissen Grad auch über die Identifikation mit den anderen.

Die Formulierung der Zeitzeugin „irgendwelche Dinge durch Bekannte“ zeigt ein weiteres Mal auf, dass die Gegenstände im neuen Wohnraum zunächst keinen ideellen Wert für die Siedler hatten, da sie, wie bereits im vorigen Interviewausschnitt angemerkt wurde, reine Funktionsträger waren.

Auch der Status, den das Haus am Herkunftsort einnahm, wird von der Zeitzeugin mittels der Möbel assoziiert und als wunderschön beschrieben, während das Siedlungshaus im Zusammenhang mit den Möbeln, die sie an ihrem Ankunftsort bekamen, keine Erwähnung findet und der Zustand der Möbel als unzulänglich beschrieben wird. Hier verdeutlicht sich, wie

²⁸⁹ Frau P. (Zufluchtsuchende) aus Tostedt. Interview vom 21.10.2007, S. 3.

über den Wohnraum der Verlust des Herkunftsraumes auch reflektiert werden kann. Die Fremdheit, welche die Zeitzeugin mittels der Möbel aufbaut, entsteht durch den Vergleich zwischen den „wunderschönen Bekannten“ in der Heimat und dem „verschlissenen Fremden“ in ihrem neuen Sozialraum. Das Reflektieren dieser Wohnräume macht sie als unterschiedliche Identitätsräume erst visuell, aber auch mental für die Akteurin greifbar.

Über Erinnerungsräume und Erinnerungsobjekte im Wohnraum

Aufgrund dessen, dass viele Zufluchtsuchende keine Möbel und Einrichtungsgegenstände in ihren neuen Wohn- und Lebensraum mitnehmen konnten, stellte dies häufig für die Bewohner einen sozialen wie kulturellen Rückschritt dar. Damit ihr alter Lebensraum nicht ganz in Vergessenheit geriet, versuchten sich viele Zufluchtsuchende diesen durch Erinnerungen aufrechtzuerhalten, die auf unterschiedliche Weise assoziiert wurden, wie der nächste Interviewausschnitt einer ehemals Zufluchtsuchenden veranschaulicht.

„Wir hatten auch Kachelöfen, die waren so hoch, ne, nee hier im Wohnzimmer, einen Braunen. [...] Ja, so ungefähr, ja und so etwa in die Richtung und der wurde mit Holz und Kohle geheizt. Zu Hause hatten wir die, also in Westpreußen, die großen aufgemauerten, mit son ner Röhre drin, wo die Bratäpfel rein kamen, das war natürlich schöner, aber hier, sowas konnten wir uns hier nicht leisten (lacht).“²⁹⁰

Für die Siedlerin vergegenwärtigt sich am Kachelofen nicht nur ein anderer Wohnkomfort, sondern auch ein anderer sozialer Status. Es findet ein Vergleich zwischen den Möbeln statt, in diesem Fall den Kachelofen, den sie an ihrem Herkunftsort hatte, mit dem, den sie nun an ihrem neuen Ort im Siedlungshaus vorfand. Auf diese Weise fand eine Reflexion ihres Wohnumstandes statt, mit der sie nicht nur praktische Einschränkungen verband, wie beispielsweise den Verlust der Bratröhre, sondern auch soziale, weil sie sich diese Art Ofen nicht mehr leisten konnten in dem neuen Sozialraum. Somit hatte dieses neue Möbelstück auch Einfluss auf ihre Wohn- und Lebenskultur, wie sich am Beispiel der Bratäpfel verdeutlicht, die nicht mehr auf diese Weise gebacken werden konnten. Die Handlungsstruktur war daher nicht nur eine andere durch die veränderte Raumstruktur, sondern auch durch eine andere

²⁹⁰ Frau P.-R. (Zufluchtsuchende) aus Sprötze. Interview vom 19.10.2007, S. 6f.

Möblierung, die die Bewohner zu anderen Wohnpraktiken veranlasste. Anhand der Erzählung verdeutlicht sich eine Spannung zwischen der kulturellen Orientierung an dem Herkunftsgebiet der Siedlerin und der notwendigen soziokulturellen Neuorientierung in ihrem neuen Sozialraum. Auch die Gestaltung des Wohnraumes fand nun unter neuen Voraussetzungen statt, und dies nicht nur ökonomisch. Aufgrund des neuen Sozialraumes ergaben sich auch neue Einflüsse von außen sowie neue räumliche Vorgaben, woran sich nun die Gestaltung des Wohnraumes orientieren musste. Unabhängig von den äußeren Einflüssen entstand hier ein Bruch in der Wohnkultur für die Siedler, wodurch sie ihren Wohnraum erst einmal für sich neu sozial wie kulturell definieren mussten. Und dies geschah nicht nur durch die Handlungen und die neue Strukturbildung im neuen Sozialraum, sondern auch durch die Artefakte im Raum, die ihr Handeln leiteten, prägten und auch formten.

Auch wenn die meisten Zufluchtsuchenden keine Einrichtungsgegenstände mitnehmen konnten, so wurden doch schließlich auch die ersten selbst gekauften Möbel zu Erinnerungsträgern, mit denen die Anfangszeit im Siedlungshaus assoziiert wurde. Auch wenn sich der symbolische Wert dieser Einrichtungsgegenstände mit der Zeit durch die alltägliche Benutzung verringert hat, so werden diese Möbel bis heute bewusst bewahrt und gepflegt²⁹¹.

Bedeutungshorizont des Möbels im beengten Wohnraum

Die Beengtheit im Siedlungshaus stellte viele Familien vor neue Herausforderungen. Durch die Wohnraumknappheit war es unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht erlaubt, zu großzügig zu bauen. Darüber hinaus mussten die Siedlungshausbesitzer die ersten zehn Jahre Räume als Einliegerwohnung für Wohnraumbedürftige zur Untermiete abgeben. Auf die Größe der Familien wurde dabei häufig keine Rücksicht genommen. Die Vergabe des Wohnraumes von Seiten der Behörden geschah unter gleichen Voraussetzungen, unabhängig von der individuellen Familienkonstellation und -größe.

„Wir hatten ja keine Etagenbetten, unsere Kinder hatten Wandbetten. [...] Jaa, das war... die waren so breit und dann ja zwei Meter lang, so hoch. Klaus hatte mit Türen

²⁹¹ Im Zuge der Interviews wurden der Autorin viele Gegenstände vor Ort von den Zeitzeugen gezeigt, die noch immer Bestandteil ihres Alltags sind.

vor und der andere hatte mit Vorhang vor. Abends hat man den Vorhang auf gemacht, hat das Bett, hat das Bett da raus geklappt, dann war das richtig so 90-mal 1,90 so mit Matratze. Und die Füße kommen da mit raus und dann stand das und das Regal war da oben über. Und am Tage wurde das an die Wand geklappt und die Kinder hatten im Kinderzimmer Platz zum Spielen.“²⁹²

Die Schilderung der Siedlerin aus Sprötze veranschaulicht, dass die Beengtheit in den Siedlungshäusern nicht nur durch die Handlungen und die Räume an sich kompensiert wurde, sondern auch durch die Möbel. Das Möbelstück Bett erhält seine Wichtigkeit für den Bewohner nicht durch seine Funktion als Schlafmöbel an sich, sondern durch seine Funktionalität, sich den räumlichen Bedingungen anzupassen, gerade weil das Kinderzimmer unterschiedlichen Bedürfnissen gerecht werden musste. So versuchte die Siedlerin über die Möbel Strategien zu finden, wie der Raum effektiv ausgenutzt werden konnte. Bei dieser Effektivierung im Wohnraum wurde das Bett als temporär genutzter Einrichtungsgegenstand verstanden, das sich der Repräsentation entzog, weil es zum einen in der Nacht genutzt wurde und zum anderen in der Regel in Räumen steht, die nicht für Gäste zugänglich sind. Es wurde aus praktischen Erwägungen zum flexiblen Gegenstand im Wohnraum gemacht, war aber auch gleichzeitig ein Prestigeobjekt, auf das die Bewohner stolz waren und das, obwohl es eben nicht sichtbar in den Raum gestellt wurde, sondern gerade weil es platzsparend den Raum freigab. Durch das Ausklappen der Betten im Kinderzimmer wurden die Handlungen im Raum auch zeitlich strukturiert. Auf diese Weise wurde ein Wechsel verschiedener Aktivitäten eingeleitet. So konnten die Akteure der Beengtheit entgegenwirken und sich ihre Freiräume schaffen – Luxus war mehr Raum – mehr Freiraum im Wohnraum.

4. Über die Raumordnung und den Freiraum im Wohnraumprozess

Die Artefakte als Instrument der Typisierung

Wie bereits in den vorangegangenen Kapiteln konstatiert, stellten die Siedlungshäuser trotz kleiner Abweichungen von den behördlich vorgeschriebenen Bautypen keine individuellen Baumaßnahmen dar, sondern einheitliche Bauweisen, die ihren Ursprung in der nationalsozia-

²⁹² Frau P.-R. (Zufluchtsuchende) aus Sprötze. Interview vom 19.10.2007, S. 8.

listischen Zeit hatten. Die Uniformität dieser Nachkriegssiedlungen mit ihrer gleichartigen Bauweise und geographischen Anordnung im Siedlungsraum war ein signifikantes Merkmal für die Bauweise der Nachkriegszeit. Aufgrund dessen stellt sich zwangsläufig die Frage, inwieweit die Häuser den Bedürfnissen ihrer Bewohner entsprachen und wie sie ihren Wohn- und Lebensraum wahrnahmen.

„Es war also hinten auf dem Hof ein Stall mit Plumpsklo. Also Wasserspülung, Toilette, sowas gab es ja noch nicht. Und es waren denn auch so Gartengeräte für jeden. Jeder hatte das Gleiche. Das ist ja das Wahnsinnige an diesen Siedlungen damals. Heute ist es ja ganz anders. Es hatte jeder die gleiche Grundausstattung und dann sieh zu, wie du jetzt damit klar kommst.“²⁹³

Der Interviewausschnitt mit der Siedlerin aus Emmelndorf zeigt, dass die Behörden faktisch versuchten, gleiche Handlungsvoraussetzungen im Raum für jeden einzelnen Siedler zu schaffen. Und dies nicht nur durch eine einheitliche bauliche Struktur, sondern darüber hinaus auch durch gleiche Artefakte, durch die die Handlungen im Raum einheitlich strukturiert und kontrolliert werden sollten. Somit wurde der Raum nicht nur durch die Bauweise funktional typisiert, sondern auch durch die Dinge im Raum, die den Siedlern vorgeschrieben bzw. zugeteilt wurden, wie beispielsweise das Plumpsklo im Stall oder der Nutzgarten und die Gartengeräte. Ziel dieser administrativen Strukturvorgaben war es, für die Bewohner Stabilität im Wohn- und Lebensraum herzustellen, denn den Gebäuden ebenso wie dem Nutzgarten mit den Gartengeräten und dem Stall mit dem Plumpsklo, wurden bereits bestimmte Handlungs- und Verhaltenskodierungen eingeschrieben. Dabei ging diese homogene Raumstrukturierung jedoch nicht auf die unterschiedlichen Bedürfnisse innerhalb der Siedlungen ein, deren Bewohner aus unterschiedlichen sozialen Schichten und Kulturen kamen. Dies hemmte schließlich auch die Siedler theoretisch in ihrer Gestaltungsfreiheit und nahm ihnen die Möglichkeit, ihren neuen Lebensraum durch ihr eigenes Handlungsspektrum zu prägen. Die Differenzen ergaben sich folglich gerade aus den Vorschriften der Behörden und resultierten aus der entstandenen Ambivalenz zwischen den Artefakten und dem sozialen und kulturellen Hintergrund der Siedler, weil es eben nicht immer ihren Ansprüchen oder ihrem Bedarf entsprach. Der individuelle Lebensstil der Bewohner wurde zunächst dahingehend ignoriert, dass den

²⁹³ Frau P. (Zufluchtsuchende) aus Tostedt. Interview vom 24.10.2007, S. 8.

vorgegebenen Strukturen ein bestimmtes Lebensmodell in ihrem Wohnraum eingeschrieben war. Der Umgang mit den Artefakten in ihrem Sozialraum wurde den Siedlern selbst überlassen. Der Strukturierungswille der Behörden mittels der Artefakte endete somit auf der Schwelle des Hauses, und die Umsetzung der Vorgaben war jedem einzelnen Siedler selbst überlassen.

„Und nach unseren Bedürfnissen konnten wir gar nicht bauen, das sehen Sie schon an den Klos hier.“²⁹⁴ - Individualität und Selbstbestimmung im Siedlungsbau

Die Siedlungshäuser in den verschiedenen Siedlungen des Landkreises Harburg wurden immer nach einem bestimmten Haustyp gebaut, der vorgegeben war und den die Siedler nicht frei wählen konnten, sondern den sie annehmen mussten, wenn sie sich dafür entschieden, in der jeweiligen Siedlung zu bauen. Das bedeutete auch gleichzeitig, dass sie damit auch einen Wohnstil annahmen²⁹⁵, der ihnen durch diese vorstrukturierten Räume diktiert wurde.

„Und nach unseren Bedürfnissen konnten wir gar nicht bauen, das sehen Sie schon an den Klos hier. Mein Nachbar drüben hier, das war der einzige, der hatte das kleine Kinderzimmer, dieses hier, wo meine Bücher sind, war an für sich als Kinderzimmer gedacht, da habe ich auch mal später logiert, drin geschlafen, und der hatte sich davon noch was abgetrennt, also das Zimmer kleiner gemacht und hatte sich so ein kleines Bad reingemacht. Da hat er viel Ärger gekriegt, das war hier nicht vorgesehen. Die gingen alle aufs Plumpsklosett hier. Alle, weil wir hier keine Kanalisation hatten. Wir mussten uns hier eine Sickerkuhle, wir mussten so Sickerkuhlen bauen und da haben wir das dann gelassen.“²⁹⁶

Im Interviewausschnitt des Zeitzeugen aus der Siedlung Neu Wulmstorf wird deutlich, dass es sich einige Siedler trotz aller Vorschriften und räumlicher Strukturierung von Seiten der Behörden nicht nehmen ließen und bereits während des Bauprozesses damit begannen, die vorgegeben Strukturen aufzubrechen, um sie mit ihren eigenen Bedürfnissen kompatibel und somit alltagstauglich zu machen. Die Strukturierungen von Seiten der Behörden stellten eine Verkehrung ihrer Ordnung dar und hatten insofern auch existentielle Bedeutung für die Bewohner, weil es für einige Siedlungshausesitzer, die aus einem anderen soziokulturellen Mi-

²⁹⁴ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 10.

²⁹⁵ Siehe hierzu Brigitta Schmidt-Lauber: Orte der Gemütlichkeit, S. 125.

²⁹⁶ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 10.

lieu kamen, eine Anpassungsleistung und -notwendigkeit erforderlich machte, die über die funktionalen Aspekte dieser behördlichen „Rauminstallationen“ hinausging. Die Strukturierung schränkte den Freiraum des Raumbenutzers dahingehend ein, dass er sich in seiner Selbstwahrnehmung gestört und in seiner Identität nicht bestätigt sah. „Schließlich kann Identität nur dann gelingen, wenn alle sozialen und kulturellen Lebensbedürfnisse im gelebten Raum erfüllt werden – wenn die Sprache der Räume einen hohen Befriedigungswert für jede und jeden Einzelnen in seiner sozialen und symbolischen Lebensumwelt hat, wenn sie Traditions- und Erinnerungswerte zum Ausdruck bringt und Aktivität und Interaktion ermöglicht.“²⁹⁷ Die Typisierung der Siedlungen mit ihren einheitlichen baulichen wie nutzungsbedingten Merkmalen stellten darüber hinaus auch eine Identitätszuschreibung dar, mit der sich beispielsweise der Siedler, von dem im Interviewausschnitt die Rede ist, so nicht arrangieren wollte. Ob die Intention dieses Eigensinns praktischen Erwägungen folgte, es nicht konform mit seinen Gewohnheiten aus der alten Heimat ging oder das Badezimmer für ihn als Statussymbol von Bedeutung war, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Doch lässt sich im Vergleich mit anderen Interviews feststellen, dass das Badezimmer im Haus einen hohen Stellenwert besaß und ein wichtiger Bestandteil der Raumwahrnehmung der Siedler und somit ihrer Vorstellung vom Wohnen als Bestandteil ihrer Identität darstellte.

Der Schweinetrog als Aushandlungsprozess zwischen Identitätszuschreibung und Selbstwahrnehmung

Der Grundgedanke der Nebenerwerbssiedlungen war es nicht nur, Wohnraum zu schaffen und die Selbstversorgung durch Gartenland und Viehzucht zu sichern, sondern auch den vertriebenen Landwirten die Verbindung zur Landwirtschaft zu sichern. Jedoch waren nicht alle Siedler mit der Landwirtschaft vertraut. Auch die Grundstücksgrößen sowie die Größe des Stalls zur Haltung von Schweinen und Federvieh eigneten sich nur eingeschränkt für den landwirtschaftlichen Nebenerwerb. Weitere Gründe gegen den Nebenerwerb waren die veränderte Lebenssituation der Siedler, die bereits anderen Berufen nachgingen, die teure Anschaffung von Düngemitteln zur Bodenaufbesserung sowie der Zukauf von Futter, um Man-

²⁹⁷ Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen und Wohnkultur im Wandel, S. 125.

gelterscheinungen beim Vieh vorzubeugen. Ein ehemaliger Bauamtsleiter des Landkreises Harburg berichtet:

„Der Schweinetrog, der wurde von Nebenerwerbssiedler zu Nebenerwerbssiedler weiter gereicht und heute dienen diese Nebenerwerbsgebäude anderen Zwecken (Badezimmer). [...] Es wurde eine Abnahme gemacht, natürlich vom Kulturamt. Dann war ja immer der Schweinetrog noch da. Und wenn der die Abnahme gemacht hatte, [...] und hatte den Schweinetrog da gesehen, der muss ihm ja schon bekannt vorgekommen sein, denn den hat er ja immer wieder gesehen. Der wurde weiter gereicht.“²⁹⁸

Eine interessante Besonderheit bei diesem Interviewausschnitt ist, dass das Kulturamt die Abnahme der Nebenerwerbsgebäude vornahm. Zwar wurde der Bau der Nebenerwerbssiedlungen durch das Kulturamt gefördert, jedoch war diese Fördermaßnahme eine von vielen bei der Umsetzung der Siedlungsbaumaßnahmen. Die Kontrollfunktion des Kulturamtes offenbarte nicht nur den Versuch einer gesellschaftlichen Einordnung und somit Kategorisierung der Siedler als Selbstversorger bzw. Nebenerwerbslandwirte, sondern auch den Versuch einer Einstufung in ein von ihnen vorgegebenes Wahrnehmungsmuster, durch das sie den Siedlern in ihrem Sozialraum eine kulturelle Repräsentation zuwiesen, die nicht nur die Handlungen der Siedler beeinflussen sollten, sondern auch die Fremdwahrnehmung der Gesellschaft mitbestimmte. Die Zuständigkeit des Kulturamtes verdeutlicht jedoch auch im Umkehrschluss die als wichtig eingestufte kulturelle Bedeutsamkeit der Nebenerwerbssiedlungen im gesellschaftspolitischen Kontext. Das Weiterreichen des Schweinetroges von Siedler zu Siedler veranschaulicht hingegen einen Aushandlungsprozess zwischen der Behörde und den Hausbesitzern, bei der sich die Siedler über die obrigkeitliche Identitätszuschreibung hinwegsetzten, indem sie die administrative Kategorisierung unterliefen. Der Schweinetrog wurde dabei für die Siedler zu einer symbolischen Inszenierung einer von der Obrigkeit erwarteten Identität, um ihre eigene kulturelle Repräsentationsstrategie durchzusetzen, durch die sie sich ihren Freiraum schafften, um anschließend selber über die Art der Nutzung, sei es nun als Schuppen oder Garage, entscheiden zu können.

²⁹⁸ Herr M., ehemaliger Bauamtsleiter Landkreis Harburg. Interview vom 8.10.2012, Freilichtmuseum am Kiekeberg, S. 1.

„Wohnzimmer wurde das! Mein Wohnzimmer ist ein Schweinestall.“²⁹⁹ - Um- und Anbaumaßnahmen

Bereits in den 1960er Jahren fanden schließlich die ersten Um- und Anbaumaßnahmen statt. Der sich entwickelnde Wohn- und Lebensstil in den 1960er Jahren stand schließlich einer Bauweise der 1920er und 1930er Jahre gegenüber, dessen Grundrisse nicht flexibel waren. Aufgrund dessen wurden in den Folgejahren An- und Umbaumaßnahmen durchgeführt, um sich den veränderten Ansprüchen und dem neuen Lebensstil anzupassen und somit den veränderten Wohn- und Lebensbedürfnissen. Ein Ehepaar, das in Salzhausen ein Siedlungshaus gebaut hat, erzählt:

Frau: „Z.B. in dem Haus, was mein Schwiegervater gehörte, das kriegte mein Mann dann und mein Mann hat das wieder an meinen Sohn weitergegeben. Und der hat sich das jetzt ausgebaut, aber das gehört unserem Sohn, der hat das ausgebaut. Die haben alle irgendwie was gemacht, damit sie mehr... weil das ja auch ziemlich kleine Stuben waren...“

Mann: „Na ja zu der Zeit war man ja auch froh, wenn man ein bisschen mehr Räumlichkeit hatte, das war ja so beengt.“

[...]

Mann: „Teils ist [...] teils ist ja auch schon in den 60er Jahren, Gebäude so ein bisschen wohnungsmäßig verändert worden... Wände rausgenommen, Stall als Wohnraum mitgenommen und außen auch Fenster teils verändert.“³⁰⁰

Der Anspruch der Siedler an ihren Wohnraum veränderte sich. Dabei ging es nicht um das äußere Erscheinungsbild des Siedlungshauses, sondern vielmehr um den Wohnraum an sich, der als zu beengt wahrgenommen wurde. Der praktische und funktionale Raumgedanke der Nachkriegszeit war obsolet geworden, weil der geschichtliche Hintergrund, der zum Entstehungsprozess dieser Häuser führte, nicht mehr zum sozialen Hintergrund seiner Bewohner passte. Ein anderes Ehepaar aus der Siedlung in Ashausen berichtet:

Mann: „Aber ganz hinten in der Ecke, da war noch die Schweinekammer und davor war dann der Waschraum, also da hat meine Oma denn geschlafen, also Großmutter, die hat da ihr Zimmer gehabt. [...]

Frau: „61 bin ich her gekommen, da war der noch. Wir sind ja dann angefangen oben auszubauen, wie wir verlobt waren. Da haben wir oben erst mal das Wohnzimmer erstmal. Der Stall war Wohnzimmer. das war 61, da haben wir geheiratet, da waren wir noch nicht ganz fertig. [...]

²⁹⁹ Herr Tsch. (Zufluchtsuchender) aus Sprötze. Interview in der Bürgermeistersprechstunde in Sprötze vom 7.08.2007, S. 15.

³⁰⁰ Herr und Frau K. (Ausgebombte) aus Salzhausen. Interview vom 21.05.2007, S. 5 und S. 8.

Die Schweine hattet ihr nicht mehr, aber der Stall war noch da. Die Schweine waren nicht mehr da, aber der Stall noch. Und danach ist dann nachher unten umgebaut worden. Das muss so 65/66... da haben wir denn auch Wasser gekriegt, also Leitungswasser und da ist dann das Badezimmer, da ist das unten umgebaut worden. Das muss so 65/66 gewesen sein. 66 ist die Wasserleitung nach Ashausen gekommen, das weiß ich, ich habe da gerade mit gearbeitet, also auf dem Amt. Und die Kanalisation ist erst später gekommen. Das haben wir erst gemacht, wie wir umgebaut haben.“³⁰¹

In beiden Interviews wird deutlich, dass insbesondere der Schweinestall, der nicht mehr als solcher genutzt wurde, als Wohn- oder Schlafräum erhalten musste. Häufig war jedoch die erste Umbaumaßnahme bei allen Siedlern zunächst der Einbau eines Badezimmers im Haus. Die Installation des Badezimmers oder der Toilette im Haus wurde als wichtiger Fortschritt beim Wohnen gesehen, die mit dem Anschluss der Siedlungshäuser an die Kanalisation und an die örtliche Wasserversorgung schließlich Bestandteil des Wohnraumes wurden. Erst danach folgten Erweiterungen und Anbauten, um mehr Wohnfläche zu erhalten oder die Wohnfläche im Haus umzustrukturieren.

Das Wohnzimmer gab dem gesamten Haus schließlich einen mehr repräsentativen Charakter und bot nicht nur die Möglichkeit, Gäste mehr formell zu empfangen, sondern zeugte auch davon, dass man nun einen Raumüberschuss hatte, der sich den praktischen Erwägungen seiner Bewohner entzog, weil man es sich räumlich leisten konnte. Häufig fielen solche Entscheidungen zusammen mit veränderten Familienkonstellationen, wenn die Eltern oder Großeltern verstarben oder die Kinder auszogen bzw. die Einliegerwohnung nicht mehr gebraucht wurde. Auch ein veränderter Lebensstil, der beispielsweise das Halten der Nutztiere aufgrund eines kostengünstigeren Supermarktbesuches oder verbesserten Einkommens für die Siedler überflüssig machte, führte zu Veränderungen im Wohnraum.

Das Badezimmer bzw. die Toilette im Haus versprach hingegen mehr Intimität und Privatsphäre für die Siedler, deren Stall mit integriertem Plumpsklo nicht direkt dem Haus angeschlossen war und die Siedler zwang, zunächst über den Hof zu laufen und sich den potentiellen Blicken der Nachbarn auszusetzen. Darüber hinaus entsprachen der Gang auf das Plumpsklo oder der Waschtrog in der Küche nicht mehr den Vorstellungen der Bewohner, weil es

³⁰¹ Herr und Frau H. (Zufluchtsuchender und Einheimische) aus Ashausen. Interview vom 30.07.2007, S.6.

auch nicht mehr zeitgemäß war. Raumnutzungen sind somit auch Spielräume, die sich verändern im Fortschreiten des gesellschaftlichen Wandels.³⁰²

„Also diese Veränderungen, ich würde sagen, die kamen später erst. Die Leute hatten ja kein Geld und die waren erst mal froh, dass sie irgendwo untergekommen waren. 65 fing ich wieder bei der Post an und da bin ich auch viel in diesen Bezirk hier noch gegangen, abgelesen habe ich da nicht mehr (Wasser ablesen). Aber da hab ich gesehen, ich kann mich noch erinnern an die Familie Ramrath in Riehtal. Wenn ich da hinkam, Herr Ramrath der hat ewig sein Haus innen umgebaut, ewig. Dann hat er da wieder eine Tür rein gemacht, dann hat er da wieder zugemauert, aber das waren so Ausnahmen. Die Allermeisten, die haben lieber später dann angebaut. Aber im Haus selbst die Veränderungen, die kamen erst wie es los ging mit WC einbauen, da ging das los, das war bei uns auch. Man musste den Platz ja irgendwo abnehmen dafür und viel Platz war hier nicht und dann ging das zu Lasten der Küche.“³⁰³

Die Erzählung des Siedlers im Interviewausschnitt legt dar, dass die veränderte Raumnutzung häufig auch zu Lasten anderer Räume ging. Es fand eine Neuordnung im Wohnraum statt, die ein Neu-Priorisieren der Wohnbedürfnisse widerspiegelte. Die verschiedenen Interviewbeispiele verdeutlichen außerdem, dass trotz der gleichförmigen Bedürfnisse sich die Umsetzung der Umstrukturierung des Wohnraumes durchaus, wenn auch im begrenztem Umfang, vielfältig umsetzen ließ. Grenzen hierfür setzen alleine ein unzureichendes handwerkliches Geschick oder begrenzte finanzielle Mittel.

Trotz der im Laufe der Zeit vorgenommenen Um- und Anbaumaßnahmen an den einzelnen Siedlungshäusern haben die Siedlungen jedoch nicht den für sie typischen Charakter verloren. Zwar entsprach die Zweckmäßigkeit solcher Nebenerwerbssiedlungen nicht immer den Wünschen und Ansprüchen der Menschen. Doch war das vorrangige Ziel erreicht, vermehrt Wohnraum zu schaffen und so den Menschen, insbesondere den Zufluchtsuchenden, ein neues Eigenheim zu ermöglichen.

³⁰² Johanna Rolshoven: Das mobile Haus, S. 50.

³⁰³ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 15f.

VI. Zwischen Heim(at)verlust und Eigenheim oder wie Ankommen und Raum zusammenhängen

Mit der Gründung der Nachkriegssiedlungen und dem Bau vieler Siedlungshäuser bekamen viele Zufluchtsuchende wieder ihren eigenen Wohnraum. Dadurch bezogen sie nicht nur einen neuen Aufenthaltsort, sondern auch rückblickend einen neuen Lebensort, da es ihnen nicht möglich war, zu ihrem Herkunftsort zurückzukehren. Die Siedlungshäuser markierten somit auch einen symbolischen Ort, der in den Geschichtsbüchern gerne als neue Heimat bezeichnet wird. Es stellt sich jedoch heraus, dass in den vorliegenden Interviews das Beheimaten keine Rolle spielte. Sondern vielmehr wird eine andere Perspektive aus der Sicht der Zufluchtsuchenden erkennbar, anhand der deutlich wird, dass es wichtiger war, etwas Eigenes zu haben, was mit dem Ziel verknüpft war, wieder sein eigener Herr im Haus zu sein. Daran veranschaulicht sich, dass die Siedlungshäuser viel mehr als ein architektonisches Zeugnis für eine geglückte Integration waren. Daher wird in diesem Kapitel nicht der Terminus Beheimatung bzw. das Heimischwerden im Zusammenhang mit dem Siedlungsbau thematisiert, sondern der Begriff des Ankommens verwendet. Die Siedlungshäuser versinnbildlichten für die Zufluchtsuchenden eine neue Lebensphase, welche die Phase des Übergangs ablöste und die des Ankommens markierte. Dabei ist das Ankommen weit mehr als nur eine Bewegungsrichtung hin zu einem Ort in einem neuen Sozialraum, sondern markierte vielmehr einen Wendepunkt zwischen zwei Phasen. Mit dem Ankommen ist somit auch ein Perspektivwechsel der Menschen verbunden, durch den sie auch gleichzeitig ihre Strategien veränderten und an die neuen Gegebenheiten anpassten, um sich ihren individuellen Freiraum zu gestalten. Auf diese Weise konnten sie sich ein neues Zuhause schaffen, von wo aus sie ihr Alltagshandeln koordinieren und sich ihre Spielräume gestalten konnten. Daher darf das Ankommen, entgegen seiner begrifflichen Bedeutung, nicht als Bewegungsrichtung gedeutet werden, die in einem statischen Zustand endete, mit dem man zunächst bauliche Fixiertheit an einem Ort assoziiert. Sondern Ankommen war ein Bestandteil eines vorwärtsgerichteten existentiellen Prozesses, bei dem die Zufluchtsuchenden eine Grunddynamik entwickelten, aus der sich soziale Netzwerke und neue soziokulturelle Strukturen bildeten. Dass dem Wohnraum in diesem Prozess eine wichtige Stellung zukommt, steht außer Frage. Vielmehr stellte sich die Frage, wie Raum

und Ankommen in dieser Phase eigentlich zusammenhängen. Dabei gilt es zunächst zu untersuchen, welche Perspektiven die Zufluchtsuchenden hatten und was mit diesen Perspektiven in ihrem neuen Sozialraum geschah. Identität ist dabei eine wichtige individuelle Komponente, mittels der sich die Zufluchtsuchenden mit ihrem Raum identifizierten. In diesem Sinne wird in diesem Kapitel auch die Verknüpfung zwischen Wohnen und Identität näher untersucht und in dem Zusammenhang die Bedeutung, die einer Unterkunft für die Integration im Dorf zukam. Was ist demnach für die Zufluchtsuchenden wichtig, um sich im neuen Raum zu Hause zu fühlen, und welchen Zusammenhang sehen sie zwischen ihrer Identität und ihrem (Wohn)raum? Da Siedlungsplätze auch immer Territorien darstellen, die durch Menschen angeeignet und geformt werden, soll in diesem Zusammenhang auch die Territorialitätstheorie von Greverus³⁰⁴ Berücksichtigung finden und zur Diskussion gestellt werden, inwieweit der Gedanke der Territorialität eigentlich trägt. Dies ist insbesondere wichtig, wenn man berücksichtigt, dass es unterschiedliche Formen von Territorialitäten gibt, die sich in unterschiedlichen Strategien äußern können und verschiedene Formen von Identitätskonstruktionen zulassen, was die folgenden Kapitel veranschaulichen sollen.

Dabei geht es bei den Identitätskonstruktionen um unterschiedliche Ebenen des Raumverlustes, die sich anhand von Strategien der Zugehörigkeit, der Verlusterfahrungen von Artefakten und einer veränderten Wahrnehmungen der Atmosphäre fassen lassen und in den folgenden Unterkapiteln veranschaulicht werden sollen. Dabei lag ein besonderes Augenmerk auf den Interviews der Zeitzeugen, die zur damaligen Zeit noch Kinder oder Jugendliche waren und nun als Erwachsene zu den Verlusterfahrungen ihrer Eltern Stellung beziehen. Da Kinder Identität anders wahrnehmen, war es daher wichtig zu analysieren, in welcher Konstellation sie darüber reden, und zu kontextualisieren, wie sie darüber reden. Ihre Erzählungen sind nämlich perspektivierte und personalisierte Geschichten, die sich zwar nicht widersprechen, aber narrativ sind: Narrative, die produziert und reproduziert werden durch beispielsweise die Medien. Es ist ein Prozess, der an den Erzählungen sichtbar wird, die sich überlagern, denn Erinnerung ist immer ein Rekonstruktionsprozess. Dabei ist ein Interview zum Teil nicht zum

³⁰⁴ Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.

Tragen gekommen, weil deutlich wurde, wie stark Erinnerungen durch andere überformt werden können. Daraus wird ersichtlich, dass auch das verfügbare Material seine Grenzen hat.

1. Wie die alte und neue Existenz das Ankommen im Raum beeinflussen

Die Wichtigkeit einer neuen Existenz für das Einleben und Sich-zuhause-Fühlen in einem neuen Raum steht außer Frage. Auch ist bereits angeklungen, wie wichtig ein eigenes Haus und somit Grundbesitz für die Integration der Zufluchtsuchenden in ihrem neuen Sozialraum war. Doch wäre es zu einfach zu sagen, dass ein eigenes Haus bzw. der eigene Wohnraum der Schlüssel für eine neue Identität war. Alter wie neuer Wohnraum blieben über den mentalen Raum der Menschen miteinander verkoppelt. Dahingehend fand im neuen Wohnraum nicht nur zukunftsorientierte Identitätsarbeit statt, sondern auch rückwärtsgerichtete Identitätsaufarbeitung, die beide nicht immer harmonisierten. Welche Faktoren waren also wichtig, damit sich der neue Wohnort zu einem Zuhause entwickeln konnte und welche Faktoren behinderten zunächst das Gefühl des Angekommen-Seins? Die folgenden Interviewausschnitte geben einen Einblick in die individuellen Herangehensweisen der Akteure, die sich trotz eines Eigenheims soziokulturell wie emotional zwischen zwei Heimatzen zu bewegen scheinen.

„Ja, aber man war dann ja auch so glücklich, dass man dann was hatte und alleine sein konnte wieder, nech und nicht bei fremden Leuten nech, das gehörte uns dann ja wieder [...].“³⁰⁵

In der Aussage der Zeitzeugin, die als Zufluchtsuchende in den Landkreis Harburg kam, verdichten sich zunächst verschiedene Wahrnehmungen, die schon bereits in den vorherigen Kapiteln angeklungen sind: Es wird ein weiteres Mal die Wichtigkeit des Besitzes hervorgehoben („dass man was hatte“), der in dem Interviewausschnitt jedoch in Zusammenhang mit dem Alleinsein-Können im eigenen Raum sowie das sich „Abgrenzen-Können von den anderen“ in Verbindung gesetzt wird. Das Alleinsein wird hier als Privileg empfunden, weil diese räumliche Distanz als Indikator für etwas Eigenes empfunden wurde. Der Interviewausschnitt verdeutlicht, wie wichtig die Fixierung des Eigenen und somit gleichzeitig die Abgrenzung vom Anderen war, weil diese Quasivoraussetzung für ihre materielle Existenzsicherung war

³⁰⁵ Frau P.-R. (Zufluchtsuchende) aus Sprötze. Interview vom 19.10.2007, S. 21.

(„das gehörte uns dann ja wieder“), und als Wohnraum ihre soziokulturelle Integrität sicherstellte. Diese Art der Territorialität, die in dem Interviewausschnitt deutlich wird, stellte zwar eine räumliche Grenzziehung dar, jedoch nicht im Sinne von Greverus³⁰⁶, die dadurch die Frage nach einer neuen Heimat beantwortet sieht, mit der sie eine räumliche Grenzziehung eines Drinnen und Draußen verbindet. Vielmehr definiert sich Territorialität in der Aussage der Zeitzeugin über eine Strategie, die zwar eine räumliche Grenzziehung mit einschließt, jedoch würde es zu weit greifen, diese mit einer neuen Heimat in Verbindung zu setzen, da es zunächst schlichtweg um einen eigenen Handlungs- und Identitätsraum ging und weniger um eine neue Heimat. Dieser Identitätsraum gab ihnen zwar Platz für ihre Normen und Werte sowie Darstellungen und bescherte den Zufluchtsuchenden Verhaltenssicherheit („dass man was hatte und alleine sein konnte wieder“), jedoch wurde aus den Interviews deutlich, dass es entgegen Greverus Aussage³⁰⁷ eben nicht darum ging, die Grenzen nach Außen aufrechtzuerhalten, sondern dass der Austausch mit der einheimischen Bevölkerung ein wichtiger Bestandteil bei der Identitätskonstruktion darstelle, was auch in den folgenden Interviewbeispielen deutlich wird. All dies sowie die Tatsache, dass ein Haus nun zu ihrem rechtlichen Besitz und Zuständigkeitsraum gehörte, waren wichtige Faktoren, wodurch sich die neue Existenz und der Sozialraum, in dem sie sich befanden, für die Zufluchtsuchenden zu einem Identitäts- und Handlungsraum entwickeln konnte.

Doch spielten auch andere Faktoren eine Rolle, die den Umgang mit dem neuen Raum beeinflussten und individuell unterschiedlich gehandhabt wurden. Auf die Frage, wie die Eltern das empfunden haben und ob diese der alten Heimat nachgetrauert haben, antwortete ein Zeitzeuge, der als Kind mit seinen Eltern im Landkreis Harburg Zuflucht fand und in Hittfeld ein Haus gebaut hatte:

Herr W.: „Aber allemal! Aber allemal! Denn wir sind ja – also ich sag mal, wir haben zu Hause alles gehabt – allerdings kein Grundbesitz. [...] Und ich kann mich erinnern, dass meine Mutter also oft so ad hoc in der Küche gesessen hat und geweint hat und dem nachgeweint hat, was sie nun alles gehabt haben und was sie nun nicht mehr haben.“³⁰⁸

³⁰⁶ Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, S. 32.

³⁰⁷ Ebd., S. 35.

³⁰⁸ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Hittfeld. Interview vom 25.07.2007, S. 6f.

In der Aussage des Zeitzeugen spiegelt sich zunächst eine Ambivalenz wider, denn zum einen hatten die Eltern des Zeitzeugen Grundbesitz in dem neuen Sozialraum erworben, den sie zuvor nicht hatten, auch nicht in ihrem Herkunftsraum. Zum anderen waren die Eltern unglücklich über die Dinge, die sie unwiederbringlich verloren hatten und deren Verlust ein Zuhause-Gefühl erschwerte. Dadurch, dass die Familie in ihrem Herkunftsraum keinen Grundbesitz hatte, wird Identität hier auf andere Weise erfahrbar als über Territorium. Zwar wird der Verlust nicht näher spezifiziert, doch strahlt die Küche Soziales auf eine andere Art aus, da sie als Ort für Geselligkeiten im Wohnraum den Verlust für die Mutter erst räumlich wie mental erfahrbar machte und für den Sohn reflektierte. Gedeutet wird das Weinen der Mutter durch den Sohn, der dies mit den Augen eines Kindes tut. Er ist es, der den Verlust mit dem Weinen der Mutter in Verbindung bringt. Der Sohn definiert die verlorene Existenz somit nicht so sehr über das materielle Besitztum seiner Eltern, sondern vielmehr über die sozialen Bezüge in ihrem vorherigen Sozialraum.

Die unterschiedlichen Beispiele zeigen, dass nicht nur die Bedingungen individuell verschieden waren, sondern auch die Bewältigungsstrategien. Aus der Perspektive des Sohnes war für die Mutter Besitzstreben sowohl im räumlichen als auch im ökonomischen Sinne nur ein sekundäres Ziel in ihrem Identitätsraum. Ein befriedigendes Identifikationsbedürfnis bedeutete demnach nicht die Aneignung eines Raumes, mit dem sie sich im territorialen Sinne abgrenzen konnte, sondern eine Rolle als anerkanntes und sich erkennendes Mitglied eines soziokulturell gegliederten Raumes innezuhaben, in dem es möglich war, an die gleichen sozialen Strategien anzuknüpfen.

2. Wie wurde die soziokulturelle Identität wieder hergestellt?

Mit dem Bau und Einzug in die Siedlungshäuser ergriffen die Zufluchtsuchenden Besitz von ihrem neuen Raum. Der neue Wohnraum gab ihnen wieder Stabilität und Dauerhaftigkeit im neuen Sozialraum, da er zu einem verlässlichen Ort wurde, an dem sie bleiben und den sie wieder selber gestalten konnten.

Diese territoriale Identitätsarbeit, die darauf hinarbeitete, sich in seiner Wohnung wieder wohl zu fühlen und sich mit ihr zu identifizieren, machte den neuen Wohnraum zum Ausgangspunkt der Identitätsbildung im neuen Sozialraum. „Daher ist gerade das Wohnen ein Bereich, in dem sich ethnisches und kulturelles Selbstverständnis von Migranten ausdrückt“.³⁰⁹ Dagegen wirft der unwiderrufliche Verlust vieler materieller Dinge, die ein Bestandteil dieser Identität waren, die Frage auf, was für die Zufluchtsuchenden in ihrem neuen Wohnraum wichtig war, um sich wieder zu Hause zu fühlen. Doch was bedeutete dieser Anspruch im Zusammenhang mit Identität? Auch in der Aussage von Birgit Bräuer kommt das Eigene zum Tragen. Dabei ging es vordergründig um Selbstbestimmung und Freiheit und das sich Nicht-unterordnen-Müssen im Wohnraum. Eine andere Komponente war jedoch dabei, dass man wieder „man selbst“ im Wohnraum sein konnte, da man wieder Herr über sein eigenes existentielles Dasein war. Das Eigene war somit auch die vermeintlich heile Welt der Vergangenheit, der nun als Bestandteil einer neuen Identität ein Platz im neuen Wohnraum eingeräumt wurde. Doch wie bewahrten sich die Zufluchtsuchenden diesen Teil ihrer Identität im Wohnraum, wenn keine Dinge und Artefakte aus dem Herkunftswohnraum auf der Flucht mitgenommen werden konnten? Der folgende Interviewausschnitt eines ehemals Zufluchtsuchenden gibt einen Eindruck davon:

„Was meine Eltern noch zu Anfang gemacht haben, was später unterblieb, wenn z.B. das haben wir in Ostpreußen auch gemacht, zu Weihnachten wurden hinter den Bildern Tannenäste gesteckt. Das hatten wir aus der alten Heimat mitgebracht. Und auch Pfingsten kam ein Birkenbaum vor die Tür gestellt und auch wenn wir wegfuhrten mit dem Auto, dann kam auch vorne an das Auto an das Nummernschild so ein Birkenästchen.“³¹⁰

Der Siedler, der über seine Eltern berichtet, erinnert sich nur an bestimmte Traditionen und Rituale, welche seine Eltern anlässlich bestimmter Feiertage auch im neuen Wohn- und Sozialraum einführten. Dadurch, dass keine Verbindung mit dem Herkunftswohnraum durch Ausstattung und Gegenstände hergestellt werden konnte, weil alles verloren war, konnte auf diese Weise auch keine Kontinuität ethnischer und lebensgeschichtlicher Identität hergestellt wer-

³⁰⁹ Birgit Bräuer: Ethnizität und Wohnkultur. Aspekte von Selbstverständnis und materieller Kultur Siebenbürger Sachsen in Niedersachsen, S. 47.

³¹⁰ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 14.

den. Daher versuchten sie dieses durch die Bräuche im Wohnraum. Anhand der Aussage des Zeitzeugen verdeutlicht sich, wie versucht wurde, Bindungen an bestimmte Muster und Traditionen im neuen Wohn- und Sozialraum durch das Schmücken mit Tannenzweigen im Haus und mit Birkenzweige außerhalb des eigenen Wohnraumes aufrechtzuerhalten. Dieses Gestalten im Wohnraum war folglich weit mehr, als nur den Raum mit zweckmäßigen und funktionalen Gegenständen auszufüllen. Sie grenzten sich nämlich dadurch auch gleichzeitig mit ihren Traditionen und Ritualen von den Anderen ab. So ging es bei dem Eigenen nicht ausschließlich darum, eine neue Identität zu schaffen, sondern das Eigene manifestierte sich insbesondere am Festhalten an den alten territorialen Ressourcen, die zu einem Bestandteil der neuen soziokulturellen Identität wurden. Durch die Ausstattung der Wohnung mit sozialräumlichen Ressourcen der alten Umwelt wurde quasi ein Bogen zwischen beiden Sozialräumen geschlagen, der die Kontinuität ethnischer und lebensgeschichtlicher Identität ermöglichte. Darüber hinaus wurden viele Zeitzeugen im Laufe der Interviews gefragt, was sie im neuen Wohnraum aus ihrer alten Heimat übernommen haben, also welche Traditionen und Rituale oder Dinge im neuen Wohnraum wieder aufgenommen wurden. Dabei nannten viele Zeitzeugen die Gerichte aus der alten Heimat, die im neuen Wohnraum Einzug erhielt.

Autorin: Hat sich das, dass Sie aus Ostpreußen stammen, auch beim Wohnen bemerkbar gemacht?

Herr W.: „Nein, kann ich nicht erinnern. Es gab natürlich Gerichte, die meine Mutter gemacht hat, die aus dem Osten stammen.“³¹¹

Das Essen war dahingehend eine weitere wichtige Komponente ethnischer und lebensgeschichtlicher Kontinuität im Zusammenhang mit der Identität der Zufluchtsuchenden in ihrem neuen Wohnraum. Insbesondere die Aussagen derer, die damals noch Kinder waren, nahmen Identität über das Essen und den Geruch wahr, aber nicht notwendigerweise über bestimmte Artefakte. Jedoch nicht nur die Gerichte an sich, sondern auch deren Zubereitung und das Essen der Speisen wurden zu einem wichtigen Bestandteil und Verbindungselement zwischen dem alten und neuen Sozialraum, auch weil sie Erinnerungen weckten. Die Nahrungspraxis stellte in ihrem neuen Wohn- und Sozialraum einen vertrauten Zufluchtsbereich dar, durch die

³¹¹ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Hittfeld. Interview vom 25.07.2007, S. 7.

sich die Akteure 'Zuhause-Räume' konstruierten³¹². Außerdem ist Essen ein sozialer Bestandteil der Gesellschaft, der vergemeinschaftet. Darüber hinaus konnte auch über die Sinneswahrnehmungen, wie beispielsweise den Geruch und Geschmack sowie andere visuelle Aspekte, ein Gefühl von Zugehörigkeit nicht nur für die Zufluchtsuchenden im neuen Wohnraum wiederhergestellt, sondern auch nach außen vermittelt werden. Die Zufluchtsuchenden kamen mit der Flucht und dem Bau eines Hauses gewissermaßen in einen anderen „Duftraum“. Auf diese Weise schafften sie es, einen wichtigen Bestandteil ihrer lebensräumlichen Kultur in ihrem neuen Wohn- und Lebensraum weiterzuführen und darüber hinaus als kulturelle Identität zu etablieren, denn sie konnten damit ihre Traditions- und Erinnerungswerte zum Ausdruck bringen, die ihnen Aktivitäten und Interaktionen in ihrem Wohn- und Sozialraum ermöglichten.³¹³ Dieser Prozess wurde nicht nur ein wichtiger identitärer Bestandteil im eigenen Wohnraum der Zufluchtsuchenden, sondern auch für die folgenden Generationen. Dieser Bestandteil setzt sich bis heute in unserer Esskultur fort und ist somit auch eine Komponente von Kulturwandel geworden. Gerichte wie Königsberger Klopse und Fleck waren Essen, die der einheimischen Bevölkerung zwar fremd waren, jedoch dabei halfen, den Raum, aus dem die Zufluchtsuchenden kamen, besser zu assoziieren.

3. Heimat als Ressource? – wie die Erinnerung an die alte Heimat den Aufbau der neuen Existenz beeinflusste

Über den Umgang mit dem Raumverlust

Der Raumverlust ist nicht nur durch den materiellen Verlust und die soziale Abkoppelung geprägt, sondern auch durch einen emotionalen Bruch. Auch wenn viele Zufluchtsuchenden einen Ausgleich für den materiellen Verlust erhalten hatten, so setzte die Aufarbeitung dieser Verlusterfahrung erst bewusst mit der Phase des Ankommens ein, denn erst über ihren Satisfaktionsraum konnten sie ihren Verlust bewusst reflektieren.³¹⁴ Beispielhaft hierfür stehen die sogenannten Flüchtlings- oder Heimatabende, an die sich ein Zeitzeuge erinnert.

³¹² Julia Bernstein: Aneignungen und Entfremdungen, S. 126.

³¹³ Elisabeth Katschnig-Fasch: Wohnen und Wohnkultur im Wandel, S. 125.

³¹⁴ Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, S. 37.

„Ja, früher, zu Anfang da war das der Flüchtlingsabend oder was. Den gab es ein vier-
tel Jahr oder was. Die Ausgebombten und Flüchtlinge haben dann so einen Heimat-
abend gemacht, ne. [...] Nee, das hat sich nachher aufgelöst und dann sind die Ham-
burger, sind zum Teil weggezogen, wieder nach Hamburg und dann ist das auch einge-
schlafen dann. Die Flüchtlinge wollten keine Flüchtlinge mehr sein.“³¹⁵

Die Teilnahme an Flüchtlings- bzw. Heimatabenden lässt sich sicherlich an unterschiedlichen Aspekten der Verlusterfahrung festmachen. Übergeordnet betrachtet gaben ihnen diese Flüchtlingsabende bzw. Heimatabende jedoch sozialen Halt im neuen Raum und waren eine Reaktion, um den erfahrenden Verlust zu kompensieren. Die Erfahrung des Raumverlustes ist dabei die Schnittstelle bei der Aufarbeitung des Verlustes, die sowohl Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten als auch Ausgebombte als Schicksalsgenossen zusammenführte. Auf diese Weise schafften sie sich einen raum-zeitlichen Rückzugsort, in dem sie die Erfahrung des Raumverlustes mit Gleichgesinnten reflektieren konnten. Während sie in ihrem neuen Raum dazu angehalten waren, zukunftsorientiert zu handeln und zu denken, konnten sie in dem von ihnen geschaffenen Parallelraum die Erfahrung des Raumverlustes verarbeiten. Diese rückwärts in den Raum gerichtete Orientierung war eine Übergangshandlung, die ihnen half, sich in ihrem neuen Raum auch mental sowie emotional neu zu strukturieren und vorwärts zu orientieren. Für die Zufluchtsuchenden war es trotz allem auch eine „Gradwanderung zwischen Bewahrung des heimatlichen Erbes und Anpassung an neue Mentalitäten, Verhaltensnormen und Lebensformen“³¹⁶, welche sie individuell ihren Bedürfnissen und ihrer neuen Lebensform anpassten.

Offensichtlich ist, dass das Thematisieren der räumlichen Veränderungen quasi unter Ausschluss der Öffentlichkeit bzw. der einheimischen Bevölkerung stattfand. Es war eine bewusste Ausgrenzung und Rückbesinnung, die zwar auf gemeinsame Erfahrungen aufbaute, jedoch auch Fremdheitserlebnis zuließ zwischen den Zufluchtsuchenden und den anderen, jedoch gleichzeitig eine Neuorientierung zum Ziel hatte, was schließlich die Auflösung dieser Abende verdeutlicht, sowie die Bemerkung des Zeitzeugen, dass die Flüchtlinge keine Flücht-

³¹⁵ Herr H. (Zufluchtsuchender) aus Ashausen. Interview vom 30.07.2007, S. 8.

³¹⁶ Andreas Kossert: *Kalte Heimat*, S. 119.

linge mehr sein wollten. Die alte Heimat wurde hier also zunächst zur Ressource, weil sie Neuorientierung ermöglichte.

Heimat als Ressource, mit der man argumentiert

Im Gegenzug dazu, dass Heimat als Ressource zur Neuorientierung dienen konnte, wie das vorherige Beispiel zeigt, konnte es ebenso die Neuorientierung bzw. den Neuanfang hemmen oder gar behindern. Im folgenden Interviewausschnitt erzählt ein Zeitzeuge, der als Zufluchtsuchender mit seiner Familie in den Landkreis kam, wie er die Zeit in der neuen Siedlung als Jugendlicher mit seinen Eltern erlebte.

„Ja, wir hatten gute nachbarschaftliche Beziehungen, aber nicht so, dass mein Vater oder meine Mutter Freunde hatten, die hier ständig kamen oder dass mein Vater irgendwo hinging oder meine Mutter. Das waren nur so Gespräche über den Zaun. Aber so lebten wir hier sehr zurückgezogen. Das war in Ostpreußen anders. Da kamen öfter die Leute von der Bahn zu uns. Und wenn mein Vater mal auf Urlaub war dann wurden wir eingeladen und dann wurde der Teppich aufgerollt und dann wurde das Grammophon aufgestellt und dann wurde mit der Platte Musik gemacht, ich durfte das dann bedienen. Meine Mutter saß am Klavier und hat gespielt und gesungen. Das war eine ganz andere Atmosphäre. Das fiel hier alles weg. [...] Kein Klavier, wir hatten hier nichts.“³¹⁷

Im Interviewausschnitt verdeutlicht sich in der rückwärts in die Zeit gerichteten Perspektive, dass der Herkunftsraum als Vergleich diene. Es wird also nicht der neue Sozialraum reflektierend in seiner Entwicklung betrachtet, sondern am Herkunftsraum gemessen. Der Umgang mit dem Verlust verdeutlicht sich über die soziale Einsamkeit, die hier mit besonderen Ereignissen wie Urlaub und Feierlichkeiten, verbunden wurde. Diese subjektive Stimmung, die sowohl sozial als auch von der äußeren Umgebung vermittelt wurde, veränderte die soziale Konstellation im Raum. Die vom Zeitzeugen genannte „andere Atmosphäre“ spiegelte auch eine veränderte Handlungsbereitschaft wider, die durch die veränderten Faktoren im Raum hervorgerufen wurden, welche ein anderes Verhaltensmuster auslösten. Die vom Zeitzeugen empfundene (Raum)-Atmosphäre wird hier quasi zu einer Vermittlungsebene zweier Räume, die als Kopplung zwischen den Akteuren und den Räumen und ihrer Umwelt diene. Über das

³¹⁷ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 14.

Benennen der „anderen“ Atmosphäre verdeutlicht sich der Raumverlust auf einer anderen Ebene. Übergeordnet beschreibt der Akteur eine veränderte Handlungs- und Bewegungsstruktur im neuen Raum. Er verweist damit jedoch indirekt auf eine veränderte räumliche wie soziale Konstitution im Umfeld der Eltern. Auch der in diesem Zusammenhang von ihm benannte Verlust von beispielsweise Grammophon und Klavier ist Ausdruck dieser habituellen Raumordnung, die ein klassenspezifisches soziales Verhalten im Herkunftsraum strukturierte, da Klavier und Grammophon nicht in den neuen Raum übertragbar waren. Der Verlust dieser Artefakte führte unweigerlich zu einer veränderten Wahrnehmung der Atmosphäre im neuen Raum. Heimat wird hier über eine subjektiv wahrgenommene Atmosphäre assoziiert und mit dem neuen Sozialraum in Beziehung gesetzt. Der Vergleich beider Räume verdeutlicht den Akteuren den Verlust dieser sozialen Ressource. Jedoch hebt er auch den mentalräumlichen Stillstand hervor, weil der rückwärtsgerichtete Blick der Akteure in ihren Herkunftsraum ein Neuorientieren verhinderte bzw. behinderte und somit erschwerte, neue soziale Ressourcen zu mobilisieren.

4. Zwischen Identitätszuschreibung und Identitätsfindung

Die Auseinandersetzung der Zufluchtsuchenden mit der eigenen Identität vollzog sich jedoch nicht nur im eigenen Wohnraum, sondern insbesondere auch in ihrem neuen Sozialraum. Dort überschneidet sich schließlich ihre soziokulturelle Identität mit der der einheimischen Bevölkerung. Aus den Schnittmengen dieser kulturell unterschiedlichen Gruppen im Raum entstand schließlich eine neue Raumordnung. Bei diesem soziokulturellen Identitätsprozess kam es zu einem Verhalten des „Otherings“ beider Gruppen, das im folgenden Interviewausschnitt aus der Perspektive eines ehemaligen Zufluchtsuchenden veranschaulicht wird.

„Aber ich habe da eigentlich nie drunter gelitten. Ich bin... ich konnte mich damit immer zurechtfinden. Das war hier zum Beispiel, es wurden keine Flüchtlinge in den Schützenverein aufgenommen und deswegen hat man nachher einen zweiten Verein... Hittfeld hat zwei Schützenvereine, bis heute noch. Und deswegen hat man nachher einen zweiten Verein gegründet, den es früher schon mal gegeben hat, der eingestellt war. Und den hat man denn wieder ins Leben gerufen, wo also so das Fußvolk dann mitmachen konnte, sag ich immer.“³¹⁸

³¹⁸ Herr W. (Zufluchtsuchender) aus Hittfeld. Interview vom 25.07.2007, S. 6.

Verstehen wir den Lebensraum der Menschen auch gleichzeitig als Identitätsraum, dann macht der Interviewausschnitt deutlich, dass sich zunächst Fremdzuschreibungen zwischen den Einheimischen und den Zufluchtsuchenden in ihrem neuen gemeinsamen Sozialraum ergaben, mittels derer sich beide Gruppen mit ihrer Identität auseinandersetzten und verorteten. Hierbei wird deutlich, dass der Zeitzeuge die Gründung eines zweiten Schützenvereins für die Zufluchtsuchenden rückblickend als soziokulturelle Herabsetzung im Raum empfand, was er durch die Umschreibung „wo also das Fußvolk dann mitmachen konnte“ ausdrückt. Identitätsraum bedeutet zunächst auch eine Übereinkunft über eine bestimmte kulturelle Ordnung und ein gemeinsames kulturelles Verständnis, auf dessen Basis man seine Umwelt erfährt und mit den Menschen interagiert und kommuniziert. Die einheimische Bevölkerung grenzte die Zufluchtsuchenden aus, um „Stimulation durch aktive Abwehr des Fremden und Verhaltenssicherheit im kollektiven, raumbezogenen Lebensplan zu erfahren“.³¹⁹ Die Haltung der einheimischen Bevölkerung gegenüber den Zufluchtsuchenden trug dazu bei, dass die Zufluchtsuchenden zunächst in ihrer Kultur Halt suchten, die ihnen wiederum Identität bot und auch nach außen signalisierte, dass sie eine Daseinsberechtigung in diesem Raum hatten, den sie aktiv mitgestalten wollten. Bezieht man das reziproke Verhältnis von Identität zwischen den Menschen auf die beiden jeweiligen Schützenvereine, dann gaben diese Vereine den einzelnen Akteuren Identität im Raum, die wiederum ihrerseits die Identität ihrer jeweiligen Gruppe bestätigten.³²⁰ Fasst man die Gruppe hingegen als Dorfgemeinschaft, dann traf das reziproke Verhältnis im obigen Interviewausschnitt nicht zu. Hier wurden die Zufluchtsuchenden von der Identität der Gruppe der Dorfgemeinschaft zunächst ausgeschlossen, weil sie woanders herkamen, anders sprachen und ihre Herkunft nicht zu der territorialen Identität der Einheimischen gehörte. Sie wurden zu Fremden bzw. blieben Fremde im Raum und wurden somit nicht anerkannt als Mitglieder einer gemeinsamen kulturellen Identitätsgruppe und mussten aufgrund dessen eine eigene Gruppe bilden und ihre Identität so neu definieren. Anhand des Schützenvereins wird deutlich, dass es unterschiedliche Territorialitäten gab, mittels derer sich die Akteure im Raum positionierten. Dabei wurde das „Othering“ als

³¹⁹ Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, 207.

³²⁰ Vgl. auch hierzu Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, S. 57.

eigene Strategie genutzt, um sich zu verorten. Die unterschiedlichen Reichweiten des „Otherings“ verdeutlicht schließlich auch der nächste Interviewausschnitt einer ehemals Zufluchtsuchenden aus der Siedlung Emmelndorf.

„Die sahen ja die Flüchtlinge, die uns alles wegfressen und die Ausgebombten, die uns alles ... ne. Und dann die Häme, die zum Teil unter den Kindern stattfand, weil die Kinder zu Hause solche Sachen hörten. Ähh, »was ihr alles gehabt haben wollt, besessen haben wollt«.“³²¹

Fanden die Fremdzuschreibungen zuvor in der Übergangsphase häufig über die Eigenarten der Zufluchtsuchenden, ihr Aussehen sowie ihre Traditionen und Sprache statt, so distanzierte man sich nun über die materiellen Dinge und den Besitz. Dadurch, dass viele Zufluchtsuchende im Begriff waren, sich etwas aufzubauen bzw. bereits eigenen Wohnraum bezogen hatten, wurde nun der Teil ihrer Herkunftsidetitt in Frage gestellt. Durch die Bemerkung „was ihr alles gehabt haben wollt“ drückt sich das Misstrauen von Seiten der einheimischen Bevölkerung aus, durch welches den Zufluchtsuchenden die Narrative genommen wurden. Es war ein Dekonstruktionsversuch, durch den das soziale, kulturelle und materielle Kapital der Zufluchtsuchenden zu einer Vorspiegelung wurde. Auf diese Weise wurde ihnen indirekt gesagt „ihr hattet mal, aber das ist ja nicht mehr“, wodurch der Identitätsverlust noch einmal auf einer anderen Ebene für die Zufluchtsuchenden spürbar wurde. Zum einen wurde dadurch ihr Status bzw. ihre Identität nicht durch die einheimische Gesellschaft anerkannt und zum anderen ebenso wenig ihr erlittener Verlust.

Trotz der Annäherung beider Gruppen durch ihren Wohnraumbesitz fand das „Othering“ hier nun über verbale Ausgrenzung statt, dadurch, dass die alte Identität, die auch unweigerlich Bestandteil ihrer neuen Identität war, nicht durch die einheimische Bevölkerung gesellschaftlich anerkannt wurde. Daher markierte dieses „Othering“ für die Zufluchtsuchenden auch einen habituellen Raumverlust im doppelten Sinne. Zum einen verdeutlicht sich daran, dass die Integration oder Ausstoßung des Einzelnen von der Entscheidung der territorialen Identifikationsgruppe abhängig war,³²² zum anderen fungierte diese Strategie des „Otherings“ auch wie ein Schutzraum in Bezug auf ihr eigenes Territorium, denn die rituelle Handlung verdeut-

³²¹ Frau P. (Zufluchtsuchende) aus Tostedt. Interview vom 24.10.2007, S. 11.

³²² Vgl. Ina-Maria Greverus: Auf der Suche nach Heimat, S. 38.

licht sich hier insbesondere auch durch die Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Werte und Normen beider Gruppen.

5. Eigenzeit und Eigenräume – die Ordnung vom Eigenen und Fremden

Der neue Raum, in den die Zufluchtsuchenden kamen, erforderte andere Bedingungen: Die soziokulturelle Identität der zufluchtsuchenden Menschen war an die Menschen und an den Ort in ihrem Herkunftsland geknüpft. Der neue Raum setzte strukturell wie sozial andere Voraussetzungen. Aber auch der Wohnraum an sich war anders strukturiert und hatte andere Erfordernisse. Beispielsweise verzichtete die Familie E., die als Zufluchtsuchende in den Landkreis Harburg gekommen war und dort ein Siedlungshaus gebaut hatte, auf ein Wohnzimmer, um noch eine Person zur Untermiete aufnehmen zu können und den Wohnraum schnellstmöglich wieder abbezahlen zu können. Dadurch verzichteten sie auf einen Raum, der nicht nur der Repräsentation diene, sondern auch zugleich Ort gesellschaftlicher Zusammenkünfte war. Dieser Ort, der Symbol für Gemütlichkeit schlechthin ist, ist auch zugleich der öffentlichste Ort des privaten Umfeldes und bietet den Rahmen für formell definierte Begegnungen und ist Mittelpunkt der persönlichen Intimsphäre³²³. Herr E. erinnert sich:

„Wissen Sie...auch ich...ich muss Ihnen ehrlich sagen, ich muss irgendwie Komplexe gehabt haben. Aus unserer sozialen Umgebung waren wir total entwendet...rausgerissen, wir waren hier fremd. Wir sprachen das niedersächsische Platte nicht. Wir hatten keine...vom Raum her gesehen, ich weiß nicht, das bot sich nicht an. Diesen Schwung, den meine Eltern hier noch hatten alles aufzubauen, da wundere ich mich. Aber das Andere, der gemütliche Teil sag ich mal, was die gemütlichen Dinge anbelangte, wie wir in Ostpreußen den Lebensstil geführt haben, das war hier nicht, das war verloren. Ich weiß nicht, ob das an der Umgebung lag, weil das alles fremde Leute waren. Das eine Foto unten im Keller, das ist das einzige Foto, wo meine Eltern hier mal Leute eingeladen hatten, da wohnten wir da unten. Und danach wissen Sie...wir waren aus unserer gewohnten sozialen Umgebung, waren wir völlig rausgerissen. Durch die Armut und durch die Aufbaujahre, da kam keine Freundschaft zustande.“³²⁴

Das im Herkunftsraum noch wahrgenommene Eigene wurde, auch durch den räumlichen Verlust zum wahrgenommenen Fremden im neuen Raum, und für die Eltern wurde dieses

³²³ Brigitta Schmidt-Lauber: Orte der Gemütlichkeit, S. 127.

³²⁴ Herr E. (Zufluchtsuchender) aus Neu Wulmstorf. Interview vom 9.11.2005, S. 14f.

Fremdheitserlebnis auch gleichzeitig zu einem Einsamkeitserlebnis. Das Fest, welches im Keller gefeiert wurde, funktionierte nicht auf die gleiche Weise wie in dem „alten“ Raum, und dies nicht nur aufgrund der fehlenden Artefakte: zum einen, weil es ein Kellerraum war und zum anderen, weil die soziale Umgebung (die Menschen) fehlten und aufgrund der Arbeit (Aufbaujahre).

Der Zeitzeuge versucht diesem Verlust des Eigenen, der für ihn und seine Familie gleichzeitig eine Fremdheitserfahrung war, über die verlorene Gemütlichkeit Ausdruck zu verleihen, die Teil ihres Lebensstiles im Herkunftsraum war. Der empfundene Verlust der Gemütlichkeit ist demnach dem Vergleich zwischen zwei Räumen geschuldet. Zwar definiert sich Gemütlichkeit über das private Familienleben und eben über den Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Jedoch verdeutlicht sich anhand der Erzählung des Zeitzeugen, dass Gemütlichkeit für diese Familie über die familiäre Privatheit hinausging und auch eine soziale Komponente darstellte, die ihr Privatleben mit dem öffentlichen Leben in Einklang brachte. Menschen agieren raumbezogen, d.h. auch gleichzeitig, dass die Räume ihre Lebensstile diktieren³²⁵. Aufgrund der veränderten räumlichen Gegebenheiten konnte die Familie ihren Lebensstil nicht mehr auf diese Weise weiterführen, was sich auch auf ihr Gemütlichkeitsempfinden auswirkte, denn Gemütlichkeit ist auch von räumlichen Gegebenheiten abhängig³²⁶. Wie bereits erläutert bedeutete Gemütlichkeit hier also nicht nur familiäre Privatheit im Wohnraum, sondern vielmehr Geselligkeit und Austausch mit dem sozialen Umfeld, wobei für die Familie der eigene Wohnraum den Rahmen bildete. Die räumlichen Einschränkungen behinderten die Familie an einen sozialen Austausch und begünstigten die räumliche Wahrnehmung von Eigenem und Fremdem, die sich durch den Zeitzeugen in einer lokalen Gebundenheit einerseits und einer enträumlichten Flüchtigkeit andererseits artikuliert. Am Vergleich dieser beiden Räume durch den Zeitzeugen verdeutlicht sich eine Verwurzelung im Herkunftsraum, die als das Eigene artikuliert wird, sowie eine Zerrissenheit im neuen Aufenthaltsort, die versucht wird, mit der empfundenen sozialen Fremdheit zu erklären. Dabei wird ein Heimatbild konstruiert, das in

³²⁵ Elisabeth Katschnig-Fasch: Möblierter Sinn, S. 75.

³²⁶ Brigitta Schmidt-Lauber: Orte der Gemütlichkeit, S. 126.

sich homogen scheint, wohingegen der Aufenthaltsort als sozialer Bruch in dieser Kontinuität reflektiert wird.

Anhand des Interviewausschnittes verdeutlicht sich aber auch, dass es sich dabei nicht um Erkenntnisse handelt, die räumliche Parameter erklären sollen, sondern dass es dabei um subjektive Empfindungen der Familie im neuen Raum geht, die sich aus ihrer persönlichen soziokulturellen Situation ergaben und damit ihren situativ mentalen Umgang im und mit dem Raum widerspiegeln. Durch diese subjektive Definition des eigenen Wohnraumes mittels der Gemütlichkeit wird erst das Eigene im Raum der Akteure sichtbar. Gemütlichkeit als alltäglicher Zustand und als subjektive Befindlichkeit bedarf einer Vielzahl von Voraussetzungen. Parameter können bestimmte Orte sein, genauso wie Atmosphären, Stimmungen, die Anwesenheit bestimmter Personen usw.³²⁷ Eben jene, welche die Flüchtlingsfamilie im Herkunftsraum zurücklassen musste und durch die räumlichen Gegebenheiten im neuen Raum nicht mehr im Stande sah neu zu aktivieren, weswegen sie sich auch als fremd fühlten.

³²⁷ Brigitta Schmidt-Lauber: Orte der Gemütlichkeit, S. 130.

E. Resümee

Die kriegesischen Ereignisse leiteten mit der Flucht und Vertreibung in den Landkreis sowie der Bombardierung, bei der die einheimische Bevölkerung im Landkreis Harburg nicht verschont blieb, eine liminale Phase ein. Dieser Übergangszustand zwang die Menschen dazu, sich mit ihrem Wohn- und Sozialraum auf neuerliche Weise auseinanderzusetzen. Er war geprägt durch Verlusterfahrungen, sowohl bei den Zufluchtsuchenden als auch bei der einheimischen Bevölkerung, sowie durch das Gefühl der Bedrohung. Der Wohnraum war nicht nur knapp geworden, sondern der Verbleib in den eigenen vier Wänden wurde auch aufgrund der Bombenangriffe sowie der näher rückenden Truppen im Osten zu einem lebensbedrohlichen Faktor. Der Wohnraum, der zuvor durch Stabilität und Eindeutigkeit gekennzeichnet war, verlor diese Konstanz. Daraus ergaben sich neue Raumkonstellationen – sozial wie wohnlich, die sich in veränderten Raumwahrnehmungen, Verhaltensnormen sowie den unterschiedlichen Praktiken der Akteure äußerten. Die räumlich fundierte soziale Ordnung war aus den Fugen geraten, und Handlungsprogramme wurden unterbrochen und von Übergangsritualen abgelöst. Es wurde ein räumlich dynamischer Prozess eingeleitet, bei dem Raum nicht nur neu ausgehandelt und verhandelt, sondern auch neu strukturiert wurde.

Bewegung als Überlebensstrategie

Eine wichtige Komponente bei der Neustrukturierung des Raumes Landkreis Harburg war die Kategorie der Bewegung. Diese kam aus unterschiedlichen Gründen zum Tragen: Die Sicherheit war für die einheimischen Akteure in ihrem Wohnraum nicht mehr garantiert. Der Wohnraumverlust und die Tatsache, dass der eigene Wohnraum zu einer Gefahrenzone geworden war, gaben den Akteuren den Antrieb zur Mobilität, wodurch sie Übergangsräume schafften, die mit einem anderen Bedeutungsgehalt durch ihre Nutzer belegt wurden. Die bereits zu Anfang des Krieges einsetzende bauliche Umstrukturierung des Raumes durch Flakstellungen und Scheinwerferstationen, die einen funktionalen Bedeutungswandel vom Ausflugs- und Erholungsraum zu einer Pufferzone herbeiführte, wirkte sich auch auf den Wohnraum der einheimischen Bevölkerung aus, der plötzlich zu einer wichtigen Ressource wurde, aber eben auch zu einem Sicherheitsrisiko, auf das die Menschen individuell reagierten. So wurde bei-

spielsweise der Keller in den Privathäusern der einheimischen Bevölkerung, der zuvor nur als Lager- und Vorratsraum diente, einer anderen Funktion zugeführt, ausgelöst durch eine veränderte Bewegungsintention. War der Weg über die Treppe in den Keller bisher dadurch intendiert, Nahrungsmittel zu beschaffen, veränderte sich dieser nun hin zu einem Fluchtweg, um bei Bombenangriffen Schutz zu suchen. Auf diese Weise entstand eine neue Form der Nutzung des Kellerraumes, die sich visuell und haptisch durch die Umgestaltung des Kellerraumes manifestierte. Ähnlich wie die Kellerräume wurden auch Infrastrukturbauwerke wie beispielsweise Tunnel und Wasserdurchlässe im Landkreis Harburg durch die Akteure angeeignet und einer anderen Funktion überführt, die nicht den Normen und Regeln der Raumpraktiken entsprachen und so zu Sammelstellen ganzer Siedlungen wurden. Wie bei den Kellerräumen, so manifestierte sich auch die Aneignung der Infrastrukturbauwerke und dessen Umnutzung haptisch wie visuell in der Umgestaltung. Diese Verknüpfungsleistung von zeitlicher und räumlicher Disponierung lässt eine Strategie erkennen, durch die der Raum neu organisiert und zum Übergangsraum umfunktioniert wurde. Doch nicht nur Bauten wurden an die veränderte Raumnutzung angepasst, sondern auch die subjektive Wahrnehmung und somit auch der Sprachgebrauch der Akteure auf ihren Lebensraum. Aufgrund dieser Zwangsmobilität wurden nicht nur Übergangsräume geschaffen, die einer anderen Funktion überführt wurden, sondern auch bedarfsgerecht angepasst und schließlich sprachlich verortet wurden. Um diese Schutzräume zu erreichen, war somit nicht nur ein erhöhtes Maß an Mobilität erforderlich, sondern auch der aktive Ausbau von Fluchtwegen und Fluchträumen, die im Bedarfsfall genutzt werden konnten und eine neue Verknüpfung von Orten darstellten, sowie eine andere Form der Interaktion und Vernetzung unter den Akteuren aufgrund eines gemeinsamen Rückzugraumes, in dem sich nicht nur die Privatsphäre in den Übergangsräumen verdichtete, sondern auch die Mobilität an sich zu einer Intention verdichtet wurde. Nicht nur das Wegesystem und der Raum veränderten sich infolgedessen, sondern auch ihre Wahrnehmung des Raumes. Die Mobilität der Menschen wirkte somit wie ein Ventil auf die unzureichenden Schutzvorkehrungen und die Unsicherheit der eigenen vier Wände und fand schließlich ihren Ausdruck in der aktiven Improvisation und Umfunktionierung des bereits vorhandenen Baubestands, der nun an die veränderten Bedürfnisse angepasst werden musste. Die Akteure bil-

deten so durch Bewegung individuelle und kollektive Schutzzonen, die aus der veränderten sozial-räumlichen Dynamik entstanden und durch diese auch wieder schließlich mit dem Ende der kriegerischen Aktivitäten aufgelöst wurden.

Ein weiterer Grund für die neuartige Verknüpfung des Raumes war dem Mangel an Nahrungsmitteln und Trinkwasser in Hamburg geschuldet. Aber auch durch die zerstörte Infrastruktur wurde der Stadtraum für viele Menschen zu einem unüberwindbaren Hindernis, der die Bewegungsfähigkeit einschränkte und zudem keine ausreichende Versorgung garantierte. Somit flohen nicht nur Ausgebombte aus der Stadt. Auch viele Menschen, die ihren Wohnraum noch besaßen, brachten sich vor weiteren Angriffen im Umland in Sicherheit. Die Hamburger entzogen sich dadurch sowohl den Bombenangriffen, der schlechten Versorgung, als auch einer eingeschränkten Bewegungsfreiheit, die darüber hinaus von einem behördlichen Reglement versucht wurde zu strukturieren. Insofern war das städtische Umland nicht nur ein Fluchtraum, sondern auch Bewegungsfreiraum für die Hamburger Zufluchtsuchenden. Während ein Großteil der ausgebombten Bevölkerung Hamburgs über einen längeren Zeitraum eine Unterkunft bzw. Wohnmöglichkeit im Landkreis Harburg suchte, gestaltete sich dieses für einen Teil der städtischen Bevölkerung nur als eine kurzfristige provisorische Übergangslösung oder Schutzmöglichkeit vor der akuten Gefahr in der Stadt, die sie bei drohenden Bombenabwürfen aufsuchten. Die Wälder, die den Hamburgern zuvor noch als Naherholungsraum gedient hatten, erfuhren hier eine Transformation zu einem Schutzraum, der keiner administrativen Struktur unterworfen war, sondern nach den Regeln jedes Einzelnen gestaltet und ausgelebt wurde. Raum wurde somit nicht ausgehandelt, sondern vereinnahmt. Die Akzeptanz der einheimischen Bevölkerung lässt sich aus der Tatsache ableiten, dass sie die geflüchteten Menschen geographisch wie auch sprachlich als Butenhamburger verorten konnten. Sie waren ihnen in diesem Sinne nicht fremd. Auch aufgrund der Flüchtigkeit, die diese Pendel-Flucht-Bewegungen mit sich führten, wurden Berührungspunkte im Raum minimiert. Somit wurde die Distanz zwischen den Akteuren nicht nur durch den umbauten Raum aufrechterhalten, sondern auch außerhalb dieser Räume durch die Mobilität an sich. Auf diese Weise wurden im weitesten Sinne Parallelräume geschaffen, die weder administrativ gesteuert wurden und somit Nähe aufzwangen, noch soziale Reibungsflächen bildeten, sondern in de-

nen alleine die Verhaltensnorm das Miteinander regelte, die sich durch einen unausgesprochenen Konsens zur Einhaltung der Privatsphäre und der bereits vorhandenen sozialen Struktur ausdrückte.

Während ein Teil der Hamburger selbstständig im Landkreis Zuflucht suchte, wurden andere Hamburger wiederum aus der Stadt evakuiert und zunächst im Landkreis Harburg in Sicherheit gebracht. Zwar wurde der Landkreis Harburg aufgrund der Flüchtlingsbewegungen zu einer Sammelstelle, einem Umschlagsplatz und Versorgungsraum bei Bombenangriffen, jedoch bildeten sich hier nur Überschneidungsräume, in denen verschiedene Handlungsabläufe aufeinandertrafen, beispielsweise in den Auffanglagern, dadurch, dass Mobilität kanalisiert wurde und der Sozialraum der Einheimischen weitestgehend unangetastet blieb. Auf diese Weise konnte Mobilität zielgerichtet kontrolliert und koordiniert werden.

Mit der Kapitulation übernahmen zunächst die Briten den Landkreis Harburg, und die vorherige Raumkonstellation wurde aufgelöst und eine neue Raumdynamik eingeleitet. Mit der Aneignung des Raumes setzt ein Formierungsprozess ein, der in einigen Gebieten zunächst zu einer Auflösung räumlicher Konstellationen führte. Diese räumliche Dekomposition verdichtet sich in der Beschlagnahmung von Gebäuden und deren Zweckentfremdung, der Zerstörung von öffentlichen Versammlungsstätten und nicht zuletzt mit der Evakuierung eines Teils der Einwohner aus ihrem eigenen Wohnraum. Durch die Evakuierung und Beschlagnahmung des Wohnraumes veränderte sich nicht nur ihre subjektive Raumwahrnehmung, sondern diese initiierte auch eine neue Form der Bewegung, die schließlich einer räumlichen und zeitlichen Restriktion durch die britische Militärregierung unterworfen wurde. Diese Disziplinierung der Bewegungen der Akteure war auf gleichförmiges Verhalten ausgerichtet, um Kontrolle im Raum aufzubauen. Auf diese Weise entstand ein Raum-Zeit-Gefüge, in dem Mobilität gebündelt wurde und gewohnte Handlungs- sowie Bewegungsmuster räumlich wie zeitlich durch Vorgaben strukturiert und administriert wurden.

Gleichzeitig setzte eine Mobilität aus der Stadt in den ländlichen Raum ein, die aus einer unzureichenden Versorgungslage resultierte. Der ländliche Raum wurde für viele Hamburger so zur Vorratskammer. Aufgrund dieser Notlage veränderten sich auch die Verhaltensnormen der Akteure. Es entstand eine Dynamik der Auseinandersetzung zwischen den Akteuren, da-

durch, dass die sozialen Grenzen und Verhaltensnormen, die zuvor das Miteinander regelten, von den Nahrungssuchenden überschritten wurden und die einheimische Bevölkerung wieder ihrerseits versuchte, die sozialen Grenzen wiederherzustellen. Die Wahrnehmung des Raumes änderte sich durch die Wiederentdeckung desselben als Rohstoffquelle, und der Landkreis Harburg wurde zum Vorratsraum bzw. zur Speisekammer der Akteure. Nahrung wurde somit das Medium, wie man Raum nutzte, und durch welches die Mobilität in Gang gesetzt wurde. Der Raum wurde rationell nach Bedarfsflächen priorisiert, dessen Qualität sich nach dem individuellen Bedarf und Nutzen richtete und durch den Bedarf an Nahrung und Brennmaterial umgestaltet wurde

Auf der Schwelle zwischen Besitz und Besitzlosigkeit: Übergangsstrategien und ihre Mechanismen

Noch bevor die britischen Truppen im Landkreis Harburg eintrafen, kamen die ersten Zufluchtsuchenden Menschen aus den Ostgebieten im Landkreis Harburg an. Das Ankommen dieser Menschen implizierte nicht nur den Moment des Eintritts in einen anderen Sozialraum, sondern vielmehr einen prozesshaften Zustand, der geprägt war von Ritualen der Ausgrenzung und des Teilhaftwerden. Während der Eintritt in die Übergangsphase für die Zufluchtsuchenden bereits mit dem Austritt aus ihrem gewohnten Lebensraum begonnen hatte, intensivierte sich diese Phase mit dem Eintreffen in einem für sie neuen Sozialraum, in dem Wohnraum neu aufgeteilt und auch neuer Wohnraum geschaffen werden musste. Diese Neustrukturierung von Raum markierte einen Übergang sowohl für die einheimische Bevölkerung, die Raum abgeben mussten und deren soziales Raumgefüge sich änderte, als auch für die Zufluchtsuchenden, die ihren Sozialraum verloren hatten und neuen Raum zugeteilt bekamen.

Wo und wie die Zufluchtsuchenden Menschen im Sozialraum der einheimischen Bevölkerung ankamen, war von der Administrativen abhängig, welche die Bewegungen dieser verwaltete und koordinierte. Die Treckleitstellen wurden zur ersten Kontaktstelle beim Ankommen für die Zufluchtsuchenden. Auf diese Weise wurde ihnen die Orientierung im fremden Raum erleichtert und das Ankommen gestaltet, indem bestimmt wurde, wo sie im Raum ankommen sollten. Für die Zufluchtsuchenden ergab sich die Liminalität aus einem Zustand, der einer-

seits Abhängigkeit und andererseits Ungewissheit bedeutete, und für die zunächst jede Ortschaft ein Ort des Ankommens war. Das Verteilen im Raum war demnach für die Administrative ein pragmatischer Prozess, der sich an den Wohnraumressourcen im Raum orientierte. Es war die Aufnahmegesellschaft, die den Raum kontrollierte und für die Zufluchtsuchenden begrenzte.

Durch diese Umfunktionierung des öffentlichen Raums zu Provisorien wurden Handlungsprogramme im sozialen Raum der einheimischen Bevölkerung unterbrochen sowie umstrukturiert und zu Sammelstellen und Räumen des Transits. Intensiviert wurde die Situation schließlich mit der zunehmenden Anzahl der Zufluchtsuchenden, die im Landkreis Harburg mit einer längerfristigen Unterkunft versorgt werden mussten. Die Zufluchtsuchenden erinnerten ihre Ankunft auf ganz unterschiedliche Weise, und der neue Sozialraum wurde mit unterschiedlichen Sinneseindrücken verknüpft, über welche sie ihre Ankunft in den Interviews reflektierten. So erinnerte sich eine Zeitzeugin beispielsweise über den Zustand der körperlichen Erschöpfung ihrer Familie an ihre Ankunft. Eine andere Zeitzeugin wiederum verbindet die erste Mahlzeit im neuen Raum mit der Ankunft. Ein wichtiger Bestandteil beim Erinnern war bei zuletzt genannter Person somit der Geschmack, der für sie zum Bedeutungsträger wurde. Der Prozess der Ankunft veranschaulicht, wie elementar die Sinneseindrücke bei der subjektiven Wahrnehmungskonstruktion in einem neuen Raum sind. Die Ankunft der Zufluchtsuchenden in den Landkreis Harburg war somit keine kollektive austauschbare Wahrnehmung, sondern ein individueller emotionaler Sinneseindruck, der mit der Ankunft assoziiert wurde.

Zwischen Ausgrenzung und Teilhaftwerdung

Mit der Ankunft der Zufluchtsuchenden in den Sozialraum der einheimischen Bevölkerung setzte ein sozialer Prozess des Ankommens ein, der geprägt war durch Ausgrenzung und Fremdzuschreibungen einerseits und Versuche, ein Teil dieser neuen Gesellschaft zu werden andererseits. Hierbei war das Stigma des „Flüchtlings“ ausschlaggebend beim Prozess des „Otherings“, das durch eine Definitionsmacht der einheimischen Akteure verbal aufgebaut wurde. Dieser kommunikative Akt initiierte eine Beziehungsform zwischen den Akteuren, die

durch Fremdheit bestimmt wurde. Diese Ausgrenzung äußerte sich in einer Strategie der sozialen Distanzierung, indem die einheimischen Akteure die zugewanderten Akteure auf einen einheitlichen Zustand, nämlich den des „Flüchtlings“, reduzierten. Mit dieser Strategie des „Otherings“ erzeugten sie nicht nur einen emotionalen Abstand zwischen sich und den Zugewanderten, sondern auch ein Fremdheitsgefühl bei den Zufluchtsuchenden. Sie fühlten sich als Außenseiter sozial wie kulturell nicht dazugehörig. Dadurch, dass teilweise in den Sozialraum der einheimischen Akteure eingedrungen wurde, benutzten sie die Zuschreibung des Fremden als Bestätigung des Eigenen. Auf diese Weise war es ihnen möglich, sich, wenn auch nicht haptisch, so doch psycho-sozial ihren Wohnraum wieder anzueignen. Dabei wurde den Zufluchtsuchenden, wie die Interviews veranschaulicht haben, verbal jegliche Gesellschaftsfähigkeit – sozial wie kulturell – abgesprochen. Mit diesem Ausschluss einher ging die Aberkennung der allgemeinen Rechte³²⁸ in der sozialen Gemeinschaft, der somit auch emotionalen Abstand erzeugte. Weil die Zufluchtsuchenden sich ebenso wie die einheimische Bevölkerung als Deutsche sahen, empfanden sie die Etikettierung als „Flüchtling“ als Herabsetzung. Dieses Beziehungskonstrukt stellte als Beziehungsprädikat die Fremdheit ins Zentrum und die Etikettierung³²⁹ als „Flüchtling“ markierte dahingehend auch eine soziale Trennungslinie, durch welche die einheimischen Akteure einen Unterschied zwischen sich und den Zufluchtsuchenden machten. Kennzeichnend hierbei ist, dass die Gemeinsamkeiten in den Hintergrund traten und die soziale Konstruktion des Fremden genutzt wurde, um Selbstidentifikation zu ermöglichen. Obwohl die zufluchtsuchenden Menschen räumlich angekommen waren, fühlten sie sich sozialräumlich ausgegrenzt, wodurch sich der Prozess des Ankommens in dem neuen sozialräumlichen Gefüge zunächst in die Länge zog und das Ankommen in der Gesellschaft erst später erfolgte.

Durch einen subjektiven Prozess der Raumaneignung von Seiten der Zufluchtsuchenden näherten sich die Akteure einander sozial an. Der gemeinsame Arbeitsalltag war dabei von zentraler Bedeutung: Dadurch, dass die Akteure anfangen zu arbeiten, wurden sie ein Teil des Arbeitsalltags der einheimischen Bevölkerung. Durch die Mitarbeit wurde eine zentrale Ge-

³²⁸ Beispielsweise Mitglied im örtlichen Schützen- oder Sportverein zu sein.

³²⁹ Siehe auch Alois Hahn 1994; 140 f.

meinsamkeit geschaffen, da die Zufluchtsuchenden ein Bestandteil der Alltagsorganisation der einheimischen Bevölkerung wurden, auf dessen Basis sich gegenseitige Vertrautheit weiterentwickeln konnte. Es wurden somit gemeinsame Arbeitsräume geschaffen, deren Handlungsgrammatik sich die Zufluchtsuchenden zwar zunächst erst noch aneignen mussten, die jedoch zu einer Annäherung der Akteure im Sozialraum führte, aus der sich wiederum eine veränderte Wahrnehmungskonstruktion entwickeln konnte, welche die zuvor institutionalisierte Fremdheit ablöste. Durch die Möglichkeit zur Mitarbeit gestanden die einheimischen Akteure den Zufluchtsuchenden einen Platz in ihrem sozialen Raum zu, doch basierte dieses Beziehungsgeflecht auch gleichzeitig auf dem Beharren einer kognitiven Distanz, die mit der anderen Mentalität, den anderen Herkunftsort sowie der anderen Sprache und Lebensauffassung begründet wurde. Aus diesem Wechselspiel des „Otherings“ und „Belongings“, das sich einerseits aus kultureller Fremdzuschreibung und andererseits aus der Zuteilung einer Rolle in der Gesellschaft durch Mitarbeit ergab, vollzog sich ein Übergang, in dem zwar weiterhin die Sozialstrukturen durch Machtausübung klar definiert waren, jedoch die Zufluchtsuchenden einen Platz in der Gesellschaft zugewiesen bekamen. Die auf der einen Seite übertragene Verpflichtung, aktiv am Arbeitsleben teilzunehmen, korrespondierte auf der anderen Seite mit der aus Dank zu leistenden Gegengabe. Diese unausgesprochene und einvernehmliche Aushandlung zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden basierte somit zum einen auf einer Interaktionsgemeinschaft und zum anderen auf einer Beziehung sozialer Differenzen.

Über den Umgang mit administriertem Wohnraum

Aufgrund der steigenden Flüchtlingsanzahl und der unzureichenden Unterbringungsmöglichkeiten im Landkreis Harburg kam es schließlich zu einem intensiveren Kontakt zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Zufluchtsuchenden, nämlich durch die Einquartierung zufluchtsuchender Menschen im privaten Raum der einheimischen Bevölkerung. Mit dieser Zwangswohnraumbewirtschaftung einher ging, dass es aufgrund der Dringlichkeit, Wohnraum für die Zufluchtsuchenden zu schaffen, keine Umstellungs- bzw. „natürliche“ Annäherungsphase gab. Die aktive Rolle des sich natürlichen Annäherns und Kennenlernens und somit der aktive Austausch, aus dem sich schließlich eine persönliche Beziehung entwickeln

konnte, wurde ersetzt durch eine passive Rolle des Zugeteiltwerdens und Zugeteiltbekommens. Die Aufnahme der Zufluchtsuchenden durch die einheimische Bevölkerung wurde zu einer Grenzerfahrung für beide Seiten. Diese Neustrukturierung von Raum markierte einen Übergang sowohl für die Akteure, die Raum abgeben mussten, und deren soziales Raumgefüge sich änderte, als auch für jene Akteure, die ihren Sozialraum verloren hatten und neuen Raum zugeteilt bekamen. Dadurch, dass die Zufluchtsuchenden durch die Administrative im privaten Wohnraum der einheimischen Bevölkerung platziert wurden, konnte das Ritual der Gastfreundschaft von Seiten der Einheimischen nicht vollzogen werden. Diese administrative Versorgung der bedürftigen Menschen stellte einen umfassenden Eingriff in den Sozialraum der einheimischen Bevölkerung dar, der alle Beteiligten vor große Herausforderungen stellte.

Erste Maßnahmen der Wohnraumorganisation beinhalteten zunächst die Erfassung des Wohnraums und der in ihm lebenden Personen sowie darüber hinaus der Wohnsituation, durch die der Sozialraum der einheimischen Akteure eine gewisse Transparenz erhielt und bei den einheimischen Akteuren ein Perspektivwechsel einleitete. Demzufolge war der private Wohnraum nicht mehr länger nur ein von seinem Bewohner her gedachter Raum, sondern wurde zu einer Ressource des öffentlichen Raumes administriert, die von „außen“ umgedacht wurde. Die übergeordnete Problematik lag zum einen an den veränderten Machtstrukturen, zum anderen in der entstandenen Konkurrenz um Raum. Der eigene Raum, über den die einheimische Bevölkerung zuvor noch mit einem Selbstverständnis verfügte, wurde nun von „oben“ gesteuert und zu einem deflationären Gut. Wie bereits im vorigen Kapitel beschrieben, wurde die Administrative auch hier sowohl von den Einheimischen als auch von den Zufluchtsuchenden als Allmacht wahrgenommen, dessen Raumauffassung, die eines entsozialisierten Raumes war, in der Wohnraum als leerer Raum gedacht wurde und genau diesen Funktions- und Entwicklungszusammenhang seines gesellschaftlichen Inhalts entkoppelt wurde³³⁰. Dadurch, dass sich die Zwangseinquartierung eben nicht an den traditionellen gesellschaftlichen Normen orientierte, sondern an einem politisch-ökonomischen Raumver-

³³⁰ Vgl. hierzu Johanna Rolshoven: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags, S. 192 und Dieter Läßle: Essay über den Raum, S. 191.

ständnis, wurden diese von den Zufluchtsuchenden sowie den Einheimischen auch als Übergriff auf ihre persönliche Freiheit im Sozialraum (nämlich über ihren Raum selber zu bestimmen) wahrgenommen. Durch die unterschiedlichen sozialen sowie territorialen Raumauffassungen wurde so ein Konflikt zwischen der Obrigkeit und den einheimischen Wohnungsbesitzern geschaffen. Doch auch die zugeteilten Zufluchtsuchenden, die im Raum verteilt werden mussten, bewirkten eine Wahrnehmungsveränderung der einheimischen Bevölkerung auf ihren eigenen Sozialraum. Nicht nur, dass sie ihren Sozialraum teilen mussten (öffentliche Gebäude, wie Schulen etc.), sondern sie mussten auch in ihren eigenen „vier Wänden“ buchstäblich zusammenrücken. Es kam faktisch zu einer „Verdichtung“ im Raum.

Der liminale Zustand ergab sich für alle Beteiligten folglich aus einer Schnittstelle unterschiedlicher Raumauffassungen, durch die sich ein neuer Raum – ein Übergangsraum – herausbildete, in dem ein neu gedachtes Raumkonzept auf einen subjektbezogenen Lebensraum mit komplexen gesellschaftlichen und sozialen Beziehungen traf. Die Machtdisparitäten, die zwischen allen Beteiligten entstanden, führten schließlich zu Konflikten zwischen der Militärregierung und den einheimischen Wohnungsbesitzern, weil diese selbst über ihren privaten Raum bestimmen wollten. Aber auch zwischen den Zufluchtsuchenden und der einheimischen Bevölkerung kam es zu Auseinandersetzungen, da sich der Sozialraum mit der Einquartierung der zufluchtsuchenden Menschen „verdichtete“ und sozial wie territorial umstrukturiert wurde, und sich erst wieder neu formieren musste, was wiederum zwischen den Akteuren zu einem „Verteilungskampf“ um Raum führte: Nach der Einweisung der Zufluchtsuchenden wurde der Wohnraum der einheimischen Besitzer zwar wieder privat, jedoch kam es zu einer Verschiebung des privaten Raumes. Zum einen blieb ein Teil des privaten Raums der einheimischen Bevölkerung unter öffentlicher Verfügung, zum anderen veränderte sich durch die Einquartierung der Zufluchtsuchenden die räumliche Ordnung nicht nur dahingehend, dass sie ihren privaten Raum teilen mussten, sondern auch, dass sich das Sozialgefüge und die gewohnten Handlungsmöglichkeiten in ihrem Wohnraum veränderten und somit ihre Alltagsräume funktional sowie psycho-sozial dekonstruiert wurden. Auf diese Weise wurde Komplexität wieder aufgebaut und der private Wohnraum zu einem Spannungsfeld, das Reibungsflächen zwischen den Hausbewohnern bot. Die Stresssituation entstand für

die Wohnungsbesitzer nicht nur aufgrund der Tatsache, dass sie ihren privaten Raum teilen mussten und aufgrund der Veränderungen, die es mit sich führte, sondern auch, weil die Zufluchtsuchenden in ihrem Wohnraum blieben und es zunächst keine Aussicht darauf gab, wann sie wieder auszogen. Die Art und Weise des Zwanges bei dieser Art der Raumregulierung spiegelt sich sowohl auf Seiten der einheimischen Wohnungsbesitzer als auch auf Seiten der Zufluchtsuchenden wider, indem diese einerseits in den Raum gezwungen wurden und andererseits, indem Raum von den Einheimischen erzwungen wurde, woraus sich ein sozialgesellschaftlicher Konflikt ergab.

Über den Umgang mit dem Mangel an Alltagsgegenständen

Die Bewirtschaftung des Raumes durch die Militärregierung hatte zum einen Einfluss auf die Größe und die Lage des Wohnraumes und zum anderen auf dessen Ausstattung. Nur wenigen Zufluchtsuchenden war auf ihrer Flucht ein Teil ihres Hausrats erhalten geblieben.

Der Verlust bzw. das Nichtbesitzen von Alltagsgegenständen spiegelte nicht nur die Besitzlosigkeit als solche wider, sondern auch die noch beim Erinnern empfundene Erschwernis, ohne diese Gegenstände praktisch den Alltag zu bewältigen. Der Verlust hatte jedoch auch Einfluss auf die kulturelle Dimension der individuellen Alltagsbewältigung, die beispielsweise durch familiäre Rituale, Rollenmuster und Normen in Erscheinung treten. Es ging jedoch nicht nur um die bloße Alltagsbewältigung, sondern auch um soziale Kontakte und zwischenmenschliche Beziehungen, die beispielsweise in Form von Geburtstagen, Kaffee- oder Teegesellschaften im gesellschaftlichen Leben der Menschen verankert waren.

Um diese Kontakte zu pflegen, mussten Strategien angewandt werden, wie mit dem Wenigen umgegangen werden konnte, um trotzdem gesellschaftliche Zusammenkünfte abhalten zu können und deren gesellschaftliche Normen gerecht zu werden. Die Liminalität im Wohnraum äußerte sich somit nicht nur durch den Mangel an Gegenständen und Objekten des alltäglichen Bedarfs im Wohnraum, sondern wurde für die Bewohner schließlich erfahrbar durch eine veränderte Verhaltenskodierung, bei der Normen und Rituale den gegebenen Umständen angepasst wurden oder gerade bewusst an gewohnten Handlungen festgehalten wurde, um Struktur und somit Normalität zu erzeugen.

Obwohl die einheimische Bevölkerung den liminalen Zustand der Zufluchtsuchenden erkannte und mit Schenkungen und Leihgaben versuchte, zu einer Komplexitätsreduktion im Alltag der Zufluchtsuchenden beizutragen, damit diese wieder aktiv am Alltagsleben in einem neuen Sozialraum teilnehmen, gestalten und ihn sich dadurch aktiv aneignen konnten, gewann die einheimische Bevölkerung auf diese Weise auch gleichzeitig Einfluss auf den Sozialraum der Zufluchtsuchenden. Die Alltagsgegenstände wurden nicht selten zwischen den Akteuren zur Machtdemonstration instrumentalisiert. Auslöser dieses Konfliktes war die Verfügungsgewalt der Obrigkeit, die nicht nur über den Wohnraum der einheimischen Hausbesitzer bestimmen konnten, sondern auch über ihre Haushaltsgegenstände. Der daraus resultierende Verteilungskonflikt zwischen der Administrativen und der einheimischen Bevölkerung übertrug sich auch auf das Verhältnis zwischen Einheimischen und Zufluchtsuchenden. Die Haushaltsgegenstände wurden zu Objekten der Machtdemonstration zwischen der Obrigkeit und ihren Besitzern und hatten direkten Einfluss auf die Wohnraumsituation der Zufluchtsuchenden. Der Konflikt, der zwischen den zufluchtsuchenden Menschen und der einheimischen Bevölkerung und ihrem sozialen Umfeld entstand, manifestierte sich jedoch mehr auf der Beziehungsebene. Die Einrichtungsgegenstände fanden ihren Bedeutungsgehalt für die Zufluchtsuchenden zum einen in der Symbolik, zum anderen in ihrer Funktionalität als solches. Während Möbel den Zufluchtsuchenden praktisch-funktional bei der konkreten Alltagsbewältigung halfen, hatten sie auch eine psycho-soziale Komponente. Sie sind ein Indikator für Sesshaftigkeit, Stabilität und Zivilisation. Mit dem Mangel an Mobiliar oder gar mit der Rücknahme wurden ihnen diese Komponenten genommen und man isolierte die Zufluchtsuchenden zivilisatorisch von der Lebenswelt der Gesellschaft, in der sie sich befanden. Somit war es, im Gegensatz zu den Einheimischen, für die Zufluchtsuchenden ein existentieller Beziehungskonflikt mit ihren Mitmenschen, der auch Konsequenzen auf ihren Wohn- und Sozialraum hatte.

Weitere Hilfe erfuhren die Zufluchtsuchenden durch Flüchtlingsbetreuungsstellen der Gemeinden, die vom Kreisflüchtlingsamt angewiesen wurden, sich um die Versorgung der zufluchtsuchenden Menschen mit Hausrat und Mobiliar zu kümmern. Das Kreisflüchtlingsamt wurde so ein weiteres Mal zu einer Zuteilungsstelle. Die Diskrepanz ergab sich zum einen aus dem Missverhältnis des subjektiven Bedürfnisses und dem administrativ bestimmten

Bedarf, und zum anderen daraus, die durch die Obrigkeit zugeteilten Sachgüter, den individuellen Wohn- und Lebensbedürfnissen anzupassen bzw. den Mangel fehlender Güter auszugleichen. Im Gegensatz zu dem kreativen Prozess der Eigenherstellung von Sachgütern, bei dem die Zufluchtsuchenden ihren Wohn- und Lebensraum aktiv mitgestalten konnten, kennzeichnete die Bedarfsermittlung und Zuteilung einen Prozess, bei dem die Zufluchtsuchenden lediglich in der passiven Rolle der Bedarfsempfänger verharren konnten, denn es wurde von „oben“ über ihre Bedürfnisse entschieden. Somit war die Verteilung von Sachgütern durch die Obrigkeit Bestandteil eines Prozesses der Fremdbestimmung, die den Zufluchtsuchenden in der Phase des Überganges helfen sollten, in einen strukturierten Wohn- und Lebensalltag zurückzufinden. Trotz Leihgaben aus der Bevölkerung und Flüchtlingsmöbelprogrammen vom Landwirtschaftsministerium stand dem Bedarf der Zufluchtsuchenden kein ausreichendes Angebot gegenüber. Aus dem Gefühl des Mangels der bedürftigen Menschen entstand eine aktive Auseinandersetzung mit ihrem Sozialraum, um ihren persönlichen Wohn- und Lebensbedürfnissen gerecht zu werden. Diese Auseinandersetzung bedeutete beispielsweise in der Praxis, dass sich die Zufluchtsuchenden aktiv für bestimmte Dinge und gleichzeitig gegen andere Dinge entscheiden mussten und manifestierte sich in einem kreativen Prozess, bei dem sie auf ihre eigenen Möglichkeiten und ihren Erfindungsreichtum zurückgriffen, um einen Gegenstand des Alltages, der zuvor auch noch zu ihrem Lebensalltag gehört hatte, zweckzuentfremden und den veränderten Bedürfnissen ihrer liminalen Lebenssituation anzupassen. Der Übergangszustand der Zufluchtsuchenden war somit nicht nur durch einen Bedürfnismangel geprägt, sondern legte im Umkehrschluss ebenso offen, welche individuellen Bedürfnisse, über die existentiellen Grundbedürfnisse hinaus, für die Zufluchtsuchenden zu ihrem Wohn- und Lebensalltag dazugehörten und in der Übergangsphase Priorität hatten. Dieser aktive Prozess der Anschaffung und Herstellung war somit nicht nur ein kreativer Prozess in der Übergangsphase des Wohnhaftwerdens, sondern auch ein sozialer Akt der Kompensation zwischen dem öffentlichen Raum, der Ressourcen bereithielt, und dem neuen privaten Raum der Zufluchtsuchenden, der durch Mangel geprägt war und als Gegenbild die individuellen Wünsche der Zufluchtsuchenden ausdrückte, welche durch die obrigkeitliche Bedarfsorganisation nicht gedeckt werden konnten. Der Aufwand in diesem liminalen Zustand,

der bei der Beschaffung und Herstellung dieser Alltagsgegenstände von den Zufluchtsuchenden betrieben wurde, legte deswegen auch gleichzeitig Zeugnis darüber ab, welche Gegenstände für sie zum Wohnen in einer Übergangsphase dazugehörten, damit es eigentlich für sie Wohnen war und symbolisierte somit gleichzeitig auch ihr persönlich entworfenes Verhältnis zu ihrem Sozialraum.

Über Raumerfahrung und Selbstwahrnehmung im Raum

Oftmals war die Ausstattung des provisorischen Wohnraums nicht nur unzureichend, sondern auch die Wohnverhältnisse waren beengt. In den geführten Interviews wurde deutlich, dass alle Interviewpartner – unabhängig von ihrer damaligen und jetzigen Lebenssituation, Erzählperspektive oder des Erzählmoments – beim Umschreiben ihrer damaligen Wohnsituation die Beengtheit beim Wohnen thematisierten. Diese Wahrnehmung des eigenen Wohnraumes, aber auch des Wohnraumes der anderen, wurde somit zu einer kollektiven Erfahrung, auf die sie mit unterschiedlichen Übergangsritualen, Bewältigungsstrategien und dem Konstituieren von Übergangsräumen reagierten. Ein weiteres Merkmal für die Übergangssituation der Akteure, aufgrund der von den Bewohnern empfundenen Beengtheit im Wohnraum, die funktionale sowie soziale Einschränkung des Handlungsspektrums mit sich führte, ist eine höher frequentierte Bewegung bzw. ein Austausch zwischen dem Wohnraum und dem Außenraum. Die wahrgenommene Beengtheit der damaligen Wohnraumsituation wurde nun in der Sprache reproduziert, mittels der sie die Dinge benannten und durch die sich analysieren lässt, wie sie rückblickend darüber reden, erinnern und damit umgegangen sind. Durch die Beengtheit wurden Handlungsabläufe zwar nicht unterbrochen, jedoch das System der Wege im Haus als solches erschwert. Wohnraum wurde zu einer wertvollen Ressource, die auch von den Zufluchtsuchenden alltagsweltlich dementsprechend realisiert wurde, indem viele Tätigkeiten in den Außenraum verlegt wurden. Der private Wohnraum wurde demgemäß zu einem deflationären Gut, welches von den Zufluchtsuchenden auch alltagsweltlich als solches wahrgenommen wurde. Sie griffen wieder auf den Außenraum zurück, der entsprechend ihrer Zwecke und Bedürfnisse zum Wohnraum ausgeweitet wurde, um den alltäglichen Pflichten nachgehen zu können. Der Außenraum wurde so nicht nur zum Funktionsträger von Tätigkeiten,

die normalerweise dem Wohnraum zugeordnet werden konnten, sondern auch zu einem Zwischenraum, der als Raum entgegen räumlicher Fixiertheit, Bewegungsfreiheit und Individualisierung zuließ. Der Raummangel änderte dahingehend zwangsläufig auch die Verhaltenskodierung der Bewohner in ihrem Wohnraum, und das Wohnen wurde für die betroffenen Menschen zu einem dehnbaren Begriff bei der Selbstwahrnehmung.

Der Sozialraum wurde jedoch auf verschiedenen Ebenen erfahren. Eine Ebene bildete die Kommunikationsebene, bei der die Sprache eine wichtige Orientierungsgröße im Raum darstellte. Aufgrund der kollektiven Dimension ist Sprache als Raumpraktik – und somit als räumliches Handeln, Bestandteil einer Raumkultur, bei der die Akteure in ihren Kommunikationsräumen nicht nur sprachlich miteinander vernetzt sind, sondern bei dem sich die Menschen auch durch ihre Kommunikation zueinander in Beziehung setzen. Der Kommunikationsraum ist daher ein Produkt jedes einzelnen Akteurs im Kollektiv, dessen Gelingen vom richtigen Sprachkode abhängig ist und somit vom gelungenen Artikulieren und Verstehen der Akteure untereinander. Das Nichtverstehen führte in der Folge zu Fehlhandlungen und Orientierungsschwierigkeiten im Raum und entstand dadurch, dass Akteure mit unterschiedlichen Raumerfahrungen aufeinandertrafen, die mit unterschiedlichen Sprachkodierungen belegt waren. Die aktuellen und individuellen Raumerfahrungen und Wahrnehmungen der Zufluchtsuchenden trafen somit auf einen Erinnerungsraum, der ihre Handlungen und auch Denkvorgänge in Bezug auf ihren aktuellen Sozialraum beeinflussten. Indem Sprache Bestandteil der jeweiligen Raumkultur ist, anhand derer sich die Menschen auch soziokulturell einer Gemeinschaft zuordnen und definieren, kann sie im Umkehrschluss auch dazu dienen, sich oder andere aus der jeweiligen Gemeinschaft im gemeinsamen Sozialraum auszuschließen.

Die Tatsache, dass viele Zufluchtsuchende ihren Wohnraum nicht selber wählen konnten und plötzlich mit ihnen fremde Menschen zusammenleben mussten – sei es andere Zufluchtsuchende oder Einheimische – stellte alle Beteiligten vor große sozial-räumliche Herausforderungen. Der Wunsch vieler Zufluchtsuchender, im Wohnraum selbstbestimmend sein zu dürfen, ist ein zentrales Erfahrungsmoment, welches aus der gemeinsamen Ausgangslage resultierte und einen gemeinsamen Schnittpunkt bei der Analyse der Interviews darstell-

te. Der Rückzug in einen eigenen Geltungsbereich stellte für die Zufluchtsuchenden in der Phase des Übergangs daher eine Ressource dar und war folglich ein wichtiger Bestandteil im Wahrnehmungsprozess des Wohnens. Dies wird beispielsweise deutlich durch die Artikulation, im Wohnraum wieder „sein eigener Herr sein“ zu wollen, die sich direkt und indirekt in den Interviews wiederfindet. Die daraus resultierende Selbstidentifikation markierte für die Akteure einen Übergang zum selbstbestimmten Handeln. Die Zufluchtsuchenden nahmen sich wieder als selbstbestimmtes, handelndes Individuum wahr, das losgelöst aus der Struktur der anderen agieren und seinen Wohn- und Sozialraum aktiv mitgestalten konnte.

Neue Siedlungen – neue Räume: Zwischen Heim(at)verlust und Eigenheim

Wie in den überwiegenden Teilen Westdeutschlands setzte erst mit der Währungsreform 1948 im Landkreis Harburg schließlich der Siedlungsbau ein. Jedoch erst nach 1949, mit der Gründung der Bundesrepublik und dem Inkrafttreten des Soforthilfegesetzes, wurde der Flüchtlingswohnungsbau intensiv durch staatliche Maßnahmen gefördert. Zwischen 1950 und 1952 entstanden mit staatlicher Unterstützung, teilweise in Selbsthilfe und zum Teil durch den Zusammenschluss in Baugenossenschaften, die ersten Siedlungen in Wulmstorf, Emmelndorf, Hittfeld, Steinbeck, Buchholz und Winsen, und dadurch verbesserte sich auch die Wohnraumsituation allmählich. Mit der Errichtung der Siedlungen erhielten die Zufluchtsuchenden schließlich *ihren* Ort, und es entstand eine neue Raumordnung und Alltagswelt, die den Austritt aus der liminalen Phase in einen stabilen Zustand markierte und die Siedlungen und ihre Siedlungshäuser zu Räumen des Ankommens werden ließen. Jedoch spiegelte sich das Eigene nicht nur im umbauten Raum wider, sondern auch ihrem neuen Sozialraum, den die Siedler nun nach ihren eigenen Vorstellungen mitprägen konnten, da er noch nicht gesellschaftlich überformt war. Oft handelte es sich bei den Siedlungsgebieten um Brachland, welches außerhalb bereits existierender Ortschaften lag und erst erschlossen werden musste. Daher stellte die Ankunft in diesem neuen Raum auch gleichzeitig einen Neubeginn eines Wohnraumprozesses dar, bei dem die Siedler den Siedlungsraum einer neuen Handlungs- und Strukturbildung unterwarfen, die zwar von außen definiert und vorgegeben wurde durch den Siedlungsträger und somit von bestimmten Vorschriften geleitet war, jedoch auch individuellen Frei-

raum für die Siedler ließ, um ihren Sozialraum zu gestalten. Die Baustelle, bei der zunächst nur die Keller aus der Erde schauten, war somit der Beginn dieser neuen Raumordnung. Der Zugang der Siedler in den neuen Sozialraum gestaltete sich jedoch ganz unterschiedlich. Während die Siedler in Neu Wulmstorf jeder für sich über das Kellerwohnen einen Weg fanden, ihr Siedlungshaus zu verwirklichen und den neuen Sozialraum für sich zu definieren, waren es andersorts, wie beispielsweise in Nenndorf oder Tötensen, die gemeinschaftlichen Bauleistungen, durch welche die Siedlungen entstanden und somit der Sozialraum durch dessen Bauprozess neu definiert wurde. Die Herstellung von Steinen für den Hausbau war eine Methode, die in weiten Teilen Deutschland unmittelbar nach dem Krieg angewandt wurde. Auch in Nenndorf im Landkreis Harburg wurden die Betonhohlsteine in Eigenleistung der Mitglieder der Siedlergemeinschaft selbst erstellt. Diese Aneignung des Sozialraumes und der Zugang zu diesem geschahen zunächst über das Baumaterial. Doch gleichgültig auf welche Weise die Wohnraumbedürftigen Zugang zu ihrem Raum erlangten, für sie alle wurde der Raum dabei zu einem sozialen Konstrukt, in dem sich Identitäts- Sicherheits- und Aktionsbedürfnis kanalisieren. Ein eigenes Haus versprach für die Zufluchtsuchenden aus den Ostgebieten und Ausgebombten aus Hamburg nicht nur mehr Freiraum und Privatsphäre, sondern auch einen Raum, in dem ihre Regeln und Rahmenbedingungen galten und den sie somit individuell definieren konnten. Während sie sich in der liminalen Phase dem Raumverhalten und Regeln der einheimischen Bevölkerung unterordnen mussten, waren die Siedler nach dem Kauf ihres Baulandes und Bau der Siedlungshäuser wieder ihr „eigener Herr im Haus“, und hatten sich darüber hinaus etwas aus eigenes Kraft aufgebaut und sich und den anderen Handlungsfähigkeit im Sozialraum bewiesen. Dieser Prozess des Ankommens verdeutlicht sich somit nicht nur durch den Bau der Siedlungshäuser an sich, sondern auch und insbesondere durch die räumliche Konstruktion von subjektiven Bedeutungsräumen, welche die Siedler durch diesen Prozess hervorbrachten und ihnen beim Einfinden im neuen Sozialraum halfen, welchen sie individuell ihren Bedürfnissen und ihrer neuen Lebensform anpassten. Jedoch muss auch unterschieden werden zwischen der administrativen Konstruktion solcher Siedlungen, die meist auf dem Papier stattfand und der anschließenden soziokulturellen Überformung des Siedlungsraumes durch seine Bewohner. Darüber hinaus verdeutlichten die Interviews,

dass es nicht die Siedler waren, die ihren Siedlungsraum selbst wählen konnten, sondern dass es die Aufnahmegesellschaft war, die den Raum kontrollierten und begrenzten. Den Zufluchtsuchenden wurden somit bestimmte soziale Räume zugewiesen. Die Platzierung dieser Siedlungsgebiete, die außerhalb der Ortschaften lagen, war zudem auch der Versuch einer Kategorisierung, die verdeutlicht, dass die Siedler immer noch als Fremde wahrgenommen wurden, denn die Platzierung der Siedlungen war nicht nur eine politisch motivierte geographische Handlungsstrategie der eigenen Positionierung und Grenzziehung seitens der einheimischen Gesellschaft, sondern hatte auch eine soziale und kulturelle Dimension, aus deren Spannungsfeld sich Repräsentationsstrategien der Fremd- und Selbstinszenierung ergaben. So wurden nicht nur politische, kulturelle oder soziale Grenzen gezogen, sondern auch symbolische Grenzen im Raum, was die Interviews verdeutlichten. Auch auf diese Weise wurden die Siedler, die überwiegend Zufluchtsuchende aus den Ostgebieten waren, als fremd benannt und bezeichnet. Gleichzeitig zeugte es auch von einer Form der Kategorisierung und Einordnung dieser Fremden in *ihre* Gesellschaftsordnung, die jedoch im Umkehrschluss in ihrem Sozialraum wiederum auch Fremdheit erzeugte.

Somit waren die Siedlungen kein komplex determinierter Lebensraum, sondern zunächst mehr ein administratives Konstrukt und Vorstellungsmodell, das schließlich auf die Vorstellungswelt der Siedler traf und von diesen neu definiert wurde.

Trotz kleiner Abweichungen von den behördlich vorgeschriebenen Bautypen waren die Siedlungshäuser keine Einzelbaumaßnahmen, sondern einheitliche Bauweisen, deren Entwurf den Ursprung in der Nationalsozialistischen Zeit hatte. Die Uniformität dieser Nachkriegssiedlungen war ein signifikantes Merkmal für die Bauplanung der Nachkriegszeit. Die Behörden versuchten dadurch, gleiche Handlungsvoraussetzungen im Raum für jeden einzelnen Siedler zu schaffen. Und dies nicht nur durch eine einheitliche bauliche Struktur, sondern darüber hinaus auch durch gleiche Artefakte, wie beispielsweise Gartengeräte oder einen Schweinetrog für den Stall sowie eine einheitliche Bepflanzung, durch die die Handlungen im Raum einheitlich strukturiert und kontrolliert werden sollten. Somit wurde der Raum nicht nur durch die Bauweise funktional typisiert, sondern auch durch die Dinge im Raum, die den Siedlern vorgeschrieben bzw. zugeteilt wurden und zum Ziel hatten, für die Bewohner Stabilität im Wohn-

und Lebensraum herzustellen, dadurch, dass den Gebäuden ebenso wie dem Nutzgarten bereits bestimmte Handlungs- und Verhaltenskodierungen eingeschrieben wurden. Dahingehend wurde der individuelle Lebensstil der Bewohner und der damit einhergehende soziale und kulturelle Hintergrund der Siedler zunächst ignoriert. Der Umgang mit den Artefakten in ihrem Sozialraum wurde den Siedlern selbst überlassen. Der Strukturierungswille der Behörden mittels der Artefakte endete somit auf der Schwelle des Hauses, und die Umsetzung der Vorgaben war jedem einzelnen Siedler selbst überlassen. Trotz aller Vorschriften und räumlicher Strukturierung von Seiten der Behörden ließen es sich einige Siedler nicht nehmen und begannen bereits während des Bauprozesses damit, die vorgegebenen Strukturen aufzubrechen, um sie mit ihren eigenen Bedürfnissen kompatibel und somit alltagstauglich zu machen. Die Strukturierungen von Seiten der Behörden stellten eine Verkehrung ihrer Ordnung dar und hatten insofern auch existentielle Bedeutung für die Bewohner, weil es für einige Siedlungshausbesitzer, die aus einem anderen soziokulturellen Milieu kamen, eine Anpassungsleistung und -notwendigkeit erforderlich machte, die über die funktionalen Aspekte dieser behördlichen „Rauminstallationen“ hinausging. Die behördlichen Vorgaben schränkten den Freiraum des Raumbenutzers dahingehend ein, dass er sich in seiner Selbstwahrnehmung gestört und in seiner Identität nicht bestätigt sah.

Bereits in den 1960er Jahren fanden schließlich die ersten Um- und Anbaumaßnahmen statt. Der sich entwickelnde Wohn- und Lebensstil in den 1960er Jahren stand schließlich einer Bauplanung der 1920er und 1930er Jahre gegenüber, dessen Grundrisse nicht flexibel war. Aufgrund dessen wurden in den Folgejahren An- und Umbaumaßnahmen durchgeführt, um sich den veränderten Ansprüchen und einem neuen Lebensstil anzupassen und somit den aktuellen Wohn- und Lebensbedürfnissen. Auch der Anspruch der Siedler an ihren Wohnraum wandelte sich. Dabei ging es nicht um das äußere Erscheinungsbild des Siedlungshauses, sondern vielmehr um den Wohnraum an sich, der als zu beengt wahrgenommen wurde. Der praktische und funktionale Raumgedanke der Nachkriegszeit war obsolet geworden, weil der geschichtliche Hintergrund, der zum Entstehungsprozess dieser Häuser führte, nicht mehr zum neuen sozialen Hintergrund seiner Bewohner passte. Es fand eine Neuordnung im Wohnraum statt, die ein Neupriorisieren der Wohnbedürfnisse widerspiegelte. Die verschiedenen Inter-

viewbeispiele verdeutlichen außerdem, dass trotz der gleichförmigen Bedürfnisse, sich die Umsetzung der Umstrukturierung des Wohnraumes durchaus, wenn auch im begrenztem Umfang, vielfältig umsetzen ließ. Grenzen hierfür setzen alleine ein unzureichendes handwerkliches Geschick oder begrenzte finanzielle Mittel.

Die Nachkriegssiedlung als neue Heimat?

Mit der Gründung der Siedlungen und dem Bau vieler Siedlungshäuser bekamen viele Zufluchtsuchende wieder ihren eigenen Wohnraum. Dadurch bezogen sie nicht nur einen neuen Aufenthaltsort, sondern auch rückblickend einen neuen Lebensort, da es ihnen nicht möglich war, zu ihrem Herkunftsort zurückzukehren. Die Siedlungshäuser markierten somit auch einen symbolischen Ort, der in den Geschichtsbüchern gerne als neue Heimat bezeichnet wird. Dabei sind die Siedlungshäuser vielmehr ein architektonisches Zeugnis für eine glückte Integration. Sie sind eine Versinnbildlichung einer neuen Lebensphase, welche die Phase des Übergangs ablöste und die des Ankommens markierte. Dabei muss man das Ankommen nicht nur als eine Bewegungsrichtung hin zu einem Ort in einem neuen Sozialraum verstehen. Es markierte vielmehr den Wendepunkt von der Phase des Übergangs und beinhaltet den Prozess des Beheimatens, bei dem sich Menschen ihren individuellen Freiraum – und somit ein Zuhause schafften, von wo aus sie ihr Alltagshandeln koordinierten und sich ihre Spielräume gestalteten. Daher endete das Ankommen nicht in einem statischen Zustand, mit dem man zunächst bauliche Fixiertheit an einem Ort assoziiert, sondern ist ein Bestandteil eines vorwärtsgerichteten existentiellen Prozesses, bei dem die Zufluchtsuchenden eine Dynamik entwickelten, woraus sich soziale Netzwerke und neue soziokulturelle Strukturen bildeten, aus denen sie eine neue Form der Vertrautheit und Freiheit erlangten.

Die Wichtigkeit einer neuen Existenz für das Einleben und Sich-zuhause-Fühlen in einem neuen Raum steht außer Frage. Auch ist angeklungen, wie wichtig ein eigenes Haus und somit Grundbesitz für die Integration der zufluchtsuchenden Menschen in ihrem neuen Sozialraum war. Doch wäre es zu einfach zu behaupten, dass der eigene Wohnraum der Schlüssel für eine neue Identität war: Alter wie neuer Wohnraum blieben über den mentalen Raum des Menschen miteinander gekoppelt. Dahingehend fand im neuen Wohnraum nicht nur zu-

kunftsorientierte Identitätsarbeit statt, sondern auch rückwärtsgerichtete Identitätsaufarbeitung. Auch wenn der Herkunftsraum für die Akteure verloren war und sie nicht mehr zu ihm zurückkehren konnten, so war er doch mental gegenwärtig und beeinflusste auch noch ihr Handeln im neuen Wohnraum. Die Integration im neuen Raum sowie die Bedingungen neuer Identitätsstrukturen waren demnach von den individuellen mentalen Verknüpfungsleistungen der Akteure zwischen diesen Räumen abhängig. Mit dem Bau und Einzug in die Siedlungshäuser ergriffen die Zufluchtsuchenden Besitz vom neuen Lebensraum. Der neue Wohnraum gab ihnen wieder Stabilität und Dauerhaftigkeit im neuen Sozialraum, da er zu einem verlässlichen Ort wurde, an dem sie bleiben und den sie wieder selber gestalten konnten. Dieses Gestalten im Wohnraum war jedoch weit mehr als nur den Raum mit zweckmäßigen und funktionalen Gegenständen auszufüllen, sondern diesem Gestaltungsprozess lag eine Fixierung „des Eigenen“ zugrunde, durch den sie sich versuchten von dem Anderen abzugrenzen. Diese territoriale Identitätsarbeit, die darauf hinarbeitete, sich in seiner Wohnung wieder wohl zu fühlen und sich mit ihr zu identifizieren, machte den neuen Wohnraum zum Ausgangspunkt der Identitätsbildung im neuen Sozialraum. Diese Art der Identitätsbildung, die sich anhand des Wohnraumes verdeutlichte, war jedoch auch geprägt durch den Identitätsverlust der Zufluchtsuchenden. Die Fixierung des Eigenen war somit nicht nur durch den Versuch geprägt, sich eine neue Existenz und somit eine neue Identität zu schaffen, sondern das Eigene manifestierte sich auch insbesondere am Festhalten an der alten Existenz, die ebenso ein Bestandteil der neuen soziokulturellen Identität war. Jedoch war das Eigene vom Verlust gekennzeichnet, und die soziokulturelle Identität galt es zunächst wieder herzustellen. Insbesondere in der Aussage, wieder sein eigener Herr im Haus sein zu wollen, kommt das Eigene zum Tragen. Dabei ging es vordergründig um Selbstbestimmung und Freiheit und das Sich-nicht-unterordnen-Müssen im Wohnraum. Eine andere Komponente dabei war jedoch, dass man wieder „man selbst“ im Wohnraum sein konnte, da man wieder Herr über sein eigenes existentielles Dasein war. Das Eigene war somit auch die vermeintlich heile Welt der Vergangenheit, der nun als Bestandteil einer neuen Identität ein Platz im neuen Wohnraum eingeräumt wurde. Dies verdeutlichte sich zunächst mit dem Versuch, an bestimmte Muster und Traditionen im neuen Wohn- und Sozialraum durch das Schmücken mit Tannenzweigen im

Haus und mit Birkenzweige außerhalb des eigenen Wohnraumes aufrechtzuerhalten. Dadurch, dass keine Verbindung mit dem Herkunftswohnraum durch Ausstattung und Gegenstände hergestellt werden konnte, weil alles verloren war, konnte auf diese Weise auch keine Kontinuität ethnischer und lebensgeschichtlicher Identität hergestellt werden. Dies versuchten die Zufluchtsuchenden über die Bräuche im Wohnraum zu kompensieren. Auf diese Weise konnte die Kontinuität ethnischer und lebensgeschichtlicher Identität ermöglicht werden. Auch das Essen war eine weitere wichtige Komponente ethnischer und lebensgeschichtlicher Kontinuität im Zusammenhang mit der Identität der Zufluchtsuchenden in ihrem neuen Wohnraum. Jedoch nicht nur die Gerichte an sich, sondern auch deren Zubereitung und das Essen der Speisen wurden zu einem wichtigen Bestandteil und Verbindungselement zwischen dem alten und neuen Sozialraum. Auf diese Weise konnte über die Sinneswahrnehmungen, wie beispielsweise den Geruch und Geschmack sowie andere visuelle Aspekte, ein Heimatgefühl nicht nur für die Zufluchtsuchenden im neuen Wohnraum wiederhergestellt, sondern auch nach außen vermittelt werden. Gerichte wie Königsberger Klopse und Fleck waren Essen, die der einheimischen Bevölkerung zwar fremd waren, jedoch dabei halfen, den Raum, aus dem die Zufluchtsuchenden kamen, besser zu assoziieren. Die Zufluchtsuchenden schafften es auf diese Weise, einen wichtigen Bestandteil ihrer lebensräumlichen Kultur in ihrem neuen Wohn- und Lebensraum weiterzuführen und darüber hinaus als kulturelle Identität zu etablieren, denn sie konnten so ihre Traditions- und Erinnerungswerte zum Ausdruck bringen, die ihnen Aktivitäten und Interaktionen in ihrem Wohn- und Sozialraum ermöglichten.

Der Raumverlust war nicht nur durch den materiellen Verlust und die soziale Abkoppelung geprägt, sondern auch durch einen emotionalen Bruch. Auch wenn viele Zufluchtsuchende einen Ausgleich für den materiellen Verlust erhalten hatten, so setzte die Aufarbeitung dieser Verlusterfahrung erst bewusst mit der Phase des Ankommens ein. Dabei vollzog sich die Auseinandersetzung der Zufluchtsuchenden mit der eigenen Identität nicht nur im eigenen Wohnraum, sondern insbesondere auch in ihrem neuen Sozialraum. Dort überschchnitt sich schließlich ihre soziokulturelle Identität mit der der einheimischen Bevölkerung. Aus den Schnittmengen dieser kulturell unterschiedlichen Gruppen im Raum entstand schließlich eine neue Raumordnung, die zu einer neuen Identität beider Gruppen führte. Bei diesem soziokul-

turellen Identitätsprozess kam es zu einem Distanzierungsverhalten beider Gruppen. Die Haltung der einheimischen Bevölkerung gegenüber den Zufluchtsuchenden trug zur Bereitschaft der Zufluchtsuchenden bei, in eine Art Gegenkultur überzuwechseln, die ihnen wiederum Identität bot und auch nach außen signalisierte, dass sie eine Daseinsberechtigung in diesem Raum hatten. Dabei gab es unterschiedliche Reichweiten des „Otherings“. Fanden die Fremdzuschreibungen in der Übergangsphase häufig über die Eigenarten der Zufluchtsuchenden ihr Aussehen sowie ihre Traditionen und Sprache statt, so konnte eine Distanzierung auch über die materiellen Dinge und den Besitz stattfinden. Dadurch, dass viele Zufluchtsuchende im Begriff waren, sich etwas aufzubauen (bzw. bereits eigenen Wohnraum bezogen hatten) wurde nun der Teil ihrer Herkunftsidentität in Frage gestellt. Trotz der Annäherung beider Gruppen durch ihren Wohnraumbesitz wurden sie nun verbal ausgegrenzt durch das Nichtanerkennen der alten Identität, die auch unweigerlich Bestandteil ihrer neuen Identität war. Die rituelle Handlung verdeutlichte sich insbesondere in der Rückbesinnung auf die eigenen kulturellen Werte und Normen beider Gruppen. Die verbale Aberkennung ihrer Existenz im Herkunftsraum bedeutete für die Zufluchtsuchenden daher auch einen Verlust ihres Raumes im doppelten Sinne: Zunächst war es ein Raumverlust bzw. Wohnraumverlust, den sie durch die Flucht und Vertreibung erlitten hatten. Zum anderen erfuhren sie durch die fehlende Anerkennung dieses Verlustes durch die einheimische Bevölkerung auch keine soziale Achtung, da ihr verlorener Besitz im neuen Sozialraum gesellschaftlich nicht anerkannt wurde. Dies hatte eine doppelte Wirkung auf die Zufluchtsuchenden: Zum einen wurde ihr Status bzw. ihre Identität nicht durch die einheimische Gesellschaft anerkannt, zum anderen ebenso wenig ihr erlittener Verlust.

Der neue Raum, in den die Zufluchtsuchenden kamen, setzte sozial wie strukturell andere Voraussetzungen. Die soziokulturelle Identität der Zufluchtsuchenden war an die Menschen und an den Ort in ihrem Herkunftsland geknüpft. Aber auch der Wohnraum an sich war anders strukturiert und bot andere Voraussetzungen. Das im Herkunftsraum noch wahrgenommene Eigene wurde durch den räumlichen Verlust zum wahrgenommenen Fremden im neuen Raum, und für viele Zufluchtsuchende wurde dieses Fremdheitserlebnis auch gleichzeitig zu einem Einsamkeitserlebnis, das in den Interviews mit dem Verlust der Gemütlichkeit Aus-

druck verliehen wurde, die Bestandteil ihres Lebensstiles im Herkunftsraum war. Der empfundene Verlust der Gemütlichkeit ist demnach der Reflexion zwischen zwei Räumen geschuldet. Zwar definiert sich Gemütlichkeit über das private Familienleben und meist aus dem Rückzug aus dem öffentlichen Leben. Jedoch verdeutlichte sich anhand der Erzählung der Zeitzeugen, dass Gemütlichkeit über die familiäre Privatheit hinausging und auch eine soziale Komponente darstellte, die ihr Privatleben mit dem öffentlichen Leben in Einklang brachte und Geselligkeit und Austausch mit dem sozialen Umfeld bedeutete, wobei der eigene Wohnraum hierfür den Rahmen bildete. Die räumlichen Einschränkungen behinderten die Zufluchtsuchenden an einen sozialen Austausch und begünstigten die räumliche Wahrnehmung von Eigenem und Fremden, die sich durch die Zeitzeugen in einer lokalen Gebundenheit einerseits und einer enträumlichten Flüchtigkeit andererseits artikulierten. Es verdeutlicht sich eine Verwurzelung im Herkunftsraum, die als das Eigene artikuliert wurde, sowie eine Zerrissenheit im Aufenthaltsraum, die versucht wurde mit der empfundenen sozialen Fremdheit zu erklären. Dabei wird ein Heimatbild konstruiert, das in sich homogen scheint, wohingegen der Aufenthaltsort als sozialer Bruch in dieser Kontinuität reflektiert wurde. Anhand der Interviews verdeutlicht sich jedoch auch, dass es sich dabei nicht um Erkenntnisse handelt, die räumliche Parameter erklären sollen, sondern dass es dabei um subjektive Empfindungen der jeweiligen Flüchtlingsfamilie im neuen Raum geht, die sich aus ihrer persönlichen soziokulturellen Situation ergeben und damit ihren situativ mentalen Umgang im und mit dem Raum widerspiegeln. Durch diese subjektive Definition des eigenen Wohnraumes mittels der Gemütlichkeit wird erst das Eigene im Raum der Akteure sichtbar. Gemütlichkeit als alltäglicher Zustand und als subjektive Befindlichkeit bedarf einer Vielzahl von Voraussetzungen. Parameter können bestimmte Orte sein, genauso wie Atmosphären, Stimmungen, die Anwesenheit bestimmter Personen usw. Eben jene, welche die Familien im Herkunftsraum zurücklassen mussten und durch die sie die räumlichen Gegebenheiten im neuen Raum nicht mehr im Stande sahen neu zu aktivieren, weswegen sie sich auch als fremd fühlten. Auch die politische Unsicherheit, ob die Zufluchtsuchenden ihren Raum im Osten wiederbekommen konnten, spielte in den ersten Nachkriegsjahren eine Rolle beim Prozess des Ankommens und somit bei der Raumverteilung, nicht nur für die Zufluchtsuchenden, sondern auch für die ein-

heimische Gesellschaft. Solange die Zufluchtsuchenden sich in ihrer angestammten Heimat verorteten und auch politisch dort räumlich verortet wurden, war ein Neuanfang schwer, denn es bedurfte nicht nur den Willen der Ankömmlinge, sondern auch die Akzeptanz der Aufnahmegesellschaft, damit das Ankommen im Raum gelang. Diese Siedlungen sind somit nicht nur ein Charakteristikum der Nachkriegszeit, die vom Ankommen der Zufluchtsuchenden erzählen, sondern sind im besonderen Maße auch Zeitzeugen von Sozialräumen, welche das Raumverständnis der Nachkriegszeit und den individuellen Gestaltungswillen seiner Bewohner widerspiegeln.

Ausblick

Im Anschluss an diese Arbeit bleiben vor allem Fragen nach einem weiteren Beheimatungsprozess offen, welche die vorliegenden Ergebnisse verdichten würden. Dabei könnte weiter untersucht werden, wie und in welchem Maß sich Netzwerke und Zugehörigkeiten herausbildeten und in der Alltagspraxis der Akteure etablierten. Nicht zuletzt vor dem Hintergrund einer veränderten Bewegung und gesteigerten Mobilität der Gesellschaft könnte im Untersuchungsraum der Frage nachgegangen werden, inwieweit diese Einfluss auf den Beheimatungsprozess der Zufluchtsuchenden hatten. Dabei wäre es einerseits interessant zu untersuchen, inwieweit dies Auswirkungen auf die Wahrnehmung der Akteure und andererseits auf ihren Wohnraum hatte, denn wie Beate Binder in ihrem Aufsatz über Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse bemerkt, ist „Migration [...] sowohl durch Wege und das Unterwegs-Sein als auch durch Orte und das Da-Sein bestimmt“³³¹. Derartige Folgeuntersuchungen werden jedoch aufgrund des subjektorientierten Zugangs dieser Arbeit und des nicht aufzuhaltenden Generationswechsels erschwert.

³³¹ Beate Binder: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse, S. 11.

F. Anhang

I. Kurzfassung

Keine andere Bevölkerungsgruppe hat den Landkreis Harburg sozialräumlich so stark geprägt wie die Zufluchtsuchenden, die während und nach dem Zweiten Weltkrieg in den Landkreis kamen. Dort trafen die Geflüchteten auf bereits beanspruchten Raum, den es neu aufzuteilen galt. Nach dem Zweiten Weltkrieg war das Mit- und Nebeneinanderwohnen aufgrund der hohen Anzahl der Zufluchtsuchenden sowie der angespannten Wohnraumsituation infolge der Kriegszerstörungen keine einfache Aufgabe.

In der vorliegenden Arbeit wurde der Landkreis Harburg als Untersuchungsraum gewählt, der sich südlich von Hamburg erstreckt. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr dieses Gebiet einen immensen Bevölkerungsanstieg. Da bereits während des Krieges viele ausgebombte Hamburger im Landkreisgebiet untergebracht werden mussten, verschärften die zusätzlich ankommenden Zufluchtsuchenden aus den ehemaligen deutschen Ostprovinzen die Wohnraumknappheit. Öffentlicher wie privater Raum musste neu aufgeteilt und Ressourcen umverteilt werden, was die Gemeinden und die einheimische Bevölkerung und nicht zuletzt die zufluchtsuchenden Menschen vor neue Herausforderungen stellte. In diesem Zusammenhang wird der Eintritt sowie das Problem der Unterbringung der zufluchtsuchenden Menschen in einen für sie fremden Raum untersucht, der ein Verhandeln von Wohn- und Lebensraum mit zwei unterschiedlichen Akteursgruppen mit sich führte: mit der einheimischen Bevölkerung sowie der administrativen Ebene. Es wird ergründet, wie sich ein anfängliches notdürftig „Untergebrachtwerden“ zum „Wohnen“ entwickelte und wie die unterschiedlichen Akteure mit ihren unterschiedlichen Wahrnehmungen im sozialen Raum handelten.

Es wird dargestellt, wie zwischen den unterschiedlichen Akteursgruppen der Wohnraum verhandelt und vereinnahmt wurde, wie sich die Akteure räumlich und sozial ausgrenzten bzw. wie sie ausgegrenzt wurden und schließlich wie Zufluchtsuchende den neuen Lebensraum wieder zu ihrem eigenen Raum machten. Eine wichtige Komponente bei der Neustrukturierung des Raumes Landkreis Harburg war zunächst die Kategorie der Bewegung.

Der Wohnraumverlust und die Tatsache, dass der eigene Wohnraum zu einer Gefahrenzone geworden war, gaben den Akteuren den Antrieb zur Mobilität, wodurch sie Übergangsräume schafften, die mit einem anderen Bedeutungsgehalt durch ihre Nutzer belegt waren. Mit der Ankunft der Flüchtlinge in den Sozialraum der einheimischen Bevölkerung setzte schließlich ein sozialer Prozess des Übergangs ein, der durch die Zwangseinquartierung bei der einheimischen Bevölkerung administriert wurde und geprägt war durch Ausgrenzung und Fremdzuschreibungen einerseits und Versuche, ein Teil dieser neuen Gesellschaft zu werden, andererseits.

Der liminale Zustand ergab sich für alle Beteiligten folglich aus einer Schnittstelle unterschiedlicher Raumauffassungen, durch die sich ein neuer Raum – ein Übergangsraum – herausbildete, in dem ein neu gedachtes Raumkonzept auf einen subjektbezogenen Lebensraum mit komplexen gesellschaftlichen Beziehungen traf. Mit der Errichtung der Siedlungen erhielten die Zufluchtsuchenden schließlich *ihren* Ort und es entstand eine neue Raumordnung und Alltagswelt, die den Austritt aus der liminalen Phase in einen stabilen Zustand markierte und die Siedlungen und ihre Siedlungshäuser zu Räumen des Ankommens werden ließen. Dabei

sind die Siedlungshäuser vielmehr als ein architektonisches Zeugnis für eine geglückte Integration. Sie sind eine Versinnbildlichung einer neuen Lebensphase, welche die Phase des Übergangs ablöste und die des Ankommens markierte.

Im Rahmen dieser Arbeit wurde auf unterschiedliche empirische Methoden zurückgegriffen, um eine große Bandbreite an Informationen zu erhalten, da unterschiedliche Zugänge zu den Quellen auch unterschiedliche Einblicke in das alltägliche Leben der Zeitzeugen ermöglichen. Die Darstellung dieser Arbeit erfolgt daher sehr nahe an den Quellen, die aus unterschiedlichen Gattungen erhoben werden: Archivalische Quellen, autobiographische Texte und Bildmaterial.

Der Hauptteil der vorliegenden Arbeit stützt sich jedoch auf teilstandardisierten Interviews mit Zufluchtsuchenden aus den ehemaligen Ostgebieten sowie ausgebombten Hamburgern und Einheimischen, die im Untersuchungszeitraum im Landkreis Harburg gelebt haben und das Geschehen aus unterschiedlichen Perspektiven reflektierten. Insgesamt wurden 40 Interviews für diese Arbeit geführt und ausgewertet sowie 30 von ihnen transkribiert. Darüber hinaus wurden für diese Arbeit sechs Archive im Landkreis sowie das Niedersächsische Landesarchiv Hannover besucht und die dort vorhandenen Akten und Dokumente gesichtet.

II. Abstract

No other population group has influenced the district of Harburg socio-spatially as significantly as the refugees, who arrived at the district during and after the Second World War. There the refugees met already occupied space, which had to be redistributed newly. After the Second World War, living together and living side by side was not an easy task due to the high number of refugees and the stressed housing situation owing to the bomb damages. In this thesis, the district of Harburg is the zone chosen for the analysis. The district is located south of Hamburg. After the Second World War, the district experienced an immense increase of population. Since already during the Second World War many bombed-out inhabitant of Hamburg, had been accommodated in the district of Harburg, the additionally arriving refugees from the former German eastern provinces tightened the housing shortage. Both, public and private space had to be redistributed and resources had to be reallocated, posing new challenges for communities and locals, and not least the refugees. In this context, the arrival and the problem of accommodating people seeking refuge in an unfamiliar space, which result in negotiations of living space and habitat with two different groups of actors: the local population and the administration. It is explored how an initial makeshift accommodation has developed into living and how the different actors have handled their different perceptions in the social space. It is presented how the different groups of actors have negotiated and received housing, how the actors have applied othering spatially and socially and how they have experienced othering themselves and how the refugees have made the new habitat to their own space again. An important component in the restructuring of the district of Harburg has initially been the category of movement. The loss of housing and the fact that their own living space has become a danger zone, gave the actors the impetus for mobility, thereby creating transition spaces with a different meaning for their users. Finally, with the arrival of the refugees into the social space of the local population, a social process of transition has begun,

which has been administered by compulsory accommodation at the local population and has been characterized by exclusion and othering on the one hand and attempts to become part of this new society on the other hand. The liminal state thus has resulted for all participants from an interface of different spatial conceptions, through which a new space – a transitional space – developed, in which a newly conceived spatial concept met a subject-related living space with complex social relationships. With the establishment of the settlements, the refugees finally have gotten *their* place and there has been a new spatial structure and everyday world, which has marked the exit from the liminal phase in a stable state and has transformed the settlements and the corresponding houses to space of arrival. Thereby the houses within the settlements have been much more than an architectural witness to a successful integration. These have been a symbol of a new phase of life, which has replaced the phase of transition and marked the arrival.

Within this thesis, different empirical methods have been used to obtain a wide range of information, since different approaches to the sources also allow for different insights into the everyday life of contemporary witnesses. The content of this thesis is therefore connected very closely to the sources, which are collected from different categories: archival sources, autobiographical texts and graphical material. However, the main part of this work is based on semi-standardized interviews with refugees from the former eastern regions of Germany as well as bombed-out inhabitant of Hamburg and locals, who lived in the district of Harburg during the period covered in this study. All these interviewees reflect on the events from different perspectives. A total of 40 interviews have been conducted and evaluated for this work and 30 of them have been transcribed. In addition, six archives in the district of Harburg as well as the Lower Saxony State Archives have been visited for this work and the available files and documents have been inspected.

III. Dokumente

Der Landrat des Kreises Harburg
Wohnungsamt S/Mun.-

Buchholz

den 19. März 1945.

An
Herrn Adolf Albers
in Eckel Gemeinde-Kr. Harburg

Auf Grund der §§ 3a, 5 und 25 des Reichsleistungsgesetzes v. 1. 9. 39 beschlagnahme ich in Ihrem Hause
- Ihrer Wohnung - im Erd- und Dachgeschoss - zwei möbl. Zimmer - Küche
2 Zimmer und Küchenbenutzung (davon das eine Zimmer, das Sie
Frau Alma Stöver zur Verfügung gestellt haben.)

Die Beschlagnahme dient der Sicherstellung. Bis zur Inanspruchnahme kann der Raum - können die
Räume - von Ihnen weiter benutzt werden, soweit dadurch die Sicherstellung nicht vereitelt wird. Die
Beschlagnahme hat die Wirkung, daß ohne meine Zustimmung vorgenommene Rechtsgeschäfte nichtig
sind. Soweit für die Inanspruchnahme bauliche Veränderungen durchgeführt werden müssen, sind diese
zu dulden. Die Mitinanspruchnahme aller sanitären Einrichtungen durch die Eingewiesenen muß ebenfalls
gestattet werden. Ebenso umfaßt diese Beschlagnahme die erforderlichen Nebenräume für die Lagerung
von Feuerungsmaterial und Wintervorräten u. dgl. Zu diesem Zwecke muß von Ihnen geeigneter Raum
zur Verfügung gestellt werden. Ein Vergütungsanspruch kann erst nach der Inanspruchnahme geltend
gemacht werden.

J. A.
gez. Unterschrift

Abschrift dem Herrn Bürgermeister
in Eckel

zur Kenntnisnahme. - Eine vorgenommene Einweisung ist nach hier zu melden.

J. A.

Abbildung 13: Beschlagnahmungsverfügung des Wohnungsamtes im Landkreis Harburg vom 19.03.1945. In: Samtgemeindearchiv Rosengarten, ohne Sigle.

Blatt 1.

Gemeinde Klecken

Fragebogen über Wohnraumbewirtschaftung

Der Fragebogen ist für jede Wohnung besonders auszufüllen, auch für jedes auf einem Grundstück befindliche Wochenendhaus, Behelfsheim usw.

1. Lage der Wohnung:
(z. B. Lönsweg Nr. 8)

2. Art der Wohnung:
(z. B. Steinhaus, Wochenendhaus, Behelfsheim, Etage im Steinhaus usw.)

3. Namen u. Vornamen der Mieter
(nebst den aufgenommenen Angehörigen, Bekannten, Bediensteten und Einquartierten) einer in sich abgeschlossenen Wohnung bezw. Teilwohnung
oder
Name und Vorname des Hausbesitzers (nebst den aufgenommenen Angehörigen, Bekannten, Bediensteten und Einquartierten), sofern er im eigenen Haus eine Wohnung bewohnt

Name und Vorname	geboren	Wann und woher zugezogen?	Flüchtling od. Bomben-geschädigt?	Ist einig. Seit vorh. ja, nein
1. Adolf Weseloh	31.10.1904			ja
2. Grete Weseloh	6.2.1906			ja
3. Adele Weseloh	12.4.1902			ja
4. Elfriede Dehn	14.7.1928			nein
5. Hans Mett	23.6.1925			nein
6. Horst Köster	12.3.1931			nein
7. Ernestine Glasstaf	18.4.1864	27.2.43. aus Hamburg	Bomb. gesch.	nein
8. Sofie Weseloh	18.8.1874	27.7.43. aus Hamburg	Bomb. gesch.	nein
9. Johannes Strey	28.1.1914	2.4.45 aus Stargard/Posn	Flüchtl.	nein
10. Käthe Strey	6.5.1920	12.3.45 aus Stargard/Posn	Flüchtl.	ja

4. Name und Wohnung des Hausbesitzers (nur v. Mieter auszufüllen):

5. Lage, Art u. Größe der Räume:
beispielsweise:
1) Erd-Geschoß Küche 12 qm
3) Erd-Geschoß Speisekammer 6 qm
5) Dach-Geschoß Abstellraum 10 qm
7) Dach-Geschoß Notküche 8 qm
8) Erd-Geschoß Waschküche 12 qm
9) Erd-Geschoß Wohnzimmer 20 qm
10) I. Gesch. Schlafzimmer 12 qm
11) I. Gesch. Schlafzimmer 10 qm
12) Dach-Geschoß Mädchenzimmer 8 qm

1) Erd-Geschoß Küche 24 qm	2) Erd-Geschoß Küche qm
3) I. Gesch. Speisekammer 5 qm	4) Gesch. Speisekammer qm
5) Gesch. Abstellraum qm	6) Gesch. Abstellraum qm
7) Gesch. Notküche qm	8) Gesch. Waschküche qm
9) Erd-Gesch. Mädchenzimmer 4 qm	10) Erd-Gesch. Schlaf-zimmer 5 qm
11) I. Gesch. Wohn-zimmer 16 qm	12) I. Gesch. 4 zimmer 4 qm
13) I. Gesch. Mädchenzimmer 8 qm	14) I. Gesch. 4 zimmer 4 qm
15) I. Gesch. Schlaf-zimmer 12 qm	16) I. Gesch. 1 zimmer 4 qm
17) I. Gesch. Schlaf-zimmer 4 qm	18) I. Gesch. 1 zimmer 5 qm

6. Welche Räume sind
a) bewohnbar aber unbesetzt
b) bewohnbar nach Erste-Hilfe-Reparaturen
c) bewohnbar nach großen Reparaturen

Alle Räume besetzt.

Abbildung 14: Fragebogen Seite 1 über Wohnraumbewirtschaftung vom 02.09.1945. In: Samtgemeindearchiv Rosengarten, ohne Sigle.

7. Ist ein Luftschutzkeller vorhanden und in welcher Größe (qm)? a) bewohnt b) bewohnbar aber unbesetzt c) bewohnbar nach Erste-Hilfe-Reparaturen d) bewohnbar nach großen Reparaturen	nein
8. Sind Lagerhäuser, Fabriken und Geschäftshäuser vorhanden und in welcher Größe (qm)? a) bewohnt b) bewohnbar aber unbesetzt c) bewohnbar nach Erste-Hilfe-Reparaturen d) bewohnbar nach großen Reparaturen	nein
9. Sind andere Gebäude vorhanden und in welcher Größe (qm)? (Artangabe) a) bewohnt b) bewohnbar aber unbesetzt c) bewohnbar nach Erste-Hilfe-Reparaturen d) bewohnbar nach großen Reparaturen	Scheune und Stallräume nicht bewohnbar
10. Ist die Wohnung winterfest?	ja
11. Wenn nicht, welches und wieviel Material wird zum winterfesten Ausbau der Wohnung benötigt?	
12. a) Welche Räume sind heizbar? b) Welche können dafür hergerichtet werden?	a) Nr. 11, 14, 15 b) Nr. —
13. Welche von den unter Frage 3 aufgeführten Personen ist nicht in der im Kopf angegebenen Gemeinde polizeilich gemeldet?	alle gemeldet.
14. Welche von den unter Frage 3 aufgeführten Personen bezieht nicht in der im Kopf angegebenen Gemeinde die Lebensmittelskarten?	alle
15. Welche von den unter Frage 3 aufgeführten Personen besitzt in einer anderen als der im Kopf angegebenen Gemeinde noch Wohnraum mit Angabe der Art und Lage? (z. B. Wohnung, Einzelzimmer, Ausweichlager, Wochenendhäuser)	keiner
16. Welchen Zweck erfüllt das Ausweichlager oder dergl. am Tage der Ausfüllung dieses Bogens?	

Diese Erhebungen werden auf Anordnung der Militärregierung durchgeführt. Eine Wohnungskommission hat den Auftrag, die vorstehenden Angaben gegebenenfalls zu prüfen. Wesentlich falsche Angaben werden streng bestraft.

Klechen, den 2. September 1945.

H. Heubel
(Unterschrift des Hausausgangsverwalters, angest. für die Hausgemeinschaft)

Anmerkungen der Gemeindeverwaltung:

Gebäude-Raum, Wasser/Luke 2000/44

Abbildung 15: Fragebogen Seite 2 über Wohnraumbewirtschaftung vom 02.09.1945. In: Samtgemeindearchiv Rosengarten, ohne Sigle.

Schulspeisung für die 12.3. Ankeilungsperiode (8. Hoover-Schulspeisung)

vom 21. Februar bis 18. März 1949

1. Gelieferte Lebensmittel

Erhalten von der Fa. O. Witt in Helle:

1 Sack	Haferflocken	13,- kg
1 Keimmaske	Grieß	26,1 "
1 gr. Sack u. 1 Sack	Mehl	123,9 "
1 Sack	Hülsenfrüchte	24,5 "
1 Faß	Fr. Milch	58,7 "
1 Sack	Zucker	34,2 "
3 Kistons	Rosinen	37,5 "
1 P. Sack	Fr. Ei	13,- "
29 Dosen	Mischkonserven	9,9 "
	Schmalz	9,1 "
2 Dosen	Erdnußbutter	3,3 "
1 Dose u. 1 Paket	Limt	0,650 "
1 Dose	Karmelade	3,3 "
5 Dosen	Tomatensaft	3,- "
1 Dose	Hefe	0,650 "
	Fruchtschnitten	163 Stück

2. Preisseplan

An 4 Tagen	: Grießbrot mit Rosinen
" 2 "	: Hülsenfrüchte mit Mischkonserven
" 4 "	: Nudelsuppe
" 1 Tag	: Hülsenfrüchte in Erdnußbutter
" 4 Tagen	: Löffel Mehlsuppe
" 2 "	: Haferflocken mit Karmelade
" 4 "	: Löffel Milchbröckchen
" 1 Tag	: Fruchtschnitten
" 1 "	: Trockenfrüchte (Rosinen)

Abbildung 16: Schulchronik Jesteburg III. Lebensmittel für die Schulspeisung vom 21.02. bis 18.03.1949. Gemeindearchiv Jesteburg, ohne Sigle.

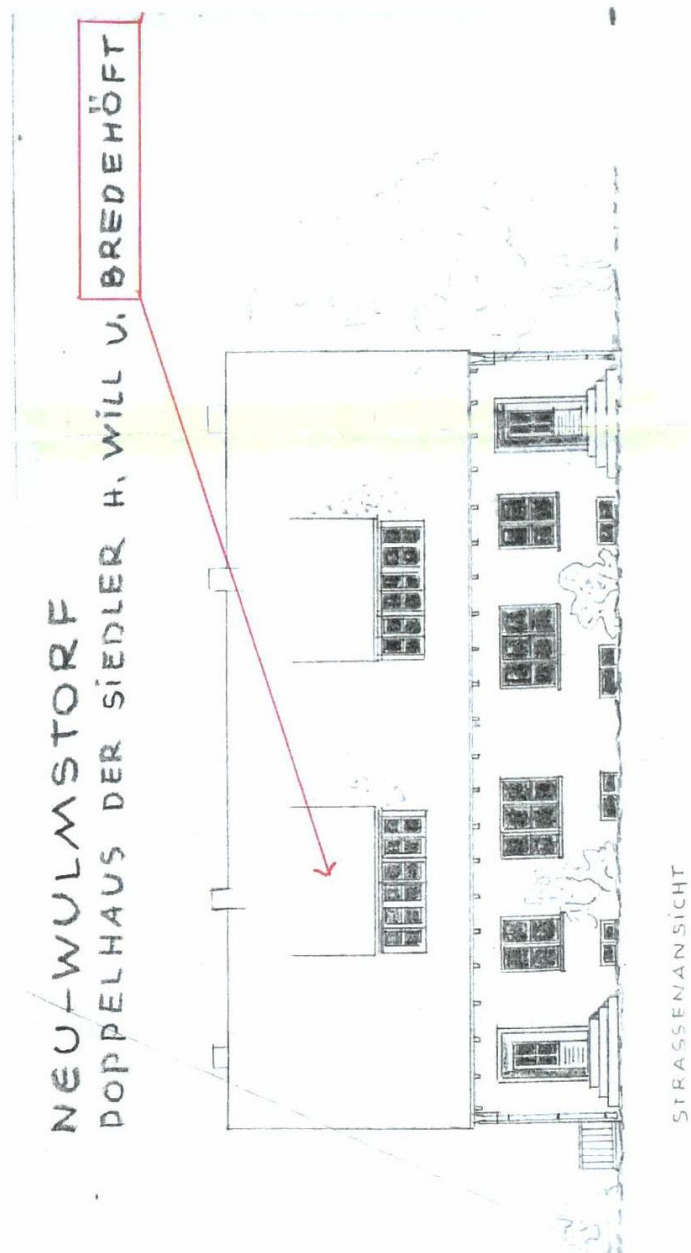


Abbildung 17: Bauzeichnung eines Doppelhauses aus der Heidesiedlung Neu Wulmstorf. In: Privatbesitz der Familie Bredehöft.

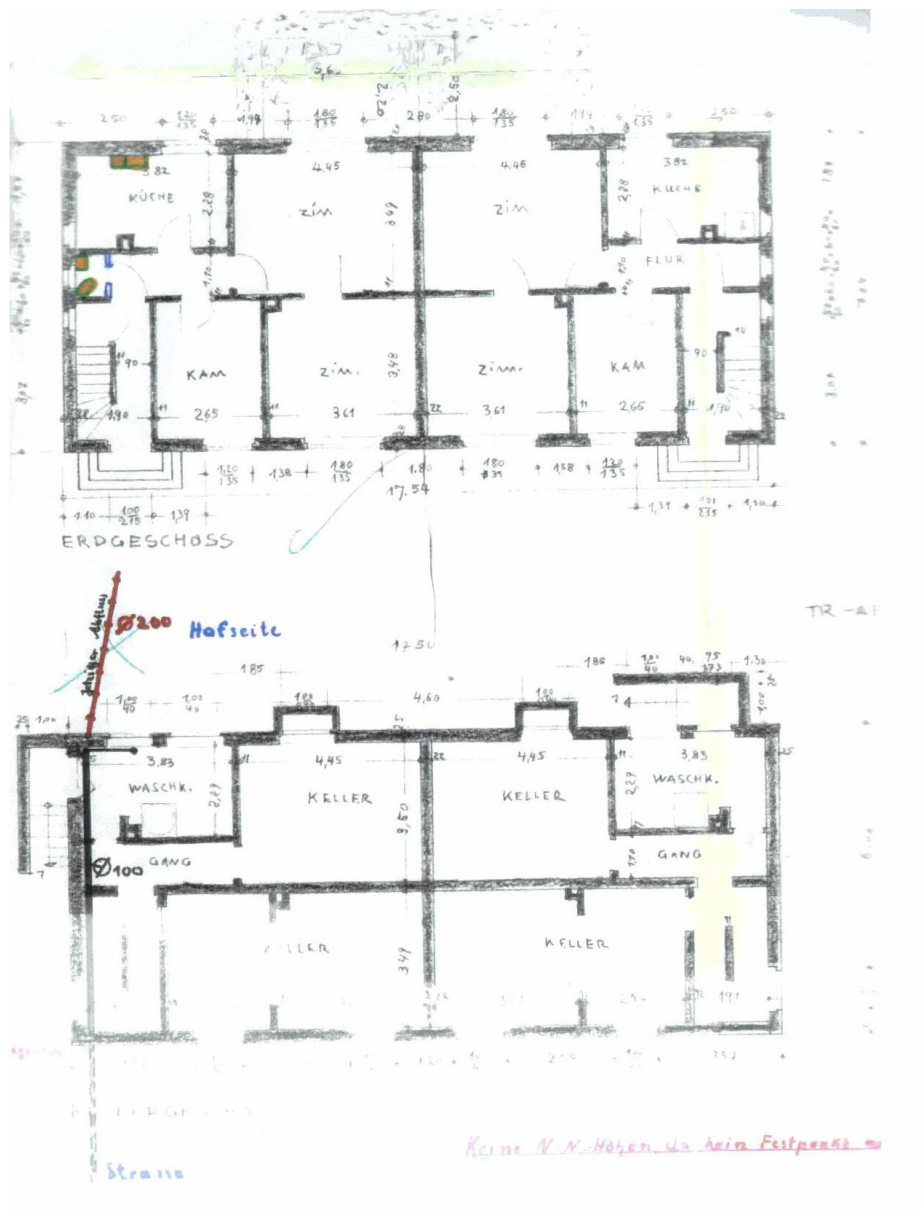


Abbildung 18: Bauzeichnung des Kellergeschosses und Erdgeschosses eines Doppelhauses in der Siedlung Neu Wulmstorf. In: Privatbesitz der Familie Bredehöft.

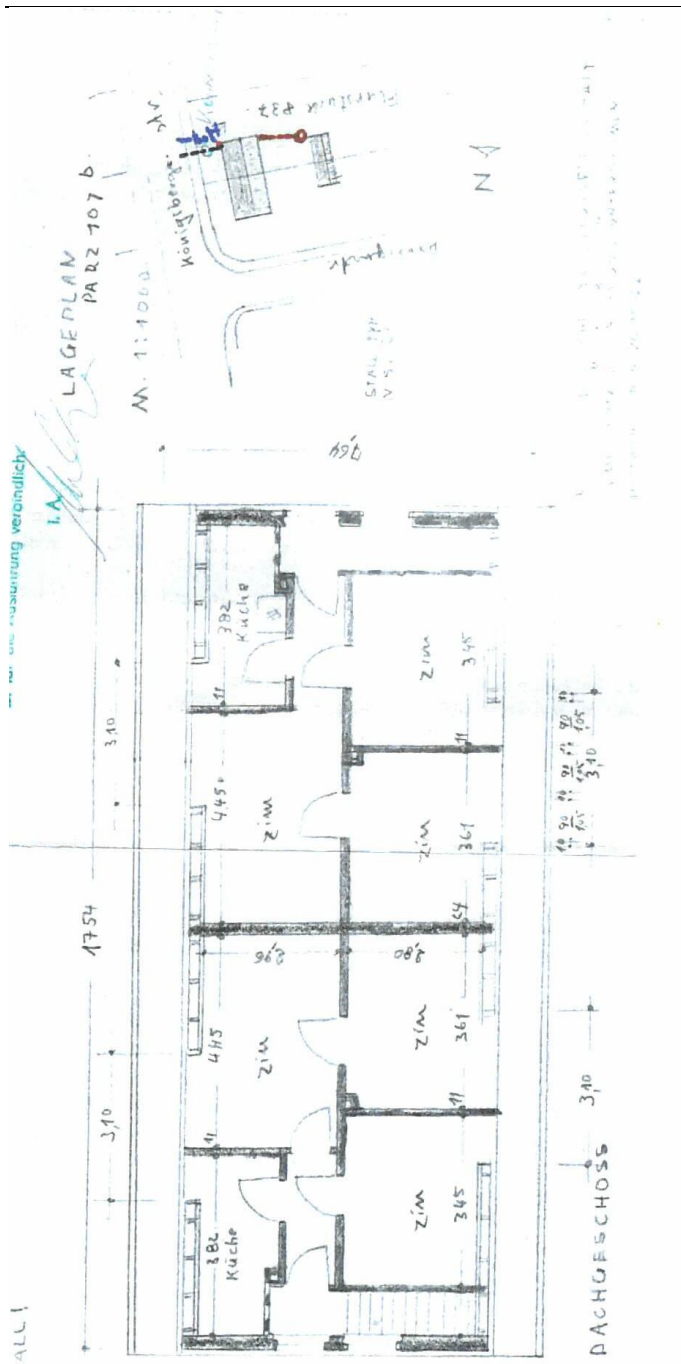


Abbildung 19: Bauzeichnung des Dachgeschosses und Lageplan eines Doppelhauses in der Siedlung Neu Wulmstorf: In: Privatbesitz der Familie Bredehöft.

G. Quellen- und Literaturverzeichnis

I. Ungedruckte Quellen

Gemeindearchiv Rosengarten: Provenienzen Nenndorf, Emsen mit Langenrehm, Leversen mit Sieversen, Sottorf, Ehestorf mit Alvesen, Tötensen mit Westerhof, Klecken, Eckel mit Eickstüve, Vahrendorf, Iddensen mit Hinteln, Siglen 01–11; Schulchronik Westerhof II; Chronik der Volksschule Eckel.

Samtgemeindearchiv Jesteburg: Schulchronik II der Schule Jesteburg 1912–1946; Schulchronik III der Volksschule Jesteburg 1947–1953; Schulchronik IV der Volksschule Jesteburg 1954–1961; Schulchronik der Schule Lüllau; Schriftverkehr der Gemeinde Jesteburg aus dem Aktenbestand des Bauausschusses: Wohnbaracke in der Koppel 15; Amtliches Bekanntmachungsblatt des Kreises Harburg, 25. Februar 1949; Otte, Hermann und Friedel: Die „Wehrwolf“-Zeit in Jesteburg. Jesteburg 1981 (unveröffentlichtes Manuskript); div. unveröffentlichte Manuskripte über „Wehrwolf“; Bonness, Irmgard/Wolfes, Hans-Heinrich: Kriegskindergarten und Nachkriegskindergarten in Jesteburg. Hg. vom Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 1996 (unveröffentlichtes Manuskript).

Gemeindearchiv Neu Wulmstorf: Fotobestand des Archivs: zum Thema Siedlungsbau; Triebisch, A.: Entwicklung der Siedlung Neu-Wulmstorf. In: Neu-Wulmstorf. Kleinsiedlungen in Niedersachsen. Sonderdruck/Heft Juli 1956 (Mitteilung des Deutschen Siedlerbundes Landesverband Niedersachsen e. V.). S. 4–5; Heilmann, W.: Das Haus. In: Neu-Wulmstorf. Kleinsiedlungen in Niedersachsen. Sonderdruck/Heft Juli 1956 (Mitteilung des Deutschen Siedlerbundes Landesverband Niedersachsen e. V.). S. 5–6; Grube, Karl: Gartenplanung und Ersteinrichtung. In: Neu-Wulmstorf. Kleinsiedlungen in Niedersachsen. Sonderdruck/Heft Juli 1956 (Mitteilung des Deutschen Siedlerbundes Landesverband Niedersachsen e. V.). S. 6–7; Chronik, Geschichte der Schule und des Ortes Wulmstorf; Chronik, Geschichte der Schule und des Ortes Neu Wulmstorf; Bestand 0–022–0: Sitzungsprotokolle, Zusammenfassung 1946–1952; Bestand NWU–WU–V–0027: Protokollbuch, Gemeinderatssitzung 1936–1950; Bestand NWU–WU–V–0028: Gemeinderat Neu Wulmstorf 1950–1960/Niederschriftenbuch.

Samtgemeindearchiv Tostedt: Bestand Todtglüsing, TOS–77–38–004: Erfassung von Baracken; Bestand Todtglüsing, TOS–77–38–004: Barackenräumprogramm; Bestand 6.64.3: Wohnraumregelung im Landkreis Harburg; Bestand Todtglüsing, 6.64.4: Umbau einer Baracke; Bestand Todtglüsing, 6.64.4: Einweisung der Familie Albrecht in ein Behelfsheim; Bestand Todtglüsing, 6.64.4: Umquartierungsmaßnahmen; Bestand Todtglüsing, 6.64.4: Einweisung in die Baracke in Todtglüsing.

Gemeindearchiv Seevetal: Schulchronik von Evendorf; Einwohnerstatistik der Gemeinde; Bestand Hittfeld, AM–OR–1944–000–057: Wohnraumbeschlagnehmung.

Niedersächsisches Hauptstaatsarchiv Hannover: Bestand Niedersachsen/Lüneburg 120- Wohnungsbau Acc.39/83 Nr. 159; Wohnungsbauprogramm Acc. 50/79 Nr. 214; Verschiedenes Acc. 1/83 Nr. 8; Flüchtlingsangelegenheiten Acc. 31/67 Nr. 52; Kleinsiedlungen Acc. 31/67 Nr 102; Baracken und Massenunterkünfte Acc. 31/67 Nr. 37; Unterbringung von Flüchtlingen Acc. 31/67 Nr. 7; Aufnahme von Flüchtlingen Acc. 30/67 Nr. 107/4; Nebenerwerbssiedlungen Acc. 13/86 Nr. 333; Wohnungsbauprogramm Acc. 32/67 Nr. 151/3; Flüchtlingsangelegenheiten Acc. 44/79 Nr. 773; Flüchtlingsangelegenheiten Acc. 51/79 Nr. 58.

Stadtarchiv Winsen: Bestand Staatliche Wohnungsfürsorge Fonds, Erlasse und Verfügungen ab 1930, Wob 52/2 - K 56/7, K 56/6, K 56/1; Bestand Aufbaudarlehn 1953–1957, Wob 52/51; Erlasse, Verfügungen und Schriftverkehr allgemeiner Art, Wob 51/2; Obdachlosenunterbringung 1953–1957, Wob 52/47; Zuweisung/Freigabe von Wohnungen 1949–1951, Wob 52/53; Siedlung Neu Wulmstorf 1954–1965, Wob 52/51; Erlasse, Verfügungen und Schriftverkehr allgemeiner Art, Wob 51/3.

Stadtarchiv Buchholz: Zeitzeugeninterviews von 2005; Ausstellungsmaterialien: Kriegsende in Buchholz 2005, Aktenordner; Bestand 602/2.1.1, 602/1.1.1: Neue Richtlinien für Aufnahme von Flüchtlingen 1948; Bestand 602/2.1: Schriftverkehr; Bestand Steinbeck, 602/1.2: Schriftverkehr; Daten zur Stadtgeschichte April 1945–1955; Broschüre, Bauverein „Glaube und Tat“; Schulchronik Trelde, Auszug; 500 Jahre Buchholz, Auszug; Ein Jahrhundert Schule in Sprötze, Auszug; 50 Jahre Landfrauenarbeit im Landkreis Harburg 1945–1995.

II. Gedruckte Quellen und zeitgenössische Literatur

Abel, W. (Hrsg.): Nebenerwerbssiedlung heute. Hannover 1959.

Arlet, Susanne: Auf der Flucht. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1959. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 54–55.

Aus der Arbeit der vom Kreistag eingesetzten Ausschüsse in der Zeit vom Juni 1947 bis März 1948.

Auszeichnung der besten Bauten des Jahres 1938. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1940. S. 109–115.

Backhaus, Richard: Nindorf am Walde und die Trecks 1945. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1955. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 56.

Bauwelt. Wohnungshausmontage. Berlin 1963.

Beer, Josef: Bauen und Siedeln. Eigenheim – Nebenerwerbssiedlung – Bauernhof. Stuttgart 1954/55.

Brecht, Julius und Klabunde, Erich: Wohnungswirtschaft in unserer Zeit. Hamburg 1950.

Dautert, Erich: Neuaufbau des Daseins. Hamburg 1948.

Der soziale Wohnungsbau im Lande Niedersachsen. Aus: Archiv Seevetal. Ca. 1956.

Der Spiegel: Wohnungsbau. Quelle-Fertighaus. 15/1965 vom 7.4.1965, S. 76.

Der Spiegel: Architektur. Kunststoffhäuser. 41/1965 vom 6.10.1965, S. 172.

Die deutsche ländliche Siedlung. Formen, Aufgaben, Ziele. Hg. V. Preussischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. Berlin 1931.

Die Wirkung der Kleinsiedlung auf die Warenversorgung. 1937. (Uni Kiel) S. 269–284.

Die künftigen Aufgaben im Wohnungs- und Siedlungsbau Schlesiens. Hg. v. Schlesischen Institut für Wirtschaft- und Konjunkturforschung Breslau. Breslau 1939.

Ersparnismöglichkeiten an Holz im Wohnungs- und Siedlungsbau. Merkblatt Hg. v. der Arbeitsgemeinschaft zur Förderung der Arbeitswohnstätte. Eberswalde 1939.

Gebäude- und Wohnungszählungen in Niedersachsen 1950. Hannover 1952.

Hansestadt Hamburg, Amt für Wohnungswesen/Statistik und Presse (Hg.): Die Butenhamburger. Auswertung der Butenhamburger-Kartei nach dem Stand vom 28.2.1951. Hamburg 1952.

Heimstätten-Siedlung und Siedler-Wirtschaft. In: Lehrhefte des Deutschen Siedlerbundes für alle Fragen der Siedlerwirtschaft und der Klein- und Eigenheimsiedlung, Heft 1. Hg. v. Deutschen Siedlerbund. Berlin 1939.

Homann, Rudolf und Fauth, Wilhelm: Siedlungsbau und Selbsthilfe. Berlin 1932.

Kager, Walter: Ziele und Grenzen der Kleinsiedlung. Würzburg-Aumühle 1939.

Kaiser, Ingeborg: Heimgarten. 1968.

Kipphan, Rolf: 10 Jahre Flüchtlingsproblem. Rückblick und Ausblick. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1955. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 47–52.

Kipphan, Rolf: Vertriebenensorgen nach 14 Jahren. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1958. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 52–54.

Kleinschmidt, Horst: Zur geschichtlichen Entwicklung der Gemeinde Emmelndorf. Studienarbeit. Ca. 1956/57.

Knoll: Der Wohnungs- und Siedlungsbau in Deutschland. In: Die Wohnungs- und Siedlungspolitik der Nachkriegszeit in den wichtigsten europäischen Ländern sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika (1937). Vom wirtschaftlichen Bauen Bd. 18. Hg. v. Rudolf Stegemann. Dresden 1937. S. 15–23.

Landeskundlich-statistische Kurz-Übersichten über die Stadt- und Landkreise des Landes Niedersachsen. Uelzen 1950.

Landessiedlungsamt (Hg.): Ländliche Nebenerwerbssiedlungen einschließlich Landarbeiterwohnungsbau. Entwurfsvorlagen. Münster 1954.

Marquardt, Wilhelm: Von Voßhufen bis Neu-Wulmstorf. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1957. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 69–72.

Neue Bauwelt. Zeitschrift für das gesamte Bauwesen. Heft 51, Berlin und Wiesbaden 1949.

Neues Archiv für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen. Neue Folge des „Archivs für Landes- und Volkskunde von Niedersachsen“ (Bd.1). Hg. v. Kurt Brüning. Bremen 1947.

Not und Hilfe. Das Problem der Vertriebenen und Flüchtlinge in Niedersachsen. In: Niedersachsen und das Flüchtlingsproblem, Heft 4. Hg. V. Niedersächsischen Amt für Landesplanung und Statistik. Hannover 1954.

Pröhl, Heinrich Wilhelm: Die Steinbecker Siedlung „Heimgarten“. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1957. S. 67–68.

Rogowski, Ernst: Das deutsche Siedlungsproblem. Mit besonderer Berücksichtigung der Nebenerwerbssiedlung. Stuttgart 1949.

Schmidt, Friedrich und Bellinger, Hermann: Die Kleinsiedlung. Eberswalde 1939.

Seiff, Rudolf: Die deutsche Kleinsiedlung. Eine Untersuchung unter wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Gesichtspunkten. Berlin 1941.

Siedler-Kalender 1950. Hg. v. der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Siedlerverbände. Hamburg 1950.

Siedler-Kalender 1951. Hg. v. der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Siedlerverbände. Hamburg 1951.

Vogel, Ines/Hageleit, Sieglinde: Ostpreußische Kinder berichten über die Flucht 1945. In: Harburger Kreiskalender. Ein Heimatbuch auf das Jahr 1958. Hg. vom Landkreis Harburg. S. 72–73.

Zühlstorff, Helmar: Wir bauen unser Haus. (Aufsatz Klasse 10a).

III. Zeitungsartikel

Als der Krieg nach Deutschland kam. Spiegel-Serie über das Ende des 2. Weltkrieges. In: Der Spiegel, Nr. 5/Januar 2005.

An der Jesteburger Quelle. Wohnungsausschuss – Berichte der Ausschüsse. In: Harburger Anzeigen und Nachrichten, 27. August 1953. Aus: Gemeindearchiv Jesteburg.

Ausstellungszeitung des Hauses der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland: Zur Ausstellung: Notbehelfe. Alltagsbewältigung in der Nachkriegszeit. Bonn im April 1988.

Flucht und Vertreibung. 60 Jahre danach: Ein Neuer Blick auf das Drama im Osten. In: Geo, Nr. 11/November 2004.

Im Brennpunkt: Jesteburg-Süd-Projekt. Pacht- und Siedlungsfragen. In: Harburger Anzeigen und Nachrichten, 27. März 1954. Aus: Gemeindearchiv Jesteburg.

Jesteburg wächst. In: Harburger Anzeigen und Nachrichten, 25. April 1952. Aus: Gemeindearchiv Jesteburg.

Kriegsende in Hamburg. 60 Jahre danach – Hamburger erinnern sich an das Kriegsende in ihrer Stadt. In: Hamburger Abendblatt (Serie), April 2005.

Nachrichten der Stiftung Genossenschaftliches Archiv: Nr. 11/Juli 2005.

Neubeginn mit Tatkraft und Know-how. In: VDI Nachrichten. Hg. vom Verein Deutscher Ingenieure, 7. Oktober 2005.

Schicksalstage für Hamburg im Jahr 1945. In: Der Neue Ruf, 23. April 2005.

Schicksalsstunden einer Stadt. In: Hamburger Abendblatt (Serie), Dezember 2004.

Umsiedler und Wohnungsnot. Wer das damals erlebt hat... In: Hamburger Abendblatt, 17./18. März 1990.

Vor 60 Jahren stand die britische Armee vor Harburgs Toren. Augenzeugen erinnern sich an die letzten Kriegstage. In: Harburger Rundschau (Serie), April 2005.

1945 – Ende und Aufbruch. In: Harburger Anzeigen und Nachrichten (Serie), Mai 1995.

1945 – Ende und Anfang. In: Winsener Anzeiger (Serie), Mai 1995.

Winsener Anzeiger Extra: Wochenend-Seite des Winsener Anzeigers für Regionalgeschichte. Marsch und Heide. Aus: Gemeindearchiv Jesteburg: 16/2005, 17/2003, 20/2004, 19/2005, 19/98, 7/2000, 36/95, 18/97, 7/98, 9/98, 10/98, 11/98, 41/93, 39/95, 18/91, 21/91.

IV. Literatur

Abelshauser, Werner: Arbeit, Für- und Vorsorge. In: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hg. von Axel Schildt/Arnold Sywottek. Bonn 1993 (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33). S. 203–207.

Amenda, Lars/Ernst Langthaler (Hg.): Kulinarische „Heimat“ und „Fremde“. Migration und Ernährung im 19. und 20. Jahrhundert. Innsbruck 2014. (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes, 2013).

Arbeitskreis für Heimatpflege (Hg.): Jesteburg in Wort und Bild. Jesteburg 1979.

Asendorf, Manfred: 1945. Hamburg besiegt und befreit. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg. Hamburg 1995.

Assmann, Aleida: Zum Problem der Identität aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Hg. v. Rolf Lindner. Frankfurt/Main; New York. 1994. S. 13–35.

Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt am Main 1994.

Bachmann-Medick, Doris: Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften. Reinbek 2006.

Bade, Klaus J./Oltmer, Jochen (Hg.): Zuwanderung und Integration in Niedersachsen seit dem Zweiten Weltkrieg. Osnabrück 2002.

Bade, Klaus J.: Ausblick: Einheimische Ausländer und fremde Deutsche – Problemzonen der neuen Einwanderungssituation. In: Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler. Hg. v. Klaus J. Bade. Münster 1990. S. 150–158.

Barth, Holger: Dessauer Siedlungsbau in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus. In: Dessauer Kalender: Heimatliches Jahrbuch für Dessau-Roßlau und Umgebung, Bd. 40. Dessau-Roßlau 1996. S. 2–28.

Bauerkämper, Arnd: Landwirtschaft und ländliche Gesellschaft in der Bundesrepublik in den 50er Jahren. In: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hg. von Axel Schildt/Arnold Sywottek. Bonn 1993 (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33). S. 188–202.

Bausinger, Hermann/Braun, Markus/Schwedt, Herbert: Neue Siedlungen. Volkskundlich-soziologische Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts Tübingen. Stuttgart 1963².

Bedal, Albrecht: 150 Sack Kalk gegen sechs Ferkel zu tauschen. Bauen und Wohnen in der Nachkriegszeit. In: Zöpfe ab, Hosen an! Die Fünfzigerjahre auf dem Land in Baden-Württemberg. Hg. von der Landesstelle für Museumsbetreuung Baden-Württemberg und der Arbeitsgemeinschaft des regionalen ländlichen Freilichtmuseums Baden-Württemberg. Tübingen 2002. S. 110–133.

Beer, Mathias: Flüchtlinge und Vertriebene in den Westzonen und der Bundesrepublik Deutschland. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 108–123.

Beneke, Wilhelm (Hg.): Ortsgeschichte von Maschen am Übergang von der Geest zur Marsch. Zwischen Seeve und Hallonen. Maschen 1298–1998. Buchholz 1998.

Bernstein, Julia: Aneignung und Entfremdungen. Symbolische Dimensionen des Nahrungskonsums im Migrationsprozess am Beispiel russischsprachiger Juden in Israel und Deutschland. In: Kulinarische „Heimat“ und „Fremde“. Migration und Ernährung im 19. und 20. Jahrhundert. (Jahrbuch für Geschichte des ländlichen Raumes 2013). Hg. v. Amenda, Lars/Langthaler, Ernst. Innsbruck 2014. S. 123–135.

Bracker, Jörgen (Hg.): Hamburgs Weg in den Feuersturm. Memo. Museum für Hamburgische Geschichte – Illustrierte Zeitgeschichte Heft 1. Hamburg 1993.

Binder, Beate: Heimat als Begriff der Gegenwartsanalyse?: Gefühle der Zugehörigkeit und soziale Imaginationen in der Auseinandersetzung um Einwanderung. In: Zeitschrift für Volkskunde: Halbjahresschrift der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde. - Münster [u.a.] : Waxmann. - Bd. 104. 2008, 1, S. 1–17.

Binder, Beate: Beheimatung statt Heimat. Translokale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit. In: Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne. Hg. v. Manfred Seifert. Göttingen 2008. S. 189–204.

Bollnow, Otto Friedrich: Mensch und Raum. Stuttgart 2010¹¹.

Böhme, Hartmut: Kulturwissenschaft. In: Raumwissenschaften. Günzel, Stephan (Hg.). Frankfurt am Main. 2009. S. 191–207.

Brandes, Detlef: Vertreibung und Zwangsaussiedlung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 62–73.

Bräuer, Birgit: Ethnizität und Wohnkultur. Aspekte von Selbstverständnis und materieller Kultur Siebenbürger Sachsen in Niedersachsen. Hg. v. Heike Müns. In: Schriftenreihe der Kommission für Deutsche und Osteuropäische Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde e. V. (Bd. 83). Marburg 2000.

Bräunlein, Peter J.: Zur Aktualität von Victor W. Turner. Einleitung in sein Werk. Hg. v. Stephan Moebius. Wiesbaden 2012.

Brelie-Lewien von der, Doris: Flüchtlinge in Niedersachsen. In: Niedersachsen nach 1945. Gesellschaftliche Umbrüche, Reorganisationsprozesse, sozialer und ökonomischer Strukturwandel. Hg. von der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“. Hannover 1995. S. 91–109.

Brelie-Lewien von der, Doris: Flüchtlinge in einer ländlichen Region – Aspekte des Strukturwandels zwischen „Drittem Reich“ und Nachkriegszeit. In: Niedersachsen nach 1945. Gesellschaftliche Umbrüche, Reorganisationsprozesse, sozialer und ökonomischer Strukturwandel. Hg. von der Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis „Geschichte des Landes Niedersachsen (nach 1945)“. Hannover 1995. S. 110–151.

Brelie-Lewien von der, Doris: Im Spannungsfeld zwischen Beharrung und Wandel – Fremdarbeiter und Kriegsgefangene, Ausgebombte und Flüchtlinge in ländlichen Regionen Niedersachsens. In: Norddeutschland im Nationalsozialismus. Hg. von der Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus Hamburg. Hamburg 1993 (Forum Zeitgeschichte, Bd. 1).

Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001³.

Briese-Hinz, Ruth: Zur Erinnerung. Tagebuch eines Mädchens aus Pommern in Krieg und Vertreibung. Hamburg 2007.

Buchner-Fuhs, Jutta: Die Fotobefragung – eine kulturwissenschaftliche Interviewmethode. In: Zeitschrift für Volkskunde. 93. Jahrgang, 1997, II.

Buggenthin, Inge/Richter, Klaus/Schmidt, Irene/Thieme, Wulf: Wilstorf. Schule – Kirche – Dorf. Hamburg-Harburg 2000.

Büttner, Ursula: „Gomorrha“ und die Folgen. Der Bombenkrieg. In: Hamburg im „Dritten Reich“. Hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Göttingen 2005. S. 613–632.

Chuchra, Corinna: Ausgebombte und Flüchtlinge im Landkreis Harburg. Bauen und Wohnen in der Kriegs- und Nachkriegszeit. In: Kreiskalender. Jahrbuch für den Landkreis Harburg. Rosengarten-Ehestorf 2008. S. 37–44.

Chuchra, Corinna: Einen neuen Anfang wagen – neue Siedlungen in der Nachkriegszeit. In: Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg (Bd. 69). Ehestorf 2009. S. 57–88.

Ciampi, Luc: Außenwelt – Innenwelt. Die Entstehung von Zeit, Raum und psychischen Strukturen. Göttingen 1988.

Claußnitzer, Jörn: Kriegsende in Harburg. Hg. von Ralf Busch anlässlich einer Sonderausstellung vom 12. Mai bis 10. September 1995. Hamburg 1995 (Veröffentlichung des Hamburger Museums für Archäologie und die Geschichte Harburgs (Helms-Museum), Nr. 71).

Damir-Geilsdorf, Sabine/Hartmann, Angelika/Hendrich, Beatrice (Hg.): Mental Maps – Raum – Erinnerung. Kulturwissenschaftliche Zugänge zum Verhältnis von Raum und Erinnerung, Bd. 1. Münster 2005.

Das erste Wohnungsbaugesetzbuch und Weisung des Hauptamtes für Soforthilfe über die Verwendung von Soforthilfemitteln für den Wohnungs- und Siedlungsbau. Gesetzestext mit Kommentar. NWB-Schriftenreihe: Schrift Nr. 6.

Dederke, Peter: Pattensen - Die Geschichte eines Dorfes am Rande der Geest. Schriften zur Volkskunde und Geschichte des Landkreises Harburg, Band 6, Ehestorf 2005.

Der Landkreis Harburg im Dritten Reich. Katalog zur gleichnamigen Wanderausstellung der Volkshochschule Landkreis Harburg vom 11. August 1995 bis 15. März 1996. Hg. von der Volkshochschule Landkreis Harburg. Winsen/Luhe 1997.

Die gemeinnützigen ländlichen Siedlungsgesellschaften in den Ländern der Bundesrepublik Deutschland. Entstehung, Aufgaben, Leistungen. Arbeitsgemeinschaft der gemeinnützigen ländlichen Siedlungsträger. Bonn 1964.

Dorschel, Andreas: Ort und Raum. In: Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften Bd. 1. Hg. v. Petra Ernst/ Alexandra Strohmaier. Baden-Baden 2013. S. 43–109.

Döring, Jörg/Thielmann, Tristan (Hg.): Das Raumparadigma in der Kultur- und Sozialwissenschaft. Bielefeld 2008.

Dörsam, Renate: „Das Elend der Flüchtlinge ist überhaupt nicht tragbar!“ Zur Situation und Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in Tostedt. In: 900 Jahre Tostedt. Beiträge zur Landeskunde und Geschichte der Gemeinde und Samtgemeinde Tostedt. Hg. von Renate Dörsam/Ulrich Klages. Heidenau 2004. S. 255–270.

Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hg.): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt am Main, 2006.

Eddelbüttel, Heino: Ashausen. Das alte Dorf am Mühlenbach. Bd. 2. Stelle 1994.

Eggeling, Wolfram: Das Thema in der Belletristik. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 82–89.

Eggert, Alexander: Zum Wohnen in den Keller gehen – Die Heidesiedlung „Maulwurfshausen“ in Neu Wulmstorf von 1950 bis 1956. In: Die erste Hilfe. Notunterkünfte in der Kriegs- und Nachkriegszeit 1943–1950. Hg. v. Herbert May/Markus Rodenberg. Bas Windsheim 2017. S. 281–301.

Ehestorf-Alvesen nach 1945 und sein Bürgermeister. Gemeinderat Ehestorf-Alvesen von 1945–1972.

Eiynck, Andreas: Des Kreises größte Sorge: Flüchtlings- und Wohnraumnot. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiynck. Lingen (Ems) 1997. S. 39–78.

Erdheim, Mario: Heimat, Geborgenheit und Unbewusstheit. In: Neue Heimaten – Neue Fremden. Beiträge zur Kontinentalen Spannungslage. Wien 1992. S. 39–52.

Ernst, Peter/Strohmaier, Alexandra (Hrg.): Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften. Baden-Baden 2013.

Faulenbach, Bernd: Vertreibung – Ein europäisches Thema. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 188–197.

Feiber, Albert A.: „...ist uns die Fremde zur neuen Heimat geworden.“ In: Fremde auf dem Land. Hg. von Hermann Heidrich/Ralf Heimrath/Otto Kettemann. Bad Windsheim 2000 (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 1). S. 196–213.

Fendl, Elisabeth (Hg.): Zur Ästhetik des Verlusts : Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung; Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde 8. bis 10. Juli 2009.

Fendl, Elisabeth: In Szene gesetzt. Populäre Darstellungen von Flucht und Vertreibung. In: Zur Ästhetik des Verlustes. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Hg. v. Elisabeth Fendl. Münster/New York/München/München 2010. S. 45–70.

Fischer, Norbert: Der Landkreis Harburg 1945–1970. Probleme regionaler Modernisierung im Hamburger Umland. In: Kreiskalender 2000. Jahrbuch für den Landkreis Harburg. Rosengarten-Ehestorf 2000. S. 25–40.

Fischer, Norbert: Überleben – Leben – Erleben. Die Nachkriegszeit und fünfziger Jahre in Stormarn. Bad Oldesloe 1996.

Fischer, Norbert: Der gebremste Strukturwandel. Wirtschaftsentwicklung im Landkreis Harburg zwischen 1945 und 1970. Hg. von der Wirtschaftsförderungsgesellschaft im Landkreis Harburg mbH. Buchholz i. d. Nordheide 2003³.

Frantziöch, Marion: Die Integration der Vertriebenen und ihr Einfluss auf die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland. In: Deutsche Studien. Vierteljahreshefte. Jahrgang XXXII (1995). S. 242–258.

Franzen, K. Erik: Zwangsmigration im 20. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 24–35.

Frauengeschichten im Landkreis Harburg. Winsen 2007.

Führer, Karl Christian: Meister der Ankündigung. Nationalsozialistische Wohnungsbaupolitik. In: Hamburg im „Dritten Reich“. Hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Göttingen 2005. S. 432–444.

Führer, Karl Christian: Mieter, Hausbesitzer, Staat und Wohnungsmarkt. Wohnungsmangel und Wohnungszwangswirtschaft in Deutschland 1914–1960. Stuttgart 1995.

Fünfzig Jahre Deutscher Siedlerbund 1935–1985. Hg. v. Deutscher Siedlerbund e.V. Köln.

50 Jahre Siedlung Emmelndorf 1950–2000. Hg. v. Siedlergemeinschaft Emmelndorf. Seevetal 2000.

Gassner, Edmund: Hilfe aus der Not. Zur Geschichte der Kleinsiedlung in Deutschland. Die Stadtrandsiedlung Goldstein in Frankfurt am Main. Entstehung, Probleme, Entwicklung. In: Social Strategies Forschungsberichte. Hg. v. Klaus M. Leisinger und Paul Trappe. Vol. 4, No. 2. Basel 1992.

Gauger, Jörg-Dieter: Nation, Nationalbewusstsein und Nation-Werdung in der deutschen Geschichte. In: Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Hg. v. Klaus Weigelt. Mainz 1984. S. 26–44.

Gesetz über die Angelegenheiten der Vertriebenen und Flüchtlinge (Bundesvertriebenengesetz BVFG). – www.bva.bund.de 2.6.1993, zuletzt geändert 6.9.2001 (Spätaussiedlerstatusgesetz)

Glensk, Evelyn/Bake, Rita/ von Wrochem, Oliver: Die Flüchtlinge kommen. Ankunft und Aufnahme in Hamburg nach Kriegsende. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Hamburg 1998.

Glensk, Evelyn: Die Aufnahme und Eingliederung der Vertriebenen und Flüchtlinge in Hamburg 1945–1953. Dissertation. Hamburg 1994.

Goetze, Dieter: Identitätsstrategien und die Konstruktion sozialer Räume: Eine spanische Fallstudie. In: Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Hg. v. Rolf Lindner. Frankfurt/Main; New York. 1994.

Göttsch, Silke: Archivalische Quellen und die Möglichkeiten ihrer Auswertung. In: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Hg. von Silke Götsch/Albrecht Lehmann. Berlin 2001. S. 15–32.

Grassmann, Ilse: Ausgebombt. Ein Hausfrauen-Kriegstagebuch von Ilse Grassmann. Hamburg 1943–1945. Hg. von Werner Grassmann. Hamburg 2003².

Greverus, Ina-Maria: Auf der Suche nach Heimat. München 1979.

Greverus, Ina-Maria: Kulturdilemma. Die nahe Fremde und die fremde Nähe. Hg. v. Ina-Maria Greverus/Konrad Köstlin/Heinz Schilling. In: Die Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main. (Bd. 28). Karben 1988. S. 27–48.

Grieswelle, Detlef: Zur sozialen Identität der Deutschen. In: Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Hg. v. Klaus Weigelt. Mainz 1984. S. 45–54.

Grieswelle, Detlef: Mangelnde Integration und extremer Nationalismus. Der politische Mythos des Nationalsozialismus als Identitätsangebot. In: Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Hg. v. Klaus Weigelt. Mainz 1984. S. 97–111.

Groenitz, Siegbert: Nenndorfer Geschichten. Hg. von der Gemeinde Rosengarten. Hamburg 1999.

Gündisch, Konrad: Deutsche Migrationsbewegungen in Südosteuropa. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 74–81.

Günter, Bettina: Blumenbank und Sammeltassen. Wohnalltag im Wirtschaftswunder zwischen Sparsamkeit und ungeahnten Konsummöglichkeiten. Berlin 2002.

Günzel, Stephan (Hg.): Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart/Weimar 2010.

Günzel, Stephan: Die Wende zum Raum. In: Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften Bd. 1. Hg. v. Petra Ernst/ Alexandra Strohmaier. Baden-Baden 2013. S. 25–41.

Günzel, Stephan (Hrsg.): Raumwissenschaften. Frankfurt am Main 2009.

Haake, Ulrich: Ein Rückblick auf zehn Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein. In: Minister für Arbeit, Soziales und Vertriebene: 10 Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein, 1946–1955, Kiel (o.J.), S. 7–21.

Hafner, Thomas: Sozialer Wohnungsbau in Westdeutschland 1945–1970. Mit einer Betrachtung des Zeitraums 1848–1945 und ausgewählten Beispielen aus Baden-Württemberg, (Schriftenreihe, Bd. 16, hrsg. vom Städtebaulichen Institut Stuttgart), Stuttgart 1994.

Hahn, Alois: Die soziale Konstruktion des Fremden. In: Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion. Hg. v. Sprondel, Walter M. Berlin 1994. S. 140–163.

Hahn, Alois: „Partizipative“ Identitäten. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 115–158.

Haller, Dieter: Ethnologie/Sozialanthropologie. In: Raumwissenschaften. Günzel, Stephan (Hg.). Frankfurt am Main. 2009. S. 109–124.

Haller, Florian: Heimat, Identität und Gesellschaft. Zur Renaissance des Heimatbegriffs in der globalisierten Moderne. Saarbrücken 2009.

Hanika, Josef: Volkskundliche Wandlungen durch Heimatverlust und Zwangswanderung. Methodische Forschungsanleitung am Beispiel der deutschen Gegenwart. (Schriftenreihe der Kommission für Volkskunde der Heimatvertriebenen im Verband der Vereine für Volkskunde, Bd. 1). Salzburg 1957.

Hanika, Josef: Ortsuntersuchungen zur Eingliederungsforschung. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Bd. 1). Hg. v. Alfons Perlick. Salzburg 1955. S. 186–197.

Hanke, Christian/Paschen, Joachim: Hamburg im Bombenkrieg 1940–1945. Das Schicksal einer Stadt. Hg. von der staatlichen Landesbildstelle Hamburg. Hamburg 1993.

Harlander, Tilman, Hater, Katrin, Meiers, Franz: Siedeln in der Not. Umbruch von Wohnungspolitik und Siedlungsbau am Ende der Weimarer Republik. In: Stadt, Planung, Geschichte, Bd. 10. Hg. V. Gerhard Fehl u.a. Hamburg 1988.

Heidrich, Hermann/Hillenstedt, Ilka E. (Hrsg.): Fremdes Zuhause. Flüchtlinge und Vertriebene in Schleswig-Holstein nach 1945, Neumünster 2009.

Henckel, Heinar: Ländliches Bauen nach 1945. Zwischen innerer Kolonisation und suburbanem Siedlungsdruck. In: Ländliches und kleinstädtisches Bauen und Wohnen im 20. Jahrhundert. Marburg 1999 (Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 46). S. 289–296.

Hengartner, Thomas: Zur Ordnung von Raum und Zeit. Volkskundliche Anmerkungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 98. Hg. v. Ueli Gyr. Basel 2002. S. 27–40.

Hengartner, Thomas / Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.): Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Berlin/Hamburg 2005.

Heßmer, Lisa: Liebes altes Meckelfeld. Heimatchronik. Hg. von der Gemeinde Seevetal. Seevetal 1980².

„Heute ist die ganze Welt in Bewegung“. Tagebuchaufzeichnungen einer Bauersfrau bei Kriegsende. In: Buchholzer Jahrbuch Nr. 4. Hamburg 1987.

Hickmann, Rainer/Krämer, Stefan: Wohnungsbestand und Wohnungsnachfrage in Deutschland. In: Wohnungsbaupolitik. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart/Berlin/Köln 1993. S. 31–52.

Hohlbein, Hartmut: Hamburg 1945. Kriegsende, Not und Neubeginn. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung. Hamburg 1985.

Holtmann, Everhard: Flüchtlinge in den 50er Jahren: Aspekte ihrer gesellschaftlichen und politischen Integration. In: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hg. von Axel Schildt/Arnold Sywottek. Bonn 1993 (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33). S. 349–361.

Holz, Klaus: Entstehung und Entwicklung der Siedlung Emmelndorf. Aufgezeichnet von Peter Degen. In: Kreiskalender 2001. Jahrbuch für den Landkreis Harburg. Rosengarten-Ehestorf 2001. S. 105–110.

Hübner, Sven: Die Finnenhaussiedlung – Flüchtlingsbau im Nationalsozialismus. In: Zukunft aus Trümmern. Wiederaufbau und Städtebau in Schleswig-Holstein nach dem Zweiten Weltkrieg. Hg. von Markus Oddey/Thomas Riis. Kiel 2000. S. 272–287.

Hubert Knoblauch (Hg.): Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Konstanz 1996.

Hürter, Johannes: Nationalsozialistisches Besatzungsregime und rassischer Vernichtungskrieg im Osten. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 36–49.

Hurtienne, Inge: Zur Integration geflüchteter und vertriebener Ostdeutscher in Burg. In: Dithmarschen. Landeskunde, Kultur, Natur, Heft 3. Heide 2003.

Huvalé, Viktor: Die Heidesiedler von Holm-Seppensen. Vom Siedlerverein zum Bürger- und Verkehrsverein. Hg. vom Geschichts- und Museumsverein Buchholz i. d. Nordheide und Umgebung e. V. Buchholz i. d. Nordheide 1994 (Mitteilungsblatt der Siedlung Holm-Seppensen, Sonderheft).

Iben, Gerd: Kinder am Rande der Gesellschaft. Erziehungs- und Bildungshilfe in Notunterkünften. München 1968 (Schriftenreihe der Arbeitsgemeinschaft für Jugendpflege und Jugendfürsorge, Bd. 16).

Immenkamp, Andreas: Bauindustrie. Wohnungs- und Siedlungsbau für Einheimische und Vertriebene. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 270–275.

Itzenbüttel, Osterberg, Reindorf. Dorfgeschichte. Hg. v. Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2005.

Jacobs, Inga: Die Anfänge des sozialen Wohnungsbaus in Schleswig-Holstein nach 1945. Magisterarbeit. Kiel 1999.

Jans-Wenstrup, Stephanie und Linnemann, Hilko: Anmerkungen zu den Interviews mit Flüchtlingen und Vertriebenen. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 223–226.

Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. (Hg.): Itzenbüttel, Osterberg, Reindorf. Dorfgeschichte. Jesteburg 2005.

Karasek-Langer, Alfred: Volkskundliche Erkenntnisse aus der Vertreibung und Eingliederung der Ostdeutschen. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Bd. 1). Hg. v. Alfons Perlick. Salzburg 1955. S. 11–65.

Katschnig-Fasch, Elisabeth: Möblierter Sinn. Städtische Wohn- und Lebensstile. Wien, Köln, Weimar 1998.

Katschnig-Fasch, Elisabeth: Wohnen und Wohnkultur im Wandel. In: Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Hg. v. Kokot, Waltraud/Hengartner, Thomas/Wildner, Kathrin. Berlin 2000 (Kulturalanalysen, Bd. 3). S. 123–138.

Kessler, Wolfgang: Flüchtlinge und Vertriebene in Nordrhein-Westfalen. Ein Forschungsüberblick. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 22–25.

Keupp, Heiner u.a.: Identitäts-Konstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne. Reinbek 2013⁵.

Kienitz, Sabine: Von Akten, Akteuren und Archiven. Eine kleine Polemik. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 45 (2013). S. 69–82.

Kienitz, Sabine: Landauer Pflaster-Geschichte(n). Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf eine urbane Oberfläche. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde, 116. Wien 2013. S. 177–198.

Kienitz, Sabine: (Über-)Lebensraum Strasse. Mobilität und Raumerfahrungen im frühen 19. Jahrhundert. In: Transregionale Perspektiven. Kleinräumige Mobilität und Grenzwahrnehmung im 19. Jahrhundert. Hg. v. Katrin Lehnert/Lutz Vogel. Dresden 2011. S. 95–116.

Kift, Dagmar: Aufbau West in Nordrhein-Westfalen. Eine Industriegeschichte mit Flüchtlingen und Vertriebenen. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 12–21.

Kift, Dagmar: Flucht und Vertreibung. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 41–43.

Kolbe, Susanne: Am Übergang: Fremde im Dorf und dörflicher Wandel. In: „Hexen, Wiedergänger, Sans-Papiers“. Kulturtheoretische Reflexionen zu den Rändern des sozialen Raumes. Hg. v. Johanna Rolshoven. Marburg 2003. S. 104–113.

Korfkamp, Jens: Die Erfindung der Heimat. Zur Geschichte , Gegenwart und politischen Implikaten einer gesellschaftlichen Konstruktion. Frankfurt am Main 2006.

Kossert, Andreas: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. München 2008³.

Köstlin, Konrad: Heimat denken. Zeitschichten und Perspektiven. In: Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne. Hg. v. Manfred Seifert. Göttingen 2008. S. 23–40.

Köstlin, Konrad: Eine Ästhetik des Verlustes. In: Zur Ästhetik des Verlustes. Bilder von Heimat, Flucht und Vertreibung. Hg. v. Elisabeth Fendl. Münster/New York/München/München 2010. S. 7–24.

Köstlin, Konrad: Die Erfahrung des Fremden. Hg. v. Ina-Maria Greverus/Konrad Köstlin/Heinz Schilling. In: Die Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main. (Bd. 28). Karben 1988. S. 17–26.

Knobloch, Hubert: Einleitung: Kommunikative Lebenswelten und die Ethnographie einer „geschwätzigen Gesellschaft“. In: Kommunikative Lebenswelten. Zur Ethnographie einer geschwätzigen Gesellschaft. Hg. von Hubert Knobloch. Konstanz 1996. S. 7–30.

Koch, Torsten/Welzer, Harald: Weitererzählforschung. Zur seriellen Reproduktion erzählter Geschichten. In: Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hg. von Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber. Hamburg 2005. (Lebensformen, Bd. 17). S. 165–182.

Köhle-Hezinger, Christel (Hg.): Neu Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Tübingen 1995.

„Kriegsangst – vorbei?“ „Das Frauenbild im Wandel“. Mitteilungsblatt der Zeitzeugenbörse Hamburg. Ausgabe 8, 2008.

Kritzler, Annette, Kuhn, Anja und Plümpe, Anette: Ärmel hoch und zugepackt! Museumspädagogik für „Aufbau West“. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 126–155.

Kruse, Walter: Die Eingliederung der Ostvertriebenen in das Gemeindeleben seit 1945. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 125–136.

Läpple, Dieter: Essay über den Raum. In: Hartmut Häußermann et al.: Stadt und Raum. Soziologische Analysen. Pfaffenweiler 1991. S. 157–207.

Laun von, Otto Rudolf: Kapitulierte Hamburg? Die deutsch-englischen Verhandlungen in Steinbeck-Hoheluft 1945. Hamburg 1977.

Lefhalm, Heinz: Bauen und Wohnen – Bauwirtschaft. In: Landkreis Harburg. Geschichte, Landschaft, Wirtschaft. Hg. von der Gerhard Stalling AG/Wirtschaftsverlag, Oldenburg. Oldenburg 1963. S. 150–168.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung : kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin : Reimer, 2007.

Lehmann, Albrecht: Im Fremden ungewollt zuhaus. Flüchtlinge und Vertriebene in Westdeutschland 1945–1990. München 1991.

Lehmann, Albrecht: Bewußtseinsanalyse. In: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Hg. von Silke Göttisch/Albrecht Lehmann. Berlin 2001. S. 233–232.

Lehmann, Gerhard: Der soziale Wohnungsbau im Lande Niedersachsen: in Schrift, Zahl und Bild. München 1956.

Lehnert, Gertrud (Hg.): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld 2011.

Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung e.V. (Hrsg.): Organisierte Gruppenselbsthilfe im Eigenheimbau, Berlin 1996.

Lindner, Rolf (Hg.): Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität. Frankfurt/Main; New York. 1994.

Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981). S. 51–66.

Loycke, Almut (Hg.): Der Gast, der bleibt. Dimensionen von Georg Simmels Analyse des Fremdseins. Frankfurt/New York 1992.

Löhning, Corinna: Zwischen Wohnraumverlust und Neubeginn – die Wohnraumsituation im Landkreis Harburg in der Nachkriegszeit. In: Die erste Hilfe. Notunterkünfte der Kriegs- und Nachkriegszeit 1943–1950. Hg. v. Herbert May/Markus Rodenberg. Bad Windsheim 2017. S. 115–130.

Lübbe, Hermann: Die Modernität der Vergangenheitszuwendung. In: Gunter Scholtz: Historismus am Ende des 20. Jahrhunderts. Eine internationale Diskussion. Berlin 1997. S. 146–154.

Madajczyk, Piotr: Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Polen. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 50–61.

Malli, Gerlinde: Begegnungen. Methodische Reflexionen über das Verstehen der Anderen. In: Ver-Arbeiten – Aufsätze und Skizzen zu gesellschaftlichen und ländlichen Räumen. Ein Buch für Elisabeth Katschnig-Fasch. Hg. v. Manfred Omahna/Johanna Rolshoven. Marburg 2015. S. 56–66.

Marquardt, Wilhelm: Eine Chronik der vier Walddörfer am Kiekeberg des Landkreises Harburg. Alvesen, Ehestorf, Sottorf, Vahrendorf. Hg. von der Gemeinde Rosengarten. Hamburg 1983.

Marquardt, Wilhelm: Eine Chronik der vier Rosengarten-Dörfer am alten Dethweg des Landkreises Harburg. Leversen, Sieversen, Tötensen, Westerhof. Hg. von der Gemeinde Rosengarten. Hamburg 1984.

Marquardt, Wilhelm: Chronik III der Dörfer in der Gemeinde Rosengarten. Eckel und Klecken. Hg. von der Gemeinde Rosengarten. Hamburg 1985.

Mertens, Gritje: Finanzierung von Wohnungsnotbekämpfung und sozialem Wohnungsbau in Kiel nach 1945. In: Zukunft aus Trümmern. Wiederaufbau und Städtebau in Schleswig-Holstein nach dem Zweiten Weltkrieg. Hg. von Markus Oddey/Thomas Riis. Kiel 2000. S. 232–247.

Messerschmidt, Rolf: Vertriebene in Hessen. Broschüre zur gleichnamigen Dauerausstellung. Schriftenreihe des Hessischen Freilichtmuseums, Heft 10, Hg. v. Peter Janisch. Neu-Anspach 2003.

Meyer, Luise: Angekommen in der Fremde? Zur Flüchtlingsproblematik in den Dörfern Stübeckshorn und Hötzingen nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Soltauer Zeitschriften, Bd. 10. Soltau 2004. S. 173–182.

Meyn, Hans-Peter: Unsere Elbmarsch – gestern und heute. Marschacht 2005.

Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr Brandenburg (Hrsg.): „Organisierte Gruppenselbsthilfe“ In: Nachhaltiger Wohnungsbau im Land Brandenburg, Potsdam 2000.

Müller, Georg/Simon, Heinz: Aufnahme und Unterbringung. In: Die Vertriebenen in Westdeutschland. Ihre Eingliederung und ihr Einfluss auf Gesellschaft, Wirtschaft, Politik und Geistesleben, (Bd. 1). Hg. v. Eugen Lemberg und Friedrich Edding. Kiel 1959. S. 300–446.

Müller-Staats, Dagmar: Bedrohte Heimat – Heimatverlust. Texte und Bilder zu den Themen: Kriegszeit in Neu Wulmstorf – Flucht und Vertreibung – Neuanfang in der Heidesiedlung. Hg. von der Gemeinde Neu Wulmstorf. Neu Wulmstorf 2005.

Münkler, Herfried/Ladwig, Bernd: Dimensionen der Fremdheit. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 11–44.

Münz, Rainer: Europa und die großen Wanderungen des 20. Jahrhunderts. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 255–316.

Neu Siedlungen – Neue Fragen. Eine Folgestudie über Heimatvertriebene in Baden-Württemberg – 40 Jahre danach. Ein Projekt des Ludwig-Uhland-Instituts für empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen. Hg. v. Christel Köhle-Hezinger. Tübingen 1995.

900 Jahre Sprötze. Geschichte und Geschichten. Sprötze 2005.

Niedersächsische Landeszentrale für politische Bildung (Hg.): Niedersachsen nach 1945. Gesellschaftliche Umbrüche, Reorganisationsprozesse, sozialer und ökonomischer Strukturwandel. Hannover 1995.

Niedermüller, Peter: Studien zur sozialen Taxonomie des Fremden. Einleitung. In: Ethnographische und Ethnologische Studien. Berliner Blätter Heft 19 (1999). S. 9–20.

Niehuss, Merith: Kontinuität und Wandel der Familie in den 50er Jahren. In: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hg. von Axel Schildt/Arnold Sywottek. Bonn 1993 (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33). S. 316–334.

Niethammer, Lutz: Erinnerungsgebot und Erfahrungsgeschichte. Institutionalisierungen im kollektiven Gedächtnis. In: Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Hg. v. Hanno Loewy. Reinbek/Hamburg 1992, S. 21–34.

Osterhammel, Jürgen: Gastrecht und Fremdenabwehr. Interkulturelle Ambivalenzen in der frühen Neuzeit. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 379–436.

Parisius, Bernhard: Vom Land in die Stadt. Die Aufnahme von Flüchtlingen und Vertriebenen im Kries Lingen im Spiegel der Statistik. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eynck. Lingen (Ems) 1997. S. 25–38.

Paul, Andreas: Übergänge. Funktionale, ästhetische, symbolische und soziale Bedeutung des Überganges in der gebauten Umwelt. Hamburg 1983.

Perlick, Alfons: Ostdeutsches Brauchtumsleben in Nordrhein-Westfalen. Eine erste Übersicht über die bisherigen Erscheinungen. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Bd. 1). Hg. v. Alfons Perlick. Salzburg 1955. S. 150–269.

Peters, Michael: Geschichte der zehn Rosengarten-Gemeinden in der Zeit des Nationalsozialismus. „Nationale erobern Preußens Selbstverwaltung“. Hg. von Gemeinde Rosengarten. Rosengarten 1997².

Petsch, Joachim: Auch Wohnungsmangel und Wohnungsbaupolitik haben Geschichte. In: Wohnungsbaupolitik. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart/Berlin/Köln 1993. S. 9–30.

Pöttler, Burkhard: Bauen in Krisenzeiten. Schlaglichter auf den Umgang mit Mangel. In: Ver-Arbeiten – Aufsätze und Skizzen zu gesellschaftlichen und ländlichen Räumen. Ein Buch für Elisabeth Katschnig-Fasch. Hg. v. Manfred Omahna/Johanna Rolshoven. Marburg 2015. S. 49–55.

Puffahrt, Otto: Hoopte 1291–1991. Ein Elbort mit Geschichte. Hoopte 1991.

Rau, Susanne: Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzungen. In: Historische Einführungen, Bd. 14. Frankfurt/New York 2013.

Recker, Marie-Luise: Wohnen und Bombardierung im Zweiten Weltkrieg. In: Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Hg. von Lutz Niethammer. Wuppertal 1979 .

Rieckmann, Gerhard: Unter der Schirmkiefer. Ein Gang durch die Steller Geschichte. Hg. von der Gemeinde Stelle. Stelle 1990.

Roeder, Heidi: Nationalsozialistischer Wohn- und Siedlungsbau. In: Symposium Bruno Taut, Werk und Ebnstadien, Würdigung und kritische Betrachtungen, Bd. 48. Magdeburg 1995. S. 359–363.

Rohde, Reinhard, Schulze, Rainer, Voss, Rainer: Fremde Heimat Niedersachsen. Begleitheft zur Ausstellung „50 Jahre Flüchtlinge und Vertriebene in Stadt und Landkreis Celle“. Celle 1999.

Rolshoven, Johanna: Raumkulturforschung – Der phänomenologische Raumbegriff der Volkskunde. In: Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften Bd. 1. Hg. v. Petra Ernst/ Alexandra Strohmaier. Baden-Baden 2013. S. 125–140.

Rolshoven, Johanna: Von der Kulturraum – zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. In: Zeitschrift für Volkskunde, 99. Münster/New York/München/Berlin 2003. S. 189–213.

Rolshoven, Johanna: Das mobile Haus. Zur Beweglichkeit von Räumen, Dingen und Vorstellungen. In: Schweizerisches Archiv für Volkskunde Bd. 109. Basel 2013. S. 47–57.

Rolshoven, Johanna: Der Rausch. Kulturwissenschaftliche Blicke auf die Normalität. In: Zeitschrift für Volkskunde, 96. Münster/New York/München/Berlin 2000. S. 29–49.

Rolshoven, Johanna: Woanders daheim. Kulturwissenschaftliche Ansätze zur multilokalen Lebensweise in der Spätmoderne. In: Zeitschrift für Volkskunde, 102. Münster/New York/München/Berlin 2006. S. 179–194.

Rolshoven, Johanna: Fremdheit is ordinary. Kulturthema Fremdheit in der kritischen Kulturwissenschaft. In: Fremdheit – Migration – Musik. Kulturwissenschaftliche Essays für Max Matter. Hg. v. Nils Grosch, Sabine Zinn-Thomas. Münster 2010. S. 11–21.

Rolshoven, Johanna/Omahna, Manfred (Hg.): Reziproke Räume. Texte zur Kulturanthropologie und Architektur. Marburg 2013.

Rolshoven, Johanna: Wie wärs mit Cultural Studies in Architecture? In: Reziproke Räume. Texte zur Kulturanthropologie und Architektur. Hg. v. Rolshoven, Johanna/Omahna, Manfred. Marburg 2013. S. 14–24.

Rolshoven, Johanna: Übergänge und Zwischenräume. Eine Phänomenologie von Stadtraum und „sozialer Bewegung“. In: Kulturwissenschaftliche Stadtforschung. Eine Bestandsaufnahme. Hg. v. Kokot, Waltraud/Hengartner, Thomas/Wildner, Kathrin. Berlin 2000 (Kulturanalysen, Bd. 3). S. 107–122.

Sauermann, Dietmar: Gefühle und Gedanken der Heimatvertriebenen bei ihrer Auseinandersetzung mit der gegenwärtigen Gesellschaft. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 189–216.

Scharrenberg, Sibylle: Ungebetene Gäste. Die Aufnahme von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen am Beispiel einer Oberpfälzer Gemeinde. In: Fremde auf dem Land. Hg. von Hermann, Heidrich/Ralf Heimrath/Otto Kettemann. Bad Windsheim 2000 (Schriften Süddeutscher Freilichtmuseen, Bd. 1). S. 85–100.

Schäfer, Hermann: Zur Ausstellung „Flucht, Vertreibung, Integration“. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 6–13.

Schettler, H.: Ortschronik von Asendorf. Mit Dierkshausen und Korshausen. Eine Gemeinschaftsarbeit. Hg. von der Gemeinde Asendorf. Asendorf 1996 (Reihe der Ortschroniken dieses Raumes, Bd. VII).

Scheibelhofer, Elisabeth: Raumsensible Migrationsforschung. Methodologische Überlegungen und ihre empirische Relevanz für die Migrationssoziologie. Wiesbaden 2011.

Schildt, Axel: Gesellschaftliche Entwicklung. In: Deutschland in den fünfziger Jahren. Informationen zur politischen Bildung 256. Hg. von der Bundeszentrale für politische Bildung. S. 3–10.

Schmid-Ebhausen, Friedrich Heinz: Wandlungen des volkstümlichen Lebens. Der Einfluß der Umsiedler auf Sitte und Brauch im Bereich der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde. In: Jahrbuch für Volkskunde der Heimatvertriebenen (Bd. 1). Hg. v. Alfons Perlick. Salzburg 1955. S. 145–149.

Schmidt-Lauber, Brigitta/ Hengartner, Thomas: Leben – Erzählen. Ein Vorwort. In: Leben – Erzählen. Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Hg. von Thomas Hengartner/Brigitta Schmidt-Lauber. Hamburg 2005 (Lebensformen, Bd. 17). S. 9–16.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Das qualitative Interview oder: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Methoden der Volkskunde. Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Hg. von Silke Götsch/Albrecht Lehmann. Berlin 2001. S. 165–186.

Schmidt-Lauber, Brigitta: Orte der Gemütlichkeit. Zur Machbarkeit einer Befindlichkeit. In: Komplexe Welt. Kulturelle Ordnungssysteme als Orientierung. Hg. v. Silke Götsch, Christel Köhle-Hezinger. Münster 2003. S. 125–131.

Schmitt-Roschmann, Verena: Heimat. Neuentdeckung eines verpönten Gefühls. Gütersloh 2010.

Schmucki, Johanna: Kulturwissenschaftliche Raumforschung. In: Schweizer Volkskunde Bd. 99. Basel 2009. S. 109–112.

Schneider, Ullrich: Niedersachsen 1945/46. Kontinuität und Wandel unter britischer Besatzung. Hg. v. Niedersächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Hannover 1984.

Schöps, Joachim: „Die Bauern werden euch mit Heugabeln verjagen“. Die Eingliederung der Vertriebenen. In: Die Vertriebenen. Hg. von Siegfried Kogelfranz. Reinbek 1985. S. 31–73.

Schroer, Markus: Raum, Zeit und soziale Ordnung. In: Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften Bd. 1. Hg. v. Petra Ernst/ Alexandra Strohmaier. Baden-Baden 2013. S. 11–23.

Schulte, Harald: Wohnungsnot, Wohnungspolitik und Selbsthilfe – dargestellt am Beispiel Hannovers und seiner wilden Siedlungen von April 1945 bis Juni 1948. Hg. vom Institut für Architektur- und Planungstheorie/Universität Hannover. Dissertation. Hannover 1983.

Schulz, Günther: Wiederaufbau in Deutschland. Die Wohnungsbaupolitik in den Westzonen und der Bundesrepublik von 1945 bis 1957. In: Forschung und Quellen zur Zeitgeschichte, Bd. 20. Hg. v. Günter Buchstab u.a. Düsseldorf 1994.

Schulze, Rainer: „Die Ansprüche kamen erst später.“ Zur Integration der Flüchtlinge in Niedersachsen. In: Deutsche Studien. Vierteljahreshefte. Jahrgang XXXII (1995). S. 259–287.

Schulze, Rainer (Hrsg.): Celle – unsere Heimat? Materialien zur Ausstellung. Fremde Heimat Niedersachsen. Celle 1999.

Schürmann, Thomas (Hrsg.): „Wir fingen ganz von vorne an!“. Siedlungsbau und Flüchtlingsintegration im Großraum Hamburg 1945–1965, Ehestorf 2009.

Schüpp, Heiner: Zur archivischen Überlieferung über Flüchtlinge im Kreis Lingen nach dem Zweiten Weltkrieg. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 217–222.

Schütze, Manuela: Zur musealen Aneignung verlorener Heimat in ostdeutschen Heimatstuben. In: Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. Hg. v. Kurt Dröge. München 1995. S. 95–111.

Schwartz, Michael: „Umsiedler“ – Flüchtlinge und Vertriebene in der SBZ und DDR. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 90–101.

Schwartz, Heinz: Leistungen und Bedarf im Wohnungsbau in Schleswig-Holstein. In: Minister für Arbeit, Soziales und Vertriebene: 10 Jahre Wohnungsbau in Schleswig-Holstein, S. 23–28.

Schwedt, Herbert: Heimatvertriebene in württembergischen Landgemeinden. In: Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde 12 (1969). S. 27–40.

Schwedt, Herbert: Fremdheit - Chance und Schicksal. Hg. v. Ina-Maria Greverus/Konrad Köstlin/Heinz Schilling. In: Die Schriftenreihe des Instituts für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Universität Frankfurt am Main. (Bd. 28). Karben 1988. S. 49–58.

Seifert, Manfred: Das Projekt „Heimat“ – Positionen und Perspektiven Zur Einführung. In: Zwischen Emotion und Kalkül. „Heimat“ als Argument im Prozess der Moderne. Hg. v. Manfred Seifert. Göttingen 2008. S. 9–22.

Seifert, Manfred (Hg.): Zwischen Emotion und Kalkül : "Heimat" als Argument im Prozess der Moderne. Tagung "Zwischen Emotion und Kalkül"; (Dresden): 2008. Leipzig : Leipziger Univ.-Verl., 2010.

Selle, Gert: Im Raum sein. Über Wahrnehmung und Architektur. In: Die Kunst der Wahrnehmung. Beiträge zu einer Philosophie der sinnlichen Erkenntnis. Hg. v. Michael Hauskeller. (Die Graue Reihe, 36), Dietzenbach 2003. S. 261–279.

Simons, Andrea: Pläne zur Gestaltung Hamburgs zwischen 1938 und 1950 im Vergleich. Kontinuität oder Wandel? In: Zukunft aus Trümmern. Hg. von Markus Oddey/Thomas Riis. Kiel 2000. S. 172–197.

Sommer, Michael: Flüchtlinge und Vertriebene in Rheinland-Pfalz. Aufnahme, Unterbringung und Eingliederung. Mainz 1990 (Veröffentlichungen der Kommission des Landtages für die Geschichte des Landes Rheinland-Pfalz, Bd. 15).

Sowade, Hanno: Das Thema im westdeutschen Nachkriegsfilm. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 124–131.

Spandau-Mylius, Regina: „Damals in Holm-Seppensen ...“ Menschen erzählen von früher. Erlebnisberichte aus der Zeit von 1920 bis 1980. Buchholz i. d. Nordheide 2001.

Speckmann, Thomas: Renaissance des Themas in den Medien. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 174–179.

Spohn, Thomas: Gebäude für die Translozierung ab Fabrik – der Fertigbau im 20. Jahrhundert. In: Bauten in Bewegung. Von der Wiederverwendung alter Hausgerüste, vom Verschieben und vom Handeln mit gebrauchten Häusern, von geraubte Spolien, Kopien und wiederverwendeten Bauteilen. Denkmalpflege und Forschung in Westfalen, Bd. 47. Mainz 2007. S. 155–171.

Stagl, Justin: Übergangsriten und Statuspassagen. Überlegungen zu Arnold van Genneps „Les Rites de Passage“. In: Gesellschaftliche Prozesse. Beiträge zur historischen Soziologie und Gesellschaftsanalyse Bd. 13. Hg. v. Karl Acham. Graz 1983. S. 83–96.

Stagl, Justin: Grade der Fremdheit. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 85–114.

Stenger, Horst: Deutungsmuster der Fremdheit. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 159–222.

Stegmann, Dirk: Der Landkreis Harburg in der Zeit des Nationalsozialismus. In: Kreiskalender 95 Landkreis Harburg. Rosengarten-Ehestorf 1995. S. 24–32.

Stegmann, Dirk: Jesteburg während der nationalsozialistischen Herrschaft 1933–1945. In: Jesteburg 1202–2002. Vom Bauerndorf zur Großgemeinde. Hg. vom Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2002. S. 97–203.

Stegmann, Dirk (Hg.): Der Landkreis Harburg 1918–1949. Gesellschaft und Politik in Demokratie und nationalsozialistischer Diktatur. Hamburg 1994.

Stegmann, Dirk: Jesteburg 1850–1972: Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Alltagskultur. In: Jesteburg 1202–2002. Vom Bauerndorf zur Großgemeinde. Hg. vom Jesteburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2002. S. 97–202.

Steinbauer, Werner: Es geschah im Frühjahr 1945. Eine Dokumentation über das Ende des 2. Weltkrieges in den Dörfern der heutigen Gemeinde Seevetal. Seevetal 1995.

Steinbauer, Werner/Westermann, Gustav: Geschichte des Dorfes Hörsten. Hg. von der Gemeindeverwaltung Seevetal. Seevetal 2000².

Steinbeck 1947: Wohnungsbau in Eigenenergie. Die Selbsthilfe-Siedlungsgemeinschaft Heimgarten e.G.m.b.H. In: Nachrichten der Stiftung Genossenschaftliches Archiv, Nr. 11, 2005.

Stichweh, Rudolf: Der Fremde – Zur Soziologie der Indifferenz. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 45–64.

Stickler, Matthias: Die deutschen Vertriebenenverbände – Interessengruppen mit gesamt nationalem Anspruch. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 144–155.

Storl, Werner: Die Jahre mit Hunger und Kälte. Erlebte Zeitgeschichte 1945 – 1949. Ein Bericht. Hamburg 2002².

Szodrynski, Joachim: Die „Heimatfront“ zwischen Stalingrad und Kriegsende. In: Hamburg im „Dritten Reich“. Hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Göttingen 2005. S. 633–686.

Sywottek, Arnold: Wege in die 50er Jahre. In: Modernisierung im Wiederaufbau. Die westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre. Hg. von Axel Schildt/Arnold Sywottek. Bonn 1993 (Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 33). S. 13–42.

Tangendorf. Geschichte und Geschichten. Hg. V. der Gemeinde Toppenstedt. Toppenstedt 2006.

Teuteberg, Hans Jürgen: Alltägliche Daseinsformen der Menschen als Objekte einer Neuen Kulturgeschichte. In: Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, Bd. 116. Hg. v. der Volkskundlichen Kommission für Westfalen Landschaftsverband Westfalen-Lippe. Münster/New York/München/Berlin 2011. S. 45–66.

Teubner-Guerra, Rosa Lora: Heimatkonzepte und Bindung. Ein Beitrag zur soziokulturellen Erweiterung der Bindungstheorie. Hamburg 2014.

Tolksdorf, Ulrich: Phasen der kulturellen Integration bei Flüchtlingen und Aussiedlern. In: Neue Heimat im Westen: Vertriebene, Flüchtlinge, Aussiedler. Hg. V. Klaus J. Bade. Münster 1990. S. 106–127.

Tormin, Walter: Hamburg nach dem Ende des Dritten Reiches: politischer Neuaufbau in der unmittelbaren Nachkriegszeit (1945/46 bis 1949). In: Hamburg nach dem Ende des Dritten Reiches: politischer Neuaufbau in der unmittelbaren Nachkriegszeit 1945/46 bis 1949. Sechs Beiträge. Hg. von der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg. Hamburg 2000. S. 51–136.

Turner, Victor: Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur. Frankfurt/New York 2005 (Neuaufgabe).

Turner, Victor W.: Liminalität und Communitas. In: Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch. Hg. v. Andréa Belliger/David J. Krieger. Wiesbaden 2006³. S. 247–260.

Uertz, Rudolf: Deutsche Nation und Deutschland-Politik nach dem Zweiten Weltkrieg. In: Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Hg. v. Klaus Weigelt. Mainz 1984. S. 55–62.

Von Beyme, Klaus: Der Wiederaufbau. Architektur und Städtebaupolitik in beiden deutschen Staaten. München 1987.

Von Engelhardt, Michael: Biografien deutscher Flüchtlinge und Vertriebener des Zweiten Weltkrieges. In: Flucht, Vertreibung, Integration. Bonn 2006. S. 14–23.

Von Plato, Alexander: Integration und „Modernisierung“. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg. v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 26–33.

Vor 80 Jahren mit Dampf ins Eigenheim. Lokomotivführer gründen Siedlergemeinschaft. In: Geno Archiv. Nachrichten der Stiftung Genossenschaftliches Archiv, Nr. 16. Hanstedt 2007.

Voß, Werner: Das Bauerndorf Sottorf. Ein Dorfbuch. Rosengarten-Sottorf 1999 (Sottorfer Hefte, Nr. 5).

Walberg, Dietmar: Leitfaden für Gruppenwohnprojekte und innovative Wohnkonzepte. Hg. v. Innenministerium des Landes Schleswig-Holstein / Arbeitsgemeinschaft für zeitgemäßes Bauen e.V. Kiel 2002.

Waldenfels, Bernhard: Phänomenologie des Eigenen und des Fremden. In: Furcht und Faszination: Facetten der Fremdheit. Hg. v. Herfried Münkler unter Mitarb. von Bernd Ladwig. Berlin 1997. S. 65–84.

Waldher, Karin: Wo die Heimat ist. Zur Konstruktion und Rekonstruktion von Heimat. Drava 2011.

Wehrheim, Jan: Der Fremde und die Ordnung der Räume. Opladen/Farmington Hills 2009.

Weigelt, Klaus: Heimat – der Ort personaler Identitätsfindung und sozio-politischer Orientierung. In: Heimat und Nation. Zur Geschichte und Identität der Deutschen. Hg. v. Klaus Weigelt. Mainz 1984. S. 15–25.

Wenzel, Georg und Anette, Wilbers: Der Anteil der Flüchtlinge und Vertriebenen am Aufbau des Wirtschaftsstandortes Lingen nach 1945. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 79–102.

Wilbers, Anette: Die Flucht und Vertreibung der Deutschen aus dem Osten und ihre Aufnahme in Westdeutschland. In: „Alte Heimat – Neue Heimat“. Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Lingen nach 1945. Hg. v. Andreas Eiyck. Lingen (Ems) 1997. S. 9–24.

Winkler, Justin: Ästhetische Raumbegriffe in der Kulturgeographie. In: Raum: Konzepte in den Künsten, Kultur- und Naturwissenschaften Bd. 1. Hg. v. Petra Ernst/ Alexander Strohmaier. Baden-Baden 2013. S. 111–123.

Wir an der Elbe. Chronik der Dörfer Achterdeich, Fliegenberg, Rosenweide, Wuhlenburg. Hg. von der Gemeinde Stelle. Stelle 1997.

Wirth, Hermann: Bauen in der DDR nach 1945. In: Jahrbuch für Hausforschung, Bd. 48. Hausbau in Thüringen und angrenzenden Regionen. Marburg 2002.

Witzel, Andreas: Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main/New York 1982.

Wolfes, Hans-Heinrich: Zum 60. Jahrestag des Kriegsendes in Jesteburg und Umgebung. Hg. vom Jestburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2005.

Wolfes, Hans-Heinrich: Die Flüchtlinge und Heimatvertriebenen in Jesteburg. Hg. vom Jestburger Arbeitskreis für Heimatpflege e. V. Jesteburg 2003.

Xylander von, Maren: Flüchtlinge im Armenhaus. Studien zu Schleswig-Holstein 1945–1949, Neumünster 2010.

Zech, Björn: Ankunft. Ablehnung und Hilfsbereitschaft. In: Aufbau West. Neubeginn zwischen Vertreibung und Wirtschaftswunder. Hg.v. Dagmar Kift. Dortmund 2006. S. 44–83.

Zeitgeschichte im Freilichtmuseum. Tagungsband zum gleichnamigen Kolloquium am 21. und 22. September 2004 im agrar- und Freilichtmuseum Schloss Blankenhain. Schriftenreihe des Hessischen Freilichtmuseums, Heft 11. Neu-Anspach 2005.

Zeitzeugenbörse Hamburg (Hg.): Erlebt – erkannt – erinnert: Zeitzeugen schreiben Geschichte(n) 1932–1952. Hamburg 2003.

Zell, Svenja: Ländlicher Siedlungsbau der zwanziger Jahre im Landkreis Harburg. In: Sein auf Stein. Ländliches Bauen zwischen 1870 und 1930. (Schriftenreihe Arbeit und Leben auf dem Lande), Bd. 6. Rosengarten-Ehestorf 1999. S. 367–380.

Zell, Svenja: Ländlicher Siedlungs- und Landarbeiterwohnungsbau der zwanziger Jahre. Beispielhaft dargestellt anhand der Bautätigkeit der Wohnungsfürsorgegesellschaft „Niedersächsische Heimstätte GmbH“ im Landkreis Harburg. Magisterarbeit. Hamburg 1999.

Zweites Wohnungsbaugesetz – www.fen-net.de/~na1723/law/ZweitesWoBaG.html
24.05.2007

V. Eigene Veröffentlichung im Rahmen der Promotion

Löhning, Corinna: Zwischen Wohnraumverlust und Neubeginn – die Wohnraumsituation im Landkreis Harburg in der Nachkriegszeit. In: Die erste Hilfe. Notunterkünfte der Kriegs- und Nachkriegszeit 1943–1950. Hg. v. Herbert May/Markus Rodenberg. Bad Windsheim 2017. S. 115–130.

VI. Bildnachweis

Die Zahlen beziehen sich auf die Abbildungsnummern: –Privatbesitz: Bestmann 1–2; Ewert 3–5; Bredehöft 6,12; Holz 9–10; –Freilichtmuseum am Kiekeberg: 7–8.

VII. Abkürzungsverzeichnis

HKL: Hauptkampflinie

NSV: Nationalsozialistische Volkswohlfahrt

DWH: Deutsches Wohnungshilfswerk

Flak: Flugabwehrkanone